

Der Kreis, Sonderreihe II.1: Das Reich Gottes und das
Reich der Deutschen

Heilig Vaterland? Zur Vorbereitung des 3. Deutschen
Evangelischen Studententages,
Heidelberg 1954

Institut für Zeitgeschichte	
Ak. 9053/99	ZS 2488
Rep.	61

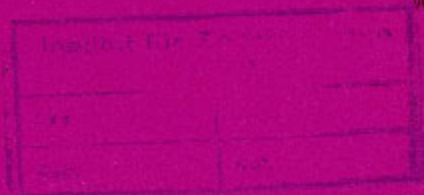
75-2488-1

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

hochschule ost

leipziger
beiträge zu
hochschule &
wissenschaft

Leipzig, 1./2. Quartal 2000
9. Jahrgang



Monika Gibas
Frank Geißler
(Hrsg.)

Chancen verpasst - Perspektiven offen?

Zur Bilanz der deutschen Transformationsforschung

hochschule

leipziger beiträge
zu hochschule &
wissenschaft

ost

1-2/00

Institut für Zeitgeschichte IZG	
..	8- ES 2488
..	..
..	..

hochschule ost. leipziger beiträge zu hochschule & wissenschaft

Herausgegeben von Peer Pasternack

Redaktion:

Sonja Brentjes, Frank Geißler, Monika Gibas,
Thomas Neje, Peer Pasternack, Georg Schuppener

Redaktionsanschrift: Universität Leipzig, PF 920, 04009 Leipzig.

Tel. (0177) 32 70 900.

E-Mail: hso@rz.uni-leipzig.de

www.uni-leipzig.de/~hso

hochschule ost ist keine Publikation der Universität Leipzig. Sie erscheint in ausschließlicher Verantwortung der Redaktion. V.i.S.d.P. ist der Herausgeber. Die veröffentlichten Beiträge geben selbstverständlich nicht in jedem Falle Meinungen der Redaktion wieder. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten (Ausdruck & Diskette) ein. Ein Veröffentlichungsanspruch besteht nicht.

ISSN 0944-7989

CHANCEN VERPASST – PERSPEKTIVEN OFFEN? ZUR BILANZ DER DEUTSCHEN TRANSFORMATIONSFORSCHUNG

Monika Gibas:

Verpasste Chancen, aber offene Perspektiven?
Zur Bilanz der deutschen Transformationsforschung..... 9

Michael Vester (Interview):

Bilanz und Perspektiven der Transformationsforschung..... 14

Rolf Reißig:

Die deutsche Transformationsforschung der ersten und zweiten
Generation. Eine Bilanz..... 26

Dieter Segert:

Mit dem Ende der abgeschlossenen Epoche beginnt eine neue,
aber welche?..... 43

Peer Pasternack:

Hochschultransformation – Hochschultransformationforschung –
Hochschulforschung..... 52

Karin Sell:

Institutionenbildung „à la carte“ in neuen Demokratien, oder:
Was Äpfel von Birnen lernen können..... 84

FORUM

Roland Köhler:

Berichtigung einer Universitätsgeschichte.
Hans Georg Gadamer zum 100. Geburtstag..... 103

Günter Wirth:

„Lost moments of history“
Zur Problemsicht Gadamers und Litts in den Debatten von 1946..... 121

Werner Terpitz:

Abschied vom Vaterland.
Ein gesamtdeutscher Studentenprotest 1954..... 128

DOKUMENTATION

Zeitzeugnis und eine Lesordiskussion zum Evangelischen Studententag in Heidelberg 1954.....	147
--	-----

FORUM*Bruno Schelhaas:*

DDR-Geographiegeschichte. Problemlagen und Zugriffe einer wissenschaftshistorischen Rekonstruktion.....	161
--	-----

Johanna Sänger:

Der Turm von Jena. Ergebnisse eines Forschungsprojekts.....	179
---	-----

Herbert Wölge:

Die Leibniz-Sozietät im Jahr 300 der Berliner Akademie.....	195
---	-----

Arno Hecht:

Zur Dynamik des Berufungsgeschehens an den Universitäten der neuen Bundesländer. Die Gewinner der Einheit.....	210
---	-----

Angela Zampe:

„Neu? Medien, Länder, Konzepte“ – Medienausbildung in Ostdeutschland.....	222
--	-----

Michael Laschke & Brigitte Lindert:

Was aus ihnen geworden ist. Absolventinnen der Technischen Fachhochschule Wildau.....	233
--	-----

Klaus Höpcke:

Peter Glotz und Wolfgang Bergsdorf.....	247
---	-----

Melanie Heldt & René Kremkow:

Einflußfaktoren bei studentischen Lehrbewertungen an sächsischen Hochschulen.....	258
--	-----

Gertraude Buck-Bochler & Anke Burkhardt:

Hochschulmedizin in Deutschland. Auf der Suche nach adäquaten Rechts-, Organisations- und Finanzierungsmodellen.....	283
---	-----

REAKTIONEN

Günter Wirth:

Zu „Akademische Rituale“, hso 3-4/1999..... 297

Jürgen Werner:

„Magnifizenz“ oder nicht „Magnifizenz“, das ist hier die Frage.

Zu „Rituale der Akademiker“ und „Talare über Latzhosen“..... 303

DOKUMENTATION

In der Forschung liegen oft die kleinen Unis vorn.

Im Westen Aachen, im Osten Chemnitz auf Rang 1..... 305

Wilhelm Pauli:

Grauschleier über der Stadt, Frankfurt an der Oder im Spannungsfeld zwischen europäischen Hoffnungen und völkischen Walfungen. Ein Stimmengeflacker..... 309

PUBLIKATIONEN

Peer Pasternack: Bibliographie Wissenschaft und Hochschulen in

Ostdeutschland und Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart..... 318

1. Zu Wissenschaft & Hochschule in SBZ/DDR/

Ostdeutschland seit 1945..... 318

2. Zu Wissenschaft & Hochschulen in Osteuropa..... 329

Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/

Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): Hochschulen in den neuen

Ländern der Bundesrepublik Deutschland (Thomas Neie)..... 336

Christian W. Wolff (Hg.): Wandel in Deutschland –

Prozeß oder Abrechnung? (Ulrich van der Heyden)..... 338

Alfons Söllner/Ralf Walkenhaus (Hg.): Ostprofile.

Universitätsentwicklung in den neuen Bundesländern

(Falk Breitschneider)..... 340

Walter Jens: Aus gegebenem Anlaß. Texte einer Dienstzeit

(Jürgen Werner)..... 345

Autorinnen & Autoren..... 349

Abschied vom Vaterland

Ein gesamtdeutscher Studentenprotest 1954

Werner Terpitz
Oberwinter

Im August 1954 fand in Heidelberg ein Studententag statt, der die Öffentlichkeit in ungewohntem Maße bewegte. Er blieb bis 1989 das letzte vergleichbare gesamtdeutsche studentische Ereignis. 350 von insgesamt etwa 1200 Studenten kamen aus der DDR.¹ Danach waren solche gemeinsamen Großveranstaltungen nicht mehr möglich.

Auf der Tagesordnung standen damals die deutschen Themen Vaterland, Reich und Nation, die diesem heute fast vergessenen 3. Deutschen Evangelischen Studententag ihre große Beachtung gaben und zu monatelangen Diskussionen in den Leserspalten der Zeitungen führten. Hier war eine Stimmungslage dieser „skeptischen Generation“² zum Ausdruck gekommen, die, gleichsam als Gegenreaktion auf das kollektivistische, ideologische Denken der Nachkriegszeit, eine Lebenseinstellung artikuliert, die individualistisch,³ rationalisierend, antiideologisch und doch bewußt staatsbürgerlich war. Eines der Schlagworte hieß „Nachdenken, auch wenn es weh tut“. Es war ein radikales Denken gegen Erfülltes und Geglaubtes, das nun die Begriffe Vaterland, Nation und Reich in ihrem

¹ 250 Studenten waren die staatlich erlaubte Quote, der Rest kam über private Einladungen. Ein Hinweis auf das Treffen fand sich an dieser Stelle bereits einmal vor sieben Jahren, vgl. Klaus-Dieter Kaiser: *Gemeinsame Verantwortung zur Geschichte der Trennung der Evangelischen Studentengemeinden 1967*, in: *hochschule ost* 2/1993, S. 18.

² Nach Hans Rothfels. Die Nation, Meyers Enzyklop. Lexikon, Bd. 16, Mannheim 1976, S. 773 ff., ist der Begriff eine Prägung von Helmut Schelsky. Peter Glotz, Geleitwort zu Christian Krause/Detlev Lehnert/Klaus-Jürgen Scherer: *Zwischen Revolution und Resignation. Alternativkultur, politische Grundströmungen und Hochschulaktivitäten in der Studentenschaft...*, Bonn 1980, S. 3, würde sie lieber „angepaßte Generation“ nennen!

³ Eine individualistische Grundströmung dieser Jahrgänge vermutet in einer Betrachtung vor dem Studententag Horst Barnack, sieht sie aber als Gegenströmung zum Nationalismus „wesentlich im Gefühl beheimatet“ und nimmt an, daß sie nicht beständig sei: *Wir Deutschen*, in: *Mitteilungen der Evangelischen Studentengemeinde und der Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland*, Nr. 9, Juli 1954, S. 1 ff.

bisherigen Verständnis als „Denkmatsche“ abtat und die Verknüpfung des Nationalen mit dem Christlichen als illegitim, ja blasphemisch anprangerte. Und es war ein Protest gegen die Restauration alter Vorstellungen im Westen, partiell auch im Osten.⁴ Die „Heidelberger Studenten“, wie man sie bald nannte, konnten nicht mehr nachvollziehen, daß Volk und Vaterland gottgewollte Einrichtungen seien, und daß man dem Vaterland als etwas Heiligem Verehrung entgegenzubringen habe. Das Volk war für sie das faktisch Vorhandene, ohne Anspruch auf unveränderbare Identität, ohne Anspruch auf Bestand.⁵

Das offizielle Thema der Tagung „Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen“ klang nicht provokativ. Was dagegen schon viele Wochen davor Anstoß erregte, war das schmale Vorberereitungsheft. Es zeigt einen morbide gewordenen Reichsadler und den vielfach verschnörkelten, fragenden Titel „Heilig Vaterland?“. Vor einem halben Jahrhundert war diese Wortverbindung jedem geläufig. Wir alle kannten doch den schaurig-schönen Hymnus, dessen erste Strophe lautet:

*„Heilig Vaterland, in Gefahren
deine Söhne stehn, dich zu wahren.
Von Gefahr umringt, heilig Vaterland,
schau, vor Waffen blinkt jede Hand“⁶.*

Die eindringliche Ästhetik dieses Liedes machte es uns zur religiösen Pflicht, für Deutschland, „Haupt bei Haupt“ zu fallen, zu vergehen, damit das Land bleibe. Als „Söhne des heiligen Vaterlands“ hatten wir es im Jungvolk, der Kinderorganisation der Hitler-Jugend, gelernt und an Lagerfeuern gläubig gesungen. Das Lied war eine späte Jugendsünde des 36jährigen Hymnen- und Kirchenliederdichters R. A. Schröder, dessen

⁴ Um diese Zeit versuchte sich die DDR als Sachwalter der Interessen der deutschen Nation darzustellen und bemühte dabei nationale Dichter der Romantik. Vgl. auch den Wortlaut der Nationalhymne der DDR. Ausführlich dazu und zur wechselnden Akzeptanz des nationalen Wortlauts dieser Hymne: Hermann Kurze: Hymnen und Lieder der Deutschen, Mainz 1990, S. 151 ff.

⁵ Die Vorträge und einige zusammenfassende Texte erschienen später in: Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen. Dritter Deutscher Evangelischer Studententag 1954, *Der Kreis*, Sonderreihe Heft 1, Stuttgart 1954. (Im folgenden: *Der Kreis*).

⁶ Zitiert aus: Ernst Theodor Echternayer: Auswahl Deutscher Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neu gestaltet von Richard Wittsack, 49. Aufl. Berlin 1943, S.571. Abweichend von der Druckfassung sang man die zweite Zeile „...deine Söhne sich um dich scharen“.

ganz anders lebensferne Deutschland-Hymne von 1951 beinahe die westdeutsche Nationalhymne geworden wäre.⁷

Die Vaterlandskritik kam keineswegs nur von christlichen Studenten. Sie war – ohne den theologischen Aspekt – schon 1953 von den *Frankfurter Heften* thematisiert und mit erfrischend unbefangenen Primärtexten belegt worden.⁸ Das hatte etliche Mitmenschen ziemlich erschreckt. Der damalige Bundesinnenminister Gerhard Schröder, CDU und betont evangelisch, hatte dem Denken der Primärer vehement widersprochen und es als das einer Minderheit, die nicht die deutsche Jugend repräsentiere, bezeichnet.⁹ Damals hatte die Diskussion noch keine Breitenwirkung. Jetzt aber lenkte das Vorbereitungsheft des Studententags die Aufmerksamkeit der Journalisten und damit ihrer Leser und Hörer auf das Thema. Daß die Leitung der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland (ESGD) als Veranstalterin ihres Studententags die Heiligkeit des Vaterlands plakativ mit einem Fragezeichen versehen hatte, wurde heftig kritisiert. Christlich-konservative Politiker und etliche Kirchenmänner empfanden den Vorgang schlichtweg als skandalös. Gerade von dieser studentischen Organisation, die kurz vor dem Kriege aus dem kirchlichen Widerstand heraus entstanden war,¹⁰ hatte man ein verantwortlich staatstragendes Denken im Sinne der Kritiker erhofft – mit einem Bekenntnis zum Vaterland.

Was diesen Studententag in der Rückschau so irritierend erscheinen läßt, ist einmal die Diskrepanz zwischen den alten Denkstrukturen, die trotz des Umbruchs 1918 und des völligen Zusammenbruchs 1945 in der westdeutschen Wirklichkeit der 50er Jahre wieder artikuliert wurden, und der unbefangenen, antiideologischen Radikalität der studentischen Thesen, die später von der 68er-Bewegung¹¹ so nicht mehr akzeptiert wurde. Es ist zum anderen der verwunderliche Gegensatz zwischen den geistig

⁷ Abgedruckt bei Hermann Kurzke a.a.O., S. 60. Die schwer verständliche Hymne schweigt klischeehaft in den christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung.

⁸ Ohne Verfasser: Wofür lohnt es sich ...?, in: *Frankfurter Hefte*, 8. Jahrg., November 1953, S. 863 ff.

⁹ Dies berichtet Klaus Scholder in: *Deutsche Universitäts Zeitung*, 7. Dezember 1953, S. 3 ff. (4).

¹⁰ Vgl. H.-C. Rohrbach in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, Bd. 3, 3. Aufl., Tübingen 1962, Stichwort: Studentengemeinde, I. Evangelische, Sp. 422 ff.

¹¹ Die 68er-Bewegung zeigte seit Beginn einen Hang zum Ideologischen und Kollektiven: Christian Krause/Detlev Lehnert/Klaus-Jürgen Scherer, a.a.O., S. 28 f.

nur unzulänglich ausgerüsteten Studenten und ihren meist viel älteren, an Bildung überlegenen Gegnern, die um die Gültigkeit ihrer Gaubensüberzeugungen fürchteten. Es gab schließlich eine Nebendiskussion, die geeignet war, weniger geübte studentische Diskussionsleiter in den Gruppen vom Hauptthema abzulenken. Sie betraf das Wie der Wiedervereinigung, das nun einmal nicht auf der Tagesordnung stand. Es sollte, wie bei kirchlichen Tagungen üblich, als konkretes politisches Thema den persönlichen Gesprächen vorbehalten bleiben. Treibend waren hier immer wieder die Vertreter der DDR-Presse, aber auch einige westliche Journalisten, denen der Abbau alt-ideologischer Denkmals nicht so interessant war, wie der erhoffte oder befürchtete Knüller, der gesamtdeutsche Evangelische Studententag fördere Verhandlungen der Adenauer-Regierung mit der DDR.

Nachkriegsstudenten

Der Neubeginn an den deutschen Universitäten nach 1945 – oft ein unvorstellbares Provisorium in Halbruinen oder Baracken – fand mit Studenten statt, die meist nach dem Abitur oder mitten im Studium mit nationaler Begeisterung in den Krieg gezogen waren. Viele hatten schon an der Front zu begreifen begonnen, daß man sie betrogen hatte. Etliche waren durch Verwundungen für ihr Leben gezeichnet. Frauen hatten Hilfsdienste geleistet. Jetzt räumten sie gemeinsam die Trümmer ihrer Hochschulen, hungerten und diskutierten. Es herrschte eine Mischung von Arbeitsatmosphäre und Aufbruchstimmung.¹² Auch die nach 1950 Studierenden gehörten noch zur Erlebnisgeneration; sie hatten Nazidiktatur, Bombenkrieg, Vertreibung, Heimatflak, oft auch Fronteinsatz im jugendlichen Alter hinter sich. Die Nachkriegsstimmung setzte sich fort. In den Hörsälen saßen neben jungen Studenten mit normalem Abitur Spätheimkehrer und im Westen zunehmend auch Studierende, die aus der DDR geflohen waren. Die meisten Studenten lebten nach heutigen Maßstäben unvorstellbar dürftig. In manchen Universitäten erhielten die ärmsten immer noch eine Art Schulspeisung.¹³ Viele arbeiteten zwischendurch in Fabriken oder auf

¹² Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller: Nachkriegssemester. Studium der Kriegs- und Nachkriegszeit. Stuttgart 1990, S. 61 ff. und 171 ff.

¹³ In Tübingen z.B. noch im Sommer 1952.

Baustellen. Im Osten kamen dazu der politische Druck und die Unwägbarkeiten bei der Zuteilung von Studienplätzen.¹⁴

Die geistigen Informationsquellen waren dürftig. Fachbücher besaßen nur wenige. Wichtigste Lernquelle waren die eigenen Vorlesungsmitschriften. Nur wenige leisteten sich eine Zeitung. Noch seltener hatten sie Radios, deren Betrieb Strom sparende Wirtinnen argwöhnisch beobachteten. In Gesprächen und den immer wieder geführten politischen Diskussionen gab man Informationen weiter. Bei Vorträgen von Politikern waren die Säle überfüllt.

Die Alliierten hatten miteinander schon vor Kriegsende die Reeducation, die politische Umerziehung der deutschen Nation vereinbart. Sie wurde ein Flop, weil die Theorien der eifernden Kulturzuständigen nicht auf die Wirklichkeit paßten.¹⁵ Am ehesten zeigte sie ihre Wirkungen in der sowjetischen Zone, weil hier die antifaschistische Umerziehung im Endeffekt auf eine Anpassung an neue diktatorische Verhältnisse abzielte und mit drastischen Machtmitteln betrieben wurde. Nach dem nationalsozialistischen Irrsinn hatten die meisten genug von der tristen Tagespolitik und kümmerten sich nur noch um das Überleben. Wer etwas erreichen wollte, paßte sich den neuen Verhältnissen an und verdrängte das nationalsozialistische Vorleben. Nur wenige Lehrer oder Professoren lebten uns ein radikales, kritisches Verhalten vor und überprüften hergebrachte Strukturen. Anregungen waren eher zufällig. Den Tip, Tucholsky zu lesen, bekam ich z.B. von Mitstudenten. Von Huelsenbeck und Dada hörte ich erst viel später.

Was in Heidelberg zum Ausbruch kam, das waren Erkenntnisse aus unzähligen Diskussionen in Studentenbuden. Die überstandene Katastrophe trieb an nachzudenken. Es gab aber auch andere Impulse: Die Entmythologisierungstheologie Bultmanns¹⁶ und seiner Schüler hatte in den Studentengemeinden Konjunktur. Sie hatte nichts mit der Entmythologi-

¹⁴ Bei der Zuteilung von Studienplätzen in der SBZ ging es von Anfang an darum, das bürgerliche Bildungsprivileg zu brechen und Systemkritiker auszugrenzen. Hierzu: Marianne und Egon Erwin Müller: „... stürmt die Festung Wissenschaft!“. Die Sowjetisierung der mitteleuropäischen Universitäten seit 1945. Berlin 1953, S. 74 ff. Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller: Anpassung, Widerstand, Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945 - 1961. Köln 1994, S. 26 ff.

¹⁵ Zur Re-education und ihren Irrtümern eingehend Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller: Nachkriegssemester. a.a.O. S. 81 ff.

¹⁶ Eine kurze plastische Darstellung der Theologie Ludwig Bultmanns gibt Alan Richardson: Die Bibel im Zeitalter der Wissenschaft. Göttingen 1964, S. 92 ff.

sierung des Vaterlands zu tun. Aber sie zeigte, wie befreiend es sein kann, anerkannte Gefühlswelten durch radikales Nachdenken infrage zu stellen. Wir jedenfalls begannen nun, die christliche Überhöhung des Staates kritisch zu betrachten, nicht nur den menschenverachtenden Nationalsozialismus, sondern auch dessen Wurzeln: den Nationalismus, den Antisemitismus, die Ablehnung des Sozialismus und des Pazifismus, die Förderung des Militarismus und schließlich das moralisierende Ausklammern der Moderne in Kunst und Literatur.

Studentische Organisationen

Die ESGiD, Veranstalterin unserer Tagung, war damals wohl an westdeutschen Universitäten und Hochschulen die größte studentische Gruppierung. Sie verstand sich als evangelische Gemeinde an der Universität¹⁷ und hatte Anteil am damaligen Ansehen der beiden großen Kirchen, die in der neochristianisierten Nachkriegsgesellschaft, bis hinein in die staatliche Politik, als moralische Instanzen großen Einfluß hatten. Diese Einbindung der Kirchen war allerdings nicht nur zukunftsweisend zu verstehen im Sinne einer christlich-ethischen Neuorientierung der Gesellschaft, sondern auch rückwärts gewandt, anknüpfend an traditionelle Werte und die in der Adenauerzeit so beliebte Rückbeziehung auf das „christliche Abendland“,¹⁸ unter Studenten eher ein Gegenstand des Spottes. Die ESGiD war als einzige studentische Organisation bis in die 60er Jahre hinein gesamtdeutsch. Über Patengemeinden wurden intensive grenzüberschreitende Kontakte gepflegt, soweit die DDR-Behörden das zuließen. Die Finanzierung der leitenden Studentenpfarrer, der Veranstaltungen und der Räume oblag den Landeskirchen. Politisch waren die Studentengemeinden neutral.

Die Katholische deutsche Studenteneinigung (KDSE) war die Spitzenorganisation einerseits ihrer örtlichen Studentengemeinden als Gemeinden

¹⁷ Im einzelnen H.C. Rohrbach, a.a.O., Sp. 423. Eine ausführliche, plastische Darstellung der Evangelischen Studentengemeinden in der SBZ/DDR bis 1961 bei Waldemar Kronig/Klaus-Dieter Müller: *Anpassung, Widerstand, Verfolgung*, u.a.O., S. 353 ff. Für die Zeit danach vgl. Klaus-Dieter Kaiser: *Gemeinsame Verantwortung. Zur Geschichte der Trennung der Evangelischen Studentengemeinden 1967*, in: *hochschule ost* 2/1993, S. 18-25, und ders.: *Die Arbeit der Evangelischen Studentengemeinden in der DDR*, in: ebd., S. 5-10.

¹⁸ Über diese Zeitstimung im einzelnen: Friedrich Heer: *Abendland*; in Meyers Enzyklop. Lexikon, Bd. 1, Mannheim 1971, S. 57 ff.

an der Universität, andererseits aber auch der zahlreichen katholischen Korporationen¹⁹. Als Gemeinden unterstanden sie den Bistümern, die auch für die wirtschaftliche Basis zuständig waren. Katholische Studentengemeinden in der DDR waren nicht der KDSE angeschlossen, hielten zu ihr aber engen Kontakt.²⁰

Zu den politischen Studentengruppen zählten in erster Linie die mitgliederschwachen aber aktiven Ableger der drei wichtigsten Parteien, der damals SPD-treue Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS),²¹ der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS)²² und der Liberale Studentenbund Deutschlands (LSD)²³. Der Ring Politischer und Freier Studentenverbände, dem alle drei angehörten, zerbrach 1955 an Differenzen in der Korporationsfrage.²⁴ Ihre Tätigkeit blieb damit auf die alte BRD begrenzt. Die Politischen Studentenverbände bekämpften ebenso wie ihre Parteien die Versuche der FDJ, über sportliche Veranstaltungen oder Friedensbewegungen im Westen Fuß zu fassen.²⁵

Hefziger Streitpunkt war an den westlichen Hochschulen das Wiedererstehen der Korporationen, initiiert und intensiv gefördert durch deren bald wieder wohlhabende Altherrenschaften, die bestrebt waren, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.²⁶ Zwar akzeptierte man in der kritischen

¹⁹ R. Hauser in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3, 3. Aufl., Tübingen 1962. Stichw. Studentengemeinde, II. Katholische, Sp. 424 f.

²⁰ Vgl. dazu Peter-Paul Straube: Katholische Studentengemeinde in der SBZ/DDR, in: *hochschule ost* 2/1993, S. 11-17, und ders.: Katholische Studentengemeinde in der DDR als Ort eines außeruniversitären Studium generale, in: *hochschule ost* 4/1995, S. 57-64.

²¹ Willy Albrecht, Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken, Bonn 1994. Jürgen Briem: Der SDS. Die Geschichte des bedeutendsten Studentenverbandes der BRD seit 1945, Frankfurt 1975.

²² L. Krappmann in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3, 3. Aufl., Tübingen 1962, Stichw.: Studentenverbände, 1c) seit 1945, Sp. 427, a.a.O.

²³ L. Krappmann, a.a.O.

²⁴ Werner Terpitz: Methodenstreit, in: *ansätze. Eine Semesterzeitschrift der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland*, 1955, Heft 3 (keine Seitenzahlen).

²⁵ Hierfür zwei Beispiele: Der Vorstand der SPD gab unter dem Titel „Jugend gib acht! Kommunistische Agenten greifen nach der deutschen Jugend“ eine Serie von Heften zu Einzelthemen heraus: Thema des mir vorliegenden Heftes: Die „Darmstädter Aktionsgruppe“ (ohne Jahr, wohl 1952). – Vom Ring politischer und freier Studentenverbände stammt das Heft: Gesamtdeutscher Studentensport? (ohne Jahr, wohl 1954).

²⁶ Politisch führend im Kampf gegen das Wiedererstehen des alten Korporationsgeistes war der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). In einzelnen: Willy Albrecht, a.a.O., S. 98 ff., Jürgen Briem a.a.O., S. 112 ff.

studentischen Öffentlichkeit die katholischen Korporationen, den sich evangelisch verstehenden Wingolf²⁷ und vielleicht gerade noch einige andere nichtschlagende Verbindungen. Daß sich aber Burschenschaften, Landsmannschaften und Corps mit ihrem völkischen Gedankengut breit machten, nationale Parolen artikulierten und altertümliches Mannes- und Standesdenken restaurieren wollten, wurde gerade auch in den Studentengemeinden als ärgerlich und als Hindernis auf dem Weg in eine moderne demokratische Gesellschaft betrachtet.²⁸ Die Korporationsdebatte stand an den westlichen Hochschulen lange Zeit im Vordergrund und war beim Heidelberger Studententag schon deshalb präsent, weil die enge Verknüpfung von Gott und Vaterland zum festen Bestand des Denkens in fast allen Verbindungen gehörte.²⁹

In der DDR gab es damals außer den in ihrer Arbeit immer wieder behinderten Studentengemeinden keine vom Staat unabhängigen studentischen Organisationen. An den Universitäten betätigten sich unmittelbar nach dem Kriege neben den SED-Studenten auch CDU- und LDP-Studenten sowie von der FDJ dominierte studentische Arbeitsgemeinschaften. Bei den Wahlen zu den Studentenräten gelang es an etlichen Hochschulen, SED und FDJ in die Minderheit zu drängen. Durch erheblichen Druck, bis hin zur Verhaftung gewählter Studentenfürher, gelang es denen aber, die Macht an sich zu reißen. Ab etwa 1950 ging die Funktion der Studentenräte auf die FDJ über.³⁰

Prägende Ereignisse

Der 17. Juni 1953, der als Arbeiteraufstand zur unbewaffneten Volkserhebung gegen das kommunistische Regime in der DDR geworden war, der aber im Hinblick auf die bewaffnete Überlegenheit der Besatzungsmacht

²⁷ Zu den christlichen Studentenverbänden: J. F. Staats in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3, 3. Aufl., Tübingen 1962, Stichw.: Studentenverbände, 2. Zu christlichen, Sp. 427 f.

²⁸ Werner Torpitz: Methodenstreit, a.a.O.

²⁹ Unter der Überschrift „Heilig Vaterland?“ – Heilig Vaterland“ nimmt Klaus Amberger in den *Burschenschaftlichen Blättern*, Oktober 1954, S. 289 ff., zum Heidelberger Studententag sowie dem Fragezeichen hinter dem Wort Vaterland Stellung und prägt den Schlusssatz: „Für uns hat es ein solches Fragezeichen zu keiner Zeit gegeben.“

³⁰ Marianne und Egon Erwin Müller: „... stürmt die Festung Wissenschaft!“, a.a.O. S. 92 ff. Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller: Anpassung, Widerstand, Verfolgung: a.a.O., S. 148 ff.

chancenlos blieb, hatte zu einer außergewöhnlichen Solidarisierung der westlichen Bevölkerung mit der östlichen geführt. Es war ein ähnlicher Vorgang, wie fünf Jahre zuvor bei der Abschnürung Berlins und der Luftbrücke oder wie acht Jahre danach beim Bau der Mauer. Diese Ereignisse erzeugten jeweils so etwas wie eine nationale, gesamtdeutsche Stimmungslage der Solidarität. Bei den Teilnehmern des Studententags waren die Erinnerungen an die Vorgänge des 17. Juni 1953 noch frisch. Mit Genugtuung nahmen sie jetzt die von der DDR-Regierung verfüigten Reiseerleichterungen zur Kenntnis.

Gegen vielfache Erwartungen konnte Anfang Juli 1954 in Leipzig der Evangelische Kirchentag stattfinden, eine Massenveranstaltung mit zum Schluß mehreren hunderttausend Christen mitten in der DDR. An die zehntausend Dauerteilnehmer waren aus Westdeutschland angereist.³¹ Für alle, die dabei waren, auch für die Bewohner Leipzigs, war dies ein denkwürdiges gesamtdeutsches Ereignis. Der meinungsbeherrschende Staat nahm sich für einige Tage zurück, die Meinungsdictatur schien vorübergehend aufgehoben.

Bei vielen Deutschen hat bis heute der Fußball-Sieg der deutschen Mannschaft bei den Weltmeisterschaften Anfang Juli 1954 immer noch einen hohen Stellenwert. Es war ein warmer Sonntag, ich ging in Bonn durch fast menschenleere Straßen. Überall schallte durch geöffnete Fenster aus Lautsprechern die Stimme des damals bekanntesten Sportmoderators. Er lud das Gemeinschaftsgefühl der Nation auf, das am Ende in Siegestaumel einmündete. Das geschlagene und gedemütigte Volk ließ sich durch einen Fußballsieg aufrichten: „Wir sind wieder wer!“. Und Pecco Bauwens, der Fußballpräsident, tönnte im Taumel, am deutschen Fußballsieg werde sichtbar, wie sich ein besiegttes Volk aus dem Staub erhebe.³²

„Heilig Vaterland?“

Als dieser Sieg über Ungarn das deutsche Volk in neuem Glücksgefühl vereinte, hatte ich das Vorbereitungsheft schon in Händen. Auf den ersten Blick enthält es, von dem damals anstößigen Titel abgesehen, nichts Her-

³¹ Deutscher Evangelischer Kirchentag: Telefonische Auskunft vom 14.2.2000.

³² Dies zitiert und kritisiert Erwin Krämer in seinem Vortrag, *Der Kreis*, a.a.O., S. 66.

ausragendes: eine längere Einleitung, zwei nachgedruckte Beiträge und das Programm.

Horst Bannach, der Generalsekretär der ESGTD, etwa anderthalb Jahrzehnte älter als die meisten Studenten, versucht eingangs, das Tagungsthema behutsam abzustecken. Für ihn ist es ein Wir-Thema: Wir Deutschen und die anderen Europäer. Werden wir von den anderen angenommen? Können wir eine politische Rolle in Europa spielen? Wie läßt sich die besondere Gefühlsanfälligkeit der Deutschen beherrschen? Müssen wir in unserem Nationalgefühl nicht auch das Gefühl der Scham unterbringen? Dann erst kommt die vorsichtige Frage, ob das, was wir Nation nennen, vielleicht „gar keine Notwendigkeit aus sich selbst“ habe. Sie geht aber gleich über in die Wir-Frage, was Gott von den Völkern, auch dem deutschen Volk erwarte.

Der erste der beiden in das Vorbereitungshoft übernommenen Beiträge ist damals sieben Jahre alt und offenbar schon mehrfach abgedruckt. Dolf Sternberger, damals einer der bekanntesten Publizisten, hat ihn zuerst 1947 in der von ihm gegründeten Zeitschrift *Die Wandlung*³³ veröffentlicht. Es ist ein auffallend früher Nachkriegs-Beitrag zum Thema Vaterland. Sternberger wird offenbar von keinem Zweifel an der Institution Vaterland gequält. Er beklagt, daß der vaterländische Gedanke von den falschen Leuten okkupiert, „gepachtet,“ worden sei. Sie „kommen von 'rechts', aus der Gegend der antirepublikanischen, feudalistischen oder monarchischen Schichten, Verbände und Interessen“. Der Begriff des Vaterlands erfülle sich demgegenüber erst in einer freien Verfassung, der republikanischen, demokratischen. Und es gehe nicht um das Sterben für das Vaterland, sondern darum, im Vaterland miteinander zu leben. – Im Kontext aber fällt auf: Die jahrhundertlang eingeprägte Verbindung von Vaterland und Gott, gar das Attribut „heilig“, werden von Sternberger nicht berührt, als habe es sie nie gegeben. Er akzeptiert über den Begriff Heimat das naturhafte Element, definiert Vaterland aber, als sei es seit je religionsgereinigt, als „das geschichtliche Feld und Medium unseres eigenen freien Wirkens und Bildens“.

Geradezu nüchtern liest sich dagegen der aus der *Deutschen Universitätszeitung*³⁴ entnommene Beitrag eines bis dahin unbekanntem dreißigjährigen Studenten. Klaus Scholder heißt er. Zwei Jahre danach

³³ Begriff des Vaterlands, in: *Die Wandlung*, 2. Jahrg. 1947, S. 494 ff.

³⁴ Vom 7. Dezember 1953, S. 3 ff.

wird er promovieren, dann habilitieren. Später ist er als evangelischer Theologe Ordinarius für Kirchengeschichte. Er begrüßt die in den *Frankfurter Hefen*³⁵ abgedruckten Äußerungen der Primaner als Bestätigung einer lange erhofften radikalen Wandlung in Bezug auf den Vaterlandsbegriff:

„Der Begriff des Vaterlands ist tot, so wie manche anderen Begriffe in ihrer überkommenen Bedeutung tot sind, die Nation etwa, oder das Reich. Das muß einmal gesagt und es muß ernst genommen werden.“

Scholder setzt sich mit dem korporationsnahen Vaterlandsverständnis von Hermann Ehlers,³⁶ dem damaligen Bundestagspräsidenten, auseinander und mit der Meinung des Bundesinnenministers Gerhard Schröder, der vermutete, daß die befragten Primaner nur von einem Radio-, Kühlschrank- und Motorradprospekt zum anderen leben wollten und gesagt habe, ihm scheine „der Gedanke, diese unsere Nation zu schützen, zu verteidigen und zu entwickeln ... wert, daß wir für ihn leben, mit voller Hingabe leben“. Scholder versucht nachzuweisen, daß der Vaterlandsbegriff stets notwendig mit dem Heiligen, mit Gott verbunden sei, und rät, Abschied zu nehmen von diesem Begriff, denn eine Verbindung von Gott und Vaterland sei heute nicht mehr möglich. Nach seiner Überzeugung sei die Vaterlandsvorstellung keine Voraussetzung für verantwortliches staatsbürgerliches Miltendenken. Schließlich sei es konsequent, die Freiheit höher einzuschätzen als die Wiedervereinigung.

Heute erscheint dieser bescheiden an das Ende des Vorbereitungshefts gesetzte Beitrag von Scholder wie ein vorweggenommenes Protokoll über die wichtigsten Denkergebnisse der erwarteten Tagung.

Die Akteure

Die Leitung der ESGiD bestand überwiegend aus Theologen, jungen Intellektuellen, die aus eigener Anschauung den Krieg und die Nachkriegsstimmung an den Universitäten kannten, die Probleme, mit denen sich die Studenten herumschlügen, auch deren bohrende Fragen nach den Wurzeln des Nationalismus, der so oft auch von Kanzeln herab gepredigt worden

³⁵ Vgl. oben Fn. 7.

³⁶ Hierzu am besten Hermann Ehlers selbst: Um dem Vaterland zu dienen. Reden und Aufsätze, postum herausgegeben von Friedrich Schramm, Köln 1955. Darin speziell die Rede vom 18. 1. 1953: Der Reichsgedanke heute, S. 44 ff.

war. Ihnen als Veranstaltern ging es darum, hier kompetente Denkanstöße anzubieten. Wichtig war eine Vertiefung der historischen und theologischen Kenntnisse über eine Entwicklung, die letztlich zu einer Personifizierung, Mystifizierung und Heiligsprechung der Nation geführt hatte. Sie wußten, daß diese in der Kriegszeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit aufgewachsene Studenten-Generation erhebliche Bildungsdefizite aufwies und jahrelang statt handfester Fakten Ideologisches gelernt hatte. Aber sie hatten die Radikalität der Teilnehmer unterschätzt.

Auch die acht Vortragenden hatten typische Schicksale jener Zeit hinter sich, und die knappen Hinweise auf die jeweilige Vita lassen hier und da ahnen, welche Dimensionen ihre Lebenserfahrungen hatten. Reinhard Wittram hatte im Riga der Vorkriegszeit an der Herder-Hochschule gelehrt, später im besetzten Posen, dann in Göttingen. Seine Forschungen betrafen osteuropäische Geschichte und Nationalitätenprobleme.³⁷ Gerhard Ritter, Hochschullehrer in Freiburg seit 1925, hatte als Mitglied des Goerdeler-Kreises vor dem Volksgerichtshof gestanden und war 1945 aus dem Gefängnis befreit worden.³⁸ Die Zeit hatte aber auch die sechs Theologen geprägt, alle unter fünfzig, meist deutlich jünger. Sie waren wohl ausnahmslos im Krieg Soldaten gewesen; eine Freistellung für evangelische Theologen gab es nicht. Einige, wenn nicht alle, mögen ihre Laufbahn als „Illegale“ der Bekennenden Kirche³⁹ begonnen haben. Erwin Krämer, Dozent für Pädagogik und Psychologie, wirkte jetzt als Leiter des sozialpädagogischen Seminars in Dortmund,⁴⁰ Heinz Zahrt war Redakteur des *Sonntagsblatts*.⁴¹ Beide waren nach dem Kriege Studentenpfarrer gewesen. Die anderen vier waren es noch; ihre predigtartigen Betrachtungen über das Reich Gottes wurden nun den historischen und zeitkritischen Hauptvorträgen vorangestellt.

Der 2. Weltkrieg hatte nicht nur Haß, Brutalität und Vernichtung erzeugt, sondern auch Nachdenken. Was besonders Krämer und Zahrt an radikalen Gedanken mitbrachten, war sicher nicht erst nach dem Kriege gewachsen, sondern schon in Bunkern und Schützengräben; denn wäh-

³⁷ *Der Kreis*, a.a.O., S. 20. Meyers Enzyklop. Lexikon Bd. 25, 1979.

³⁸ *Der Kreis*, a.a.O., S. 40. Meyers Enzyklop. Lexikon Bd. 20, 1977.

³⁹ Die Bekennende Kirche ordinierte „illegal“ Pfarrer und setzte sie an Orten ein, an denen Pfarrer der Deutschen Christen amtierten.

⁴⁰ *Der Kreis*, a.a.O., S. 62.

⁴¹ Ebd., S. 60.

rend sich alle „kampflähigen,, Männer in der ausweglosen militärischen Maschinerie befanden, wurden zum Ende des Krieges immer mehr von ihnen zu ernüchternden Einsichten über die Mechanismen nationalistischer Ideologien gebracht. Bei manchem kam Wut auf gegen das Regime. Die Karikatur des Nationalen stellte das gefühlsvermeigte Denken über Volk und Vaterland infrage.

Die Vorträge

Die beiden gründlichen Vorträge von Reinhard Wittram und Gerhard Ritter waren den meisten von uns wichtige Nachhilfestunden in geschichtlichen Zusammenhängen. Erst bei Krämer und Zahrt konnten wir uns identifizieren. Die Vorträge und die theologischen Betrachtungen liegen in einer Broschüre vor.⁴²

Wittram, der über das Reich der Deutschen referierte und es uns in sechs Gestalten vorstellte, vom deutschen Reich des Mittelalters bis hin zum schließlich entarteten „germanischen Reich deutscher Nation,“ ließ es nicht bei bloßer Berichterstattung. Er, der Spezialist für die Geschichte des östlichen Europas, flocht Bemerkungen ein über persönliche Fehleinschätzungen im Glauben an den Fortbestand der jahrhunderte alten Strukturen im Baltikum, über die Schwierigkeiten, nachwachsenden Generationen eine Welt verständlich und „ein Ganzes sichtbar zu machen, das keine Gestalt mehr hat“. Und er sprach auch über die neuen Mythen, die Ideologien, die alle, einschließlich des „mythischen Messianismus“ menschlicher Entwürfe, dem Untergang geweiht seien. Wenn uns, die wir jung waren, damals auch mancher Gedankengang fremd erschien, die klare Absage an alle Ideologien und die Ablehnung jeden Sendungsbewußtseins, welcher Nation auch immer, bestätigte unsere Denkansätze.

Ganz anders der um anderthalb Jahrzehnte ältere Gerhard Ritter: Bei allen Schlägen und Erniedrigungen, die ihm das Naziregime zugefügt hatte, war er in seinem Herzen Patriot geblieben. Er malte uns das Bild der schlimmen religiösen Verklärung der Nation, beginnend in den Freiheitskriegen, bis zum Ende unter Hitler. Und dann kamen Aussagen, die uns unruhig werden ließen, über die deutsche Nation, deren Heiligkeit „übersteigert“ worden sei, die als Gemeinschaft von Menschen der Sündigkeit des Menschenwesens unterliege, und nun schuldig und chlos ge-

⁴² Siehe oben: Fn 5.

worden sei. Denn die Nation war für ihn, auch in ihrer Schuldverstrickung, Gottes Ordnung, vergleichbar der Familie oder Stammesgemeinschaft. Als die Nächsten im Sinne des christlichen Liebesgebots nannte er an erster Stelle die „Volksgenossen“, eine Vokabel, die uns, seinen jugendlichen Zuhörern neun Jahre nach Ende der braunen Herrschaft nicht mehr zumutbar erschien. Und als er uns aufrief, wir sollten unser nationales Schicksal als eine Herausforderung Gottes an uns sehen, der uns vielleicht in schwerere Nöte als andere Völker geführt habe, weil er von uns größere und bessere Lösungen erwarte, da kam es zu massiven Protesten. Wir taten Ritters Gedanken sarkastisch als Anregung für ein neues Sendungsbewußtsein ab und beharrten darauf, damit müsse endlich Schluß sein. Man solle Gott nicht wieder unterstellen, mit dem deutschen Volk Besonderes vorzuhaben. Wir wollten als Deutsche endlich normal sein, nichts anderes als Menschen anderer Völker. Ritters Festhalten an der Personhaftigkeit der Nation als einer Art Über-Wesen, kam uns gespenstisch vor. Wo in den Gruppen hierüber diskutiert wurde, sah sich wohl niemand in der Lage, einem Volk oder einer Nation Heiligkeit, Ehre oder Schuld oder ähnliche Attribute zuzubilligen.⁴³

Krämer und Zahntr sprachen unsere Sprache. Erst bei ihren Vorträgen kam es immer wieder zu tosendem Beifall. Das Vaterland wurde lautstark entmythologisiert.

Krämers Thema waren Nationalbewußtsein und Antisemitismus. Daß er gleich zu Beginn zu einem radikalen Nachdenken aufforderte, zu einem gewichtenden Zu-Linde-Denken, das gleichzeitig ein Ethisches ist, nötigte ihn, seine Thesen Schritt für Schritt zu belegen. Er zerpfückte das biologisch und das romantisch begründete Nationalbewußtsein, die beide im Irrationalen, im Gefühlsbereich angesiedelt seien, und analysierte ihre Tendenz, radikale Gegensätze aufzubauen, ein Klima zu erzeugen, das in der Psychologie Irritabilität genannt werde, und sich mit Selbstgerechtigkeit verbinde. Hierzu einige seiner uns damals wichtigen Passagen:

„Nationalbewußtsein kommt her aus Gefühlsbindungen. Erfülltes wird behauptet. Behauptete Gefühle werden in die Gesinnung lokalisiert, und Gesinnung wird zur Norm von Urteilen erhoben. Das ist eigentlich das zentrale Problem unseres deutschen Nationalbewußtseins: Der Normcharakter einer Gesinnung. Das

⁴³ Man muß wohl unterscheiden: 1. Kollektivschuld als Schuld des Volkes, auch der Nachgeborenen; 2. Gemeinschaftsschuld aller Täter und Mitläufer, sowie aller damals lebenden Erwachsenen, die aus Angst vor harter Bestrafung, bis hin zu Konzentrationslager oder Tod, schwiegen.

ist eine ethische Frage erster Ordnung. Denn in demselben Sinn, wie klar formulierte ethische Werte Gebote, ethische Imperative fordern, wird hier auch gefordert. Es entsteht in diesem Klima so etwas wie Konformismus durch Zwang. Gesinnung als Norm führt geradewegs in den Terror. Und es ist sicher nicht zufällig, daß Nationalbewußtsein in diesem Sinne immer eine permanente, treue Begleiterscheinung hat: die Feindschaft gegen den Intellektualismus, d.h. die Feindschaft gegen das nüchterne klare Denken. ... Das aber ist der Anfang jeglicher Barbarei. ... Das deutsche Nationalbewußtsein ist immer an der Grenze der Denksauberkeit, des Ungefährten, des nur zu Erfühlenden gewesen.⁴⁴

So weigerte sich Krämmer, das Volk, das ja nichts Naturhaftes sei, theologisch zur Schöpfungsordnung Gottes zu rechnen:

„Volk ereignet sich in dieser unserer befristeten Zeit und ist mit ihr veränderlich, kann enden, kann neu anfangen. Völker entstehen und Völker vergehen, Völker dauern eine Weile, Völker verändern sich, manchmal sichtbar, manchmal unmerklich.“⁴⁵

In seine Aussage, daß für Christen nie das Volk, sondern immer Menschen Priorität haben müssen, bezog er die Wiedervereinigung ein:

„Die Rede, 'Deutschlands Einheit muß wieder hergestellt werden!' ist mir eine verdächtige Rede. ... Wir sollten aber dies sagen: Laßt Familien zusammenkommen, gebt Kindern wieder ihre Eltern zurück ... Das ist vollmächtiger als alles Reden von der Wiederherstellung der deutschen Einheit.“⁴⁶

In den Diskussionen machten wir daraus die plakativere Formel: Freiheit für die Menschen ist wichtiger als Wiedervereinigung.

Aber das eigentliche Thema war ja der Zusammenhang von Nationalbewußtsein und Antisemitismus. Krämmer beschrieb den Weg vom religiös begründeten Judenhaß zum „modernisierten“, scheinbar wissenschaftlichen, rassistischen Antisemitismus, der – ebenso wie das Nationalbewußtsein – zur politischen Theorie wird, die Gesinnung voraussetzt: Antisemitismus als sittliche Pflicht.

Was er da sagte, fanden wir überzeugend. Als er dann aber, nun ganz Theologe und ohne zu entmythologisieren, die Sonderbeziehung des jüdischen Volkes zu Gott hervorhob, mochte niemand fragen, warum er an dieser Stelle in sein glasklares Denkgebilde nun doch ein Glaubensclement eingegliedert hatte. Aber der Respekt vor den Menschen, die in so grauenvoller Weise Opfer geworden waren, verbot es uns instinktiv, Juden in die Nationalismus-Kritik einzuschließen.

⁴⁴ *Der Kreis*, a.a.O., S. 65.

⁴⁵ *Ebd.*, S. 68.

⁴⁶ *Ebd.*, S. 69.

Zahrnt sprach am Ende der Tagung. Sein Thema war der Einfluß des christlichen Glaubens auf die nationale Hoffnung. Aber er hatte wohl bei der Erarbeitung seines Vortrags das gestellte Thema längst überholt. Eine Nationale Hoffnung konnte er nicht formulieren, nur politische Aufgaben, und die jedenfalls nicht national. Christen sollten über den Nationalstaat hinauswachsen, „dazu mitwirken, daß neue Ordnungen entstehen, die es möglich machen, daß der Mensch Mensch bleibe“.

Zahrnt stand damals noch ganz unter dem Eindruck des Leipziger Kirchentags, der hatte stattgefunden zwischen dem grauen Kolob des Völkerschlachtdenkmal und dem sowjetischen Pavillon, darin die überlebensgroße Statue Stalins mit der Kuppel darüber und der Inschrift: „Die Werke Stalins dauern durch die Jahrhunderte.“ Mittendrin eine Kundgebung „Gott will Realisten“. Manches von dem, was Zahrnt vortrug, war thematisch durch die anderen Vorträge schon vorweggenommen. Aber seine Beispiele beim Gang durch die Geschichte des auf Gott bezogenen Nationalstaats und des daraus erwachsenen Nationalismus waren neu, vielfältig und eindrücklich. Und auch er setzte Fragezeichen an den Bestand der Völker:

„Wer die gegenwärtige Aufteilung der Menschheit in Völker aus Treue gegen Gott unbedingt festhalten zu müssen meint, maßt sich ein Wissen von Gottes Willen an, das ihm nicht zukommt. Wer sagt mir denn, daß es Gottes Wille ist, daß es in alle Ewigkeit Deutsche, Dänen, Belgier, Franzosen, Amerikaner und Russen geben soll? Volk ist eine veränderliche geschichtliche Größe. Völker wachsen zusammen und fallen auseinander“⁴⁷

Adresse dieser damals noch radikal wirkenden Aussage waren wohl nicht nur seine studentischen Zuhörer, sondern auch die vielen Kirchenoberen und christlichen Politiker, denen es schwer fiel, sich von allen Denkstrukturen zu lösen.

Wirkungen

Die Tagung endete weder mit einer Resolution, noch mit einem protokollierten Einheitsergebnis. Sie sollte Plattform sein und zusätzliche Denkanstöße geben. Ihre Grunderkenntnisse hatten die meisten Teilnehmer mitgebracht. Es war im wesentlichen das, was schon Scholder geschrieben hatte. Die im Berichtsheft⁴⁸ den Vorträgen vorangestellte kurze Betrachtung

⁴⁷ Ebd., S. 90.

⁴⁸ Ebd., S. 7.

des Tagungsleiters Horst Bannach ist bereits unter dem Eindruck des heftigen Medienwirbels geschrieben, ist mehr Reflexion als Bericht und will wohl auch beruhigen. Der dort am Schluß abgedruckte Beitrag von Elisabeth Adler, Mitarbeiterin der „Geschäftsstelle DDR und Großberlin“, der BSGID, faßt das, was sich in Heidelberg ereignete, aus ostdeutscher Perspektive viel deutlicher zusammen.⁴⁹ Die Tonbandaufnahme über eine Diskussion mit Studenten im Studio des Süddeutschen Rundfunks existiert nicht mehr.⁵⁰ Vorhanden ist aber das 60seitige Presseecho.⁵¹ Da alle Journalisten die Möglichkeit hatten, in die Diskussionsgruppen zu gehen, konnten sie sich am besten einen Gesamteindruck verschaffen. Aber es waren immer nur Ausschnitte. Die meisten berichteten erstaunlich positiv. Besorgt reagierten eher konservative Blätter. Über die Reaktion der nationalkonservativen *Burschenschaftlichen Blätter* wurde schon berichtet.⁵² Die DDR-Zeitungen versuchten, das falsche Bild zu vermitteln, der Studententag habe an der Linie der Veranstalter vorbei die Wiedervereinigung durch Verhandlungen mit der DDR zum Hauptthema gemacht⁵³ – ganz im Sinne ihres damals nach Anerkennung strebenden Staates. Dieser von einigen Oststudenten tatsächlich artikuliert Wunsch wurde auch von mancher Westzeitung überbewertet.⁵⁴

Der für damalige Verhältnisse ganz ungewöhnliche, sich über Monate hinziehende Disput in den Leserbriefspalten schälte sich immer mehr als Generationenkonflikt heraus. Es waren überwiegend ältere Akademiker, die verletzt und empört reagierten,⁵⁵ während die jüngeren Schreiber, auch ehemalige Frontsoldaten, die als Verführte ihre Jugend in einem

⁴⁹ Ebd., S. 93. Vgl. die Dokumentation hier im Anschluß an diesen Artikel.

⁵⁰ Mitteilung des SWR vom 25. 8. 1999 an den Verfasser.

⁵¹ Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München, Sign. ZS 2488. Dort befinden sich auch das Vorbereitungshft und die Vorträge, in: *Der Kreis*, a.a.O.

⁵² S. Fn. 26. Ähnlich: A. H. Wegener: *Akademische Blätter. Zeitschrift des VDSI* [= Verein Deutscher Studenten-Kyffhäuserbund], 8, 1954. Zitiert n. Presseecho.

⁵³ *Sonntag*, 15. Aug. 1954. *Junge Welt*, 13. Aug. 1954. *Forum* 20. Aug. 1954. *Neue Zeit*, 22. Aug. 1954. Alle zitiert nach Presseecho.

⁵⁴ Michael Schmitt in *Die Welt*, 13. Aug. 1954. *Festival-Informationen*, Sept. 1954. Beide zitiert nach Presseecho.

⁵⁵ Leserbriefe in *Deutsche Kommensare*: Albrecht Dühr, 21. Aug. und 9. Okt. 1954, Karl Otto Schlotzhauer, 28. Aug. 1954. *Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung*: AZW, 18. Aug. 1954. R.L. 25. Aug. 1954. R.L. 4. Sept. 1954. Alle zit.n. Presseecho

sinnlosen Krieg vertan hatten, auf die Kritik der Alten mit Sarkasmus antworteten.⁵⁶

Auf die Evangelische Studentengemeinde setzten gerade evangelische Politiker große Hoffnungen. Desto tiefer traf viele nun die radikale Abrechnung der in Heidelberg versammelten Studenten. Besonders verärgert war gerade auch Ehlers, der sich zweifellos als christlich-nationaler Politiker verstand.⁵⁷ Minister Tillmanns,⁵⁸ CDU, lange Vorsitzender des Evangelischen Hilfswerks, berichtete das viele Monate danach dem Bonner Vertreter der ESGiD gleichsam als Vermächtnis. Denn da war Ehlers schon tot. Auch Tillmanns fand die Heidelberger Diskussion leichtfertig und unpassend. Doch der Anstoß war jetzt da. Ein Jahr nach dem Heidelberger Ereignis stand in Worms beim konservativen Evangelischen Arbeitskreis der CDU das Thema „Christ und Vaterland“ auf der Tagesordnung. Es wurde heftig und kontrovers diskutiert.⁵⁹ Selbst die Deutsche Burschenschaft konnte sich vor den „nihilistischen„ Gedanken nicht schützen. Auf ihrer Arbeitstagung in Trifels vor den Jubiläumsfeiern beim Hambacher Schloß gab es harte Diskussionen über das Vaterland. Die Schmähung der „Heidelberger Studenten“ ließ sich nicht halten.⁶⁰

Im Rückblick von heute hatten sich die Studenten in Heidelberg vor allem gegen zwei tradierte Überzeugungen gewehrt: zum einen gegen die (pseudo-)christliche Verknüpfung von Gott und Vaterland, zum anderen gegen das daraus abgeleitete kollektive Bewußtsein. Der erste Aspekt hat in den letzten Jahrzehnten erheblich an Bedeutung verloren, auch deshalb, weil man die Gesellschaft in Deutschland heute nicht mehr global als christliche verstehen kann. Man findet Reste noch beim „Großen Zapfenstreich“ der Bundeswehr, hier und da auch bei den Gedenkfeiern der Kriegsgräbervereine. Dagegen ist der andere Aspekt, wenn auch meist ohne christliche Begründung, nach wie vor verbreitet.

⁵⁶ Leserbriefe in *Deutsche Kommentare*: Rolf Weiß, 4. Sept. 1954. *Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung*: wph., 18. Aug. 1954. H. G., 31. Aug. 1954. G. L., 28. Aug. 1954. W. B., 1. Sept. 1954. A. Sch., 11. Sept. 1954. Alle zitiert nach Pressoccho. (Vgl. die Dokumentation hier im Anschluß an diesen Artikel)

⁵⁷ Fritz Säger, (Herausg.): *Handbuch des Deutschen Bundestages*, Stuttgart 1954, S. 221 f.

⁵⁸ Fritz Säger, a.a.O., S. 319 f.

⁵⁹ Werner Torpitz in: *ansätze*, a.a.O.: Der Stein rollt.

⁶⁰ *Ibid.*

Immer noch verstehen Menschen ihre Völker oder Nationen gleichsam als Überpersonen, verleihen ihnen Charakter, Ehre und geschichtliche Aufgaben. Viele Deutsche sehen heute ihr Volk insgesamt, einschließlich der Nachgeborenen, als schuldverhaftet an mit der aus der Geschichte resultierenden Pflicht, Bußfertigkeit und Besserung zu zeigen. Solche kollektiven Zuordnungen erlauben es dann auch, Angehörige anderer Völker für die Verbrechen ihrer Herrscher-Cliquen verantwortlich zu machen und es gut zu heißen, sie mit Bomben zu bestrafen, wie vor einem Jahr in Serbien geschehen.⁶¹ Wo man um die Identität der eigenen Nation fürchtet, kommt schnell Fremdenfeindlichkeit auf, und das Wachsen der Europäischen Union herreitet Angst.

Den „Heidelberger Studenten“ waren Völker und Nationen unwichtig, wichtig waren ihnen allein Menschen, schuldige und nicht schuldige. Völker waren nach ihrem Denken nur das gegenwärtig Vorhandene, das Veränderbare, das Vergängliche. Dabei lehnten sie keineswegs das Erschrecken und historische Erinnern ab, erst recht nicht die strafrechtliche Verfolgung Schuldiger und staatliche Haftung für staatliches Unrecht. Der Antisemitismus und seine christlichen Wurzeln waren schließlich ein Schwerpunktthema. Die damals artikulierten Gedanken sind in vielem immer noch aktuell.

⁶¹ Die endgültige Zahl der Zivilisten durch das Nato-Bombardement als „Kollateralschäden“ getöteten Zivilisten läßt sich nicht sicher ermitteln, solange die Region nicht befriedet ist.

Zeitzeugnis und eine Leserdiskussion zum Evangelischen Studententag in Heidelberg 1954

So erlebten wir den Studententag

Es war in den Studentengemeinden der DDR nicht nötig, die Werbetrümmer für den 3. Deutschen Evangelischen Studententag zu rühren. Eine kurze Bekanntgabe in jeder Gemeinde genügte, um jedenfalls mehr Studenten zur Teilnahme zu begeistern, als die Schlüsselzahlen vorsahen. 250 sollten offiziell kommen, 350 kamen und weit mehr wären gekommen, wenn nicht energisch gebremst worden wäre. An diesem Interesse der DDR-Studentengemeinden war bestimmt nicht die Thematik schuld, sondern einfach die Tatsache, daß sich in Heidelberg die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland treffen sollte. Die Thematik, das Programm, die Redner riefen eher Bedenken hervor. Nicht nur bei mir. Man fragte allgemein: Werden wir da mitreden können? Werden wir nicht nur Zuhörer sein? Wie wird die ostdeutsche Stimme lautwerden können, da alle Redner aus Westdeutschland sind? Werden wir nicht nur als Störenfriede auftreten, wenn wir das Wort nehmen? Ist es nicht viel zu früh, die Frage nach dem deutschen Reich zu stellen? Ist das auch unsere Problematik oder nicht vielmehr eine typisch westliche? Und die größten Skeptiker meinten: Was kann anders beabsichtigt sein, als die Akklamation der christlichen Studenten zur westdeutschen Regierungspolitik. Da ein restaurativer Vaterlandsbegriff nicht wünschenswert ist, sollen nun wohl die Christen das Nationalbewußtsein neu aufpumpen. So dachten nicht alle.

Aber wir hatten alle Bedenken irgendwelcher Art, als wir nach Heidelberg kamen.

Der Studententag liegt hinter uns. Wir versuchen ein Fazit zu ziehen. Wir sind froh, in Heidelberg gewesen zu sein. Daß wir dabei waren, war wichtig, nicht nur für uns, sondern für den ganzen Studententag. Wir sind so vermessen zu meinen, ohne uns wären weniger und schlechtere Ergebnisse bei der Erarbeitung der Thematik zustande gekommen. Im Gegenteil. Unsere existentiellen Fragen hemmten zuweilen eine klare akademische Diskussion. Vielleicht wäre man ohne uns weitergekommen. Aber wir entdeckten, daß man über Deutschland, deutsches Reich, deutsche Nation, deutsche Aufgabe gemeinsam reden muß, daß es nicht einer der beiden Teile Deutschlands für sich allein tun kann, ohne den andern zu hören. Es gibt Fragen, die ein Teil für den andern stellvertretend mitbedenken muß und kann. Aber dazu gehört die Frage nach dem deutschen Ich ganz gewiß nicht. So war es gut, daß wir den Schwierigkeiten des Gesprächs, der Verständigung zwischen zwei Erfahrungsbereichen, nicht auswichen.

Wir staunten, daß gemeinsame Schritte getan werden konnten, daß wir gemeinsame Erkenntnisse zustande brachten.

Wir fanden nicht nur eine gemeinsame Ebene, da wo wir auf Gottes Wort hörten, in Gottesdienst und Bibelstunden, zusammen sangen und beteten und Abendmahl miteinander feierten, sondern auch in der Arbeit am Thema „Das Reich der Deutschen“.

Wir stellten sogar fest und bedauern, daß die Bibelarbeiten über das Reich Gottes am Rande des wesentlichen Geschehens gestanden haben. Eigentlich belangvoll war in Heidelberg nur die Frage nach dem Reich der Deutschen. Das Reich der Deutschen, nicht das Reich Gottes wurde mit Ernst, Eifer und Interesse auf Wesen, Wert und Inhalt geprüft. Aber man hätte wohl weniger nüchtern danach gefragt, wenn nicht der gesamte Fragenkomplex durch die Fragen nach dem Reich Gottes, die die Bibelarbeiten stellten, schon auf den richtigen Platz verwiesen und als etwas Relatives, Sekundäres erkannt worden wäre.

Es gab eine völlige Übereinstimmung darüber, daß das, was man je unter Deutschem Reich verstanden hatte, kein neues Ziel sein könne. Man begrub gemeinsam das deutsche Sendungsbewußtsein, den Gott, der Eisen wachsen ließ, und alles gefühls- und gesinnungshafte Denken über Vaterland, das seit der Romantik unter uns lebendig war: Man lehnte allgemein einen traditionsfreudigen Nationalismus als heute nicht mehr möglich ab.

Es gab auch Übereinstimmung bei den Versuchen, Volk und Nation zu definieren. Volk und Nation sind keine Schöpfungsordnungen. Es gibt keine zwingende geschichtliche oder theologische Notwendigkeit für das Fortbestehen eines Volkes. Gott läßt Völker entstehen und vergehen. Ein Volk besteht, solange es eine Schicksalsgemeinschaft bildet und stellt sich als das Vorhandene dar und damit die Zugehörigkeit zu einem Volk als Aufgabe an Menschen, die einem „vor Händen“ sind.

An dieser Stelle setzten unsere Fragen ein. Seit 1945 haben wir eine getrennte Geschichte. Wie lange hält noch das Band der alten Schicksalsgemeinschaft? Wird es nicht höchste Zeit, das geteilte Deutschland wieder zu vereinigen, wenn es überhaupt noch möglich sein soll? Aber gibt es eine zwingende Notwendigkeit dazu? Die nationale Notwendigkeit hatten wir selbst abgebaut. Wir fanden auch keine theologische Begründung für die Wiedervereinigung. Wenn wir doch immer wieder darauf zurückkamen, so geschah das in vollem Bewußtsein dessen, daß Gott es auch anders einrichten und uns in einem kommunistischen Ostdeutschland Lebensraum geben kann, – der Vorwurf: Wir machten die Wiedervereinigung zum Götzen, traf uns nicht – aber wir ließen nicht locker, weil wir sie als die vorhandene Aufgabe ansehen um der Menschen willen. An ihnen werden wir schuldig, wenn wir die Hände in den Schoß legen und theologische Begründungen fordern, wo praktische vorhanden sind. Beim Betrachten der gemeinsamen Vergangenheit bis 1945 entdeckten wir neu, daß wir nicht nur ein Volk als Schicksalsgemeinschaft gewesen sind, sondern auch eine Schuldgemeinschaft. Das gemeinsame Schuldkonto ist auch nicht beglichen. Daher gibt es noch gemeinsame Aufgaben, mögen auch seit 1945 zwei neue Traditionen im Entstehen begriffen sein. Deutschland hat Aufgaben, wo es um das friedliche Nebeneinander der Völker geht, um die Wiedervereinigung des Vertrauens der Länder, an denen es schuldig geworden ist. Es geht nicht nur um das Verhältnis zu Frankreich und Holland, sondern auch zu Polen und Rußland.

Und schließlich geht es darum, Angst und Mißtrauen in Deutschland zwischen östlichen und westlichen Menschen abzubauen; wo sie im eigenen Lande gegeneinanderstoßen, Kommunismus und Antikommunismus als das, was sie sind, zu entlarven. Die westliche „Freiheit“ ist für uns unglaubwürdig, wenn sie sich nur als Antikommunismus gebärdet. „Ich bin frei, indem ich es wage frei zu sein“, das ist unsere Formel. Wir können nicht ohne weiteres an- und übernehmen, was Westdeutschland an Idealen anzubieten hat. Darum waren wir auch empfindlich (Vielleicht hätten wir

es mehr mit Humor aufnehmen sollen!), wenn man von Deutschland sprach und nur Westdeutschland meinte. Wir denken, daß ein zukünftiges Deutschland nicht auf die Erfahrungen des einen Bereichs verzichten kann, daß Westdeutschland auch von Ostdeutschland einiges lernen kann und nicht nur umgekehrt.

Weiter sind wir nicht gekommen im Gespräch miteinander. Wir haben ein falsches Nationalbewußtsein abgebaut, wir haben versucht zu klären, was Volk, Vaterland, Nation, Reich bedeuten, aber wir haben die Begriffe nicht aufs Neue positiv füllen können. Es ist gut, daß wir uns nicht vor-schnell mit Scheinlösungen zufrieden gaben, daß wir unpathetisch und nüchtern blieben. Der Einschnitt 1945 war tiefer, als daß irgendein Flickwerk ihn überbrücken könnte.

Aber uns wird die Frage, die in Heidelberg angeschnitten ist, nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Wir werden weiter fragen, was Gottes Wille mit den deutschen Menschen ist und weiter suchen, welche Aufgaben an ihnen er uns stellt.

So haben sich viele unserer Bedenken, mit denen wir nach Heidelberg kamen, als unrichtig erwiesen: Wir sind Teilnehmer des Gesprächs gewesen (Wenn man sich auch auf einem Studententag mehr öffentliches Zu-Wort-Kommen von Studenten gewünscht hätte!), unsere Fragen wurden verhandelt. Das Hauptthema stellte sich als gemeinsames heraus. Es war nicht zu früh, dieses Problem anzupacken, sondern höchste Zeit. Es gab keine öffentliche oder heimliche Treuekundgebung zu westlicher oder östlicher Regierungspolitik, sondern ein gemeinsames Mühen um die uns aufgegebenen Fragen.

So sind wir dankbar aus Heidelberg zurückgekommen.

Elisabeth Adler (Ost-Berlin)

(Manuskript von 1954, Quelle: Sammlung Terpitz)

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 7. August 1954:

Am Grab des „Heiligen Vaterlands“. Nation und Reich in der Diskussion von Studenten

„Das Wort Vaterland bedeutet mir schon lange nicht mehr viel. Mit dem Begriff Nation linge ich schon gar nichts mehr an. Er ist für mich einfach leer und tot.“ Der etwa 22jährige Student sagt das ohne Zögern und Unsi-

cherheit, aus seiner Stimme klingt überlegte Bestimmtheit. Die rings um ihn auf kleinen Schufbänken hockenden etwa 20 Kommilitonen nehmen das hin – mehr noch: sie stimmen ihm teils leidenschaftlich, teils mit selbstverständlichem Ernst zu, variierten das Wort, fügten weitere Bekenntnisse ähnlichen Inhalts hinzu. Abends um sechs treffen sich die Diskussionsleiter der 40 Gruppen in der Heidelberger Stadthalle und berichten vom Gang der Auseinandersetzungen der Studenten. Sie alle bestätigen dasselbe: „Nation“ und „Vaterland“ als mythische Begriffe, als Bekenntnisse, selbst als Bestandteile des politischen Denkens sind verbraucht. Schon nach den ersten Stunden der Diskussionen auf dem Dritten Evangelischen Studententag wird deutlich, daß das Thema „Heilig Vaterland?“ diese Studentengeneration nicht mehr aufwühlt, in Meinungskämpfe verstrickt oder gar flammende Kernsprüche hervorruft. Doch nur wenige hat das überrascht. Die jungen Studentenfarrer der evangelischen Kirche haben diese Reaktion erwartet. Gleichwohl bleibt der Studententag ein außerordentliches Ereignis: Worüber jahrelang geschwiegen wurde, was nur unter der Oberfläche sich entwickelte, das trat hier in Heidelberg zum erstenmal ganz deutlich und durchaus repräsentativ in die Helle des Bewußtseins. Keiner der über tausend Studenten machte auch nur den stammelnden Versuch, das Fragezeichen hinter dein „Heilig Vaterland?“ mit einem Ausrufezeichen zu ersetzen. Wenn von „deutschem Wesen“ die Rede war, so nur in negativem Sinn und mit einem Kopfschütteln über die Kuriosität des Begriffs begleitet. Ihre Urteile sind hart, ja apodiktisch: „Was geht uns der Glaube und die Borniertheit unserer Väter an?“ Ihre Empfindlichkeit geht noch weiter. Als der Freiburger Historiker Gerhard Ritter meinte, Deutschland habe vielleicht gerade nach seinem tiefen Sturz eine Art göttlichen Auftrag in der Geschichte, da erhob sich sogleich Widerspruch und Mißtrauen. „Deutsche Aufgabe“, „deutsche Besonderheit“ – das grenze ja schon wieder an jene fatale Sendungsgläubigkeit des deutschen Nationalbewußtseins in den letzten 150 Jahren. Doch da schwang auch manches Ressentiment mit. Das konkrete Wissen, die genaue Kenntnis der Zusammenhänge dieser deutschen Geschichte scheint weithin zu fehlen. Die Studenten reagieren vorab aus ihrem Empfinden heraus. Wer dies in Worte fassen konnte, erhielt den stärksten Beifall. Das gelang etwa dem Dortmunder Dozenten Dr. Krämer, einem jungen Mann, der klar, gründlich und scharf den Komplex des romantischen Nationalismus entfaltete und anprangerte. „Gefühltes wird behauptet, das Behauptete wird

zur Gesinnung, die Gesinnung wird zur Norm. Dies ist der gerade Weg zum Terror.“

Doch merkwürdig: So tot und ohne jeden Belang die Begriffe Nation, Vaterland, Reich, Volksseele, Deutschtum diesen jungen Protestanten sind, so undeutlich äußern sich auf der andern Seite die Gedanken zur Gegenwart und Zukunft. Einer sprach von „Europa“, das ja im Grunde viel mehr in sich schließe als Deutschland; dieses Europa, das die deutschen Barden einst „an deutschem Wesen genese“ lassen wollten. Aber da brach es aus einem Leipziger Studenten hervor: „Hört doch endlich mit eurem Europagerede auf. Das ödet uns an. Redet lieber von Deutschland.“ Ein anderer Student aus der Sowjetzone fuhr ihm in die Quere: Die Freiheit sei noch immer ein höheres Gut als die Wiedervereinigung. Aber er blieb allein. Wieder ein anderer von drüben: „Täuscht Euch nicht – so attraktiv, wie Ihr meint, ist Eure Freiheit nicht mehr.“ Als der Professor Ritter sich abends den 40 Diskussionsleitern stellte, um zu hören, welches Echo sein Vormittagsvortrag über das „Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit?“ gehabt hatte, da klang es ihm entgegen: „Hat der Herr Professor realisiert, daß vor ihm nicht tausend westdeutsche Studenten saßen, sondern unter ihnen 350 aus dem Osten? Sie alle fühlten sich überhaupt nicht angesprochen.“ Die geschichtliche Kontinuität, von der Ritter gesprochen hatte, habe doch 1945 aufgehört, jedenfalls für die Menschen in Mitteldeutschland. Was solle das ganze Thema, fragten die jungen Leute aus Greifswald und Halle. „Das geht uns nichts mehr an.“ Was die westdeutschen Studenten bewegt, wenn sie es mit den Reichsparteilern, Fußballgöttern und Burschenschaftlern zu tun haben – und mit dem Benehmen deutscher Weltbeglückter im Ausland, das hat für die Studenten aus der Zone keinerlei Aktualität. Das ist für sie eine Welt, die sie schon in den Jahren 1945 bis 1948 überwunden haben, nicht nur unter dem Vorzeichen der kommunistischen Geschichtsauffassung. Dort hat die revolutionäre Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit kurz und kräftig stattgefunden, materiell und ideell, unter dem Beifall nicht nur der kommunistischen Akteure. Im Westen wurde sie versäumt, weshalb sich aufs neue die Stickluft der Kadaver ausbreitet. „Beginnt sich die Nation zu trennen?“ Das bittere „Ja“ schwebte im Raum und einen Augenblick lang schien es, als ob die Leiter des Studententags vor der Notwendigkeit stünden, sofort das Thema der Diskussionen zu ändern, oder aber das Unternehmen abzubrechen. Professor Ritter zitterte vor Erregung, als er sich verteidigte und sich zum ganzen Deutschland bekannte. „Sind wir

denn schon so weit, daß wir uns nicht mehr verstehen?“ Die Frage blieb offen. Die Gedanken und Sorgen der Menschen von beiden Teilen Deutschlands sind sich jedenfalls schon sehr fremd geworden, Gemeinsames Gesprächsthema scheint nur noch die Außenpolitik zu sein. Sie brennt den Leuten von Dresden und Rostock auf den Nägeln. Vor zwei, drei Jahren war das noch anders.

Doch auch diese plötzlich ausbrechende Erregung hat nicht die nationalen Argumente zu neuem Leben erweckt. Nicht das Schicksal der gespaltenen Nation bewegt die Studenten, sondern allein das Geschick der 17 Millionen Menschen in der Sowjetzone. Das Gerede vom „Deutschtum im Osten“, von „deutscher Kultur im slawischen Raum“ scheint in dieser Generation keinen Nährboden zu finden. Als ein Diskussionsleiter, nur um ein bißchen aufzureizen, von der Oder-Neiße-Linie und vom Saargebiet sprach und um Stellungnahme bat, da begegnete er hilflosem Lächeln. Als aber Dr. Krämer sagte, „Volk“ sei keine Norm, kein Auftrag, kein Wesen, sondern schlicht das „Vorhandene“, was vor unseren Händen liegt, donnerte Beifall durch den Saal. Das war konkret, menschlich gesprochen, nicht „völkisch“, nicht „national“. Es war nüchtern. „Für mich“, so sagte ein einfacher Student, „bedeutet Vaterland einfach die Teilhabe am geistigen und materiellen Leben meines Volkes, meiner Nächsten“. Ein Journalist bemerkte dazu trocken: „Hier wird deutlich, daß ein großer Teil unserer Politiker und Publizisten ‚schief‘ liegt. Was die reden, kommt hier nicht mehr an“. So ist es. Dieser Studententag hat deutlicher gezeigt als viele Reden und Betrachtungen, daß mit dem Jahr 1945 eine Epoche der deutschen Geschichte zu Ende gegangen ist. Das wird erst in Jahren ins allgemeine Bewußtsein dringen, wenn die Generationen vollends gewechselt haben. Zwar haben in Heidelberg „nur“ junge evangelische Christen sich geäußert. Doch kommen nicht eben diese aus einer Gesellschaftsschicht, der die Verbindung Gott-Vaterland 150 Jahre lang selbstverständlich war, die die deutschnationale Reichsidee weitergetragen und kultiviert hat! Das vergrößert noch das Gewicht dieses Studententreffens. Die evangelische Kirche Deutschlands hat sich in den vergangenen Jahren in einer Weise des politisch-moralischen Gesprächs angenommen wie nie zuvor. Sie hat sich dabei erneuert und verjüngt. Sie hat zugleich die fruchtbare Unruhe der Jahre nach 1945 weitergetragen bis heute. Das ist tröstlich, denn nur aus der immerwährenden Besinnung mag diese Zeit neue Impulse empfangen.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 18. August 1954:

Vaterlandslose Gesellen?

Bad Kreuznach, 15. August. Nicht die zynische Unbeschwertheit und pubertätsbedingte Wichtigtuerei, mit der die nach einem unpolitischen Vorzeichen ausgesuchte Studentenjugend nihilistische Antworten auf Fragen gab, für die sie nicht zuständig ist, sondern das Ausmaß, in dem sich die in den Begriffen „Vaterland“ und „Nation“ aufgewachsenen Alten von dem vaterlandslosen Nihilismus der Zwanzigjährigen beeindruckt zeigten, war das eigentliche Kuriosum des Heidelberger Evangelischen Studententages. Es ist ein Versagen der Alten, nicht der Jugend, wenn sie dem Trugschluß unterlagen, als sei aus Kindermund – man verzeihe uns diese Verdeutlichung! – so etwas wie ein Orakel, ein gottgerichtlich-hohes Urteil über Wert und Unwert von Dingen zu vernehmen, an die ein Fragezeichen zu setzen wir selbst uns nicht scheuen. Ein ernstes Wort wäre mit den Veranstaltern zu reden, die durch ihre Themenstellung die Tagung von vornherein schief angelegt hatten. Die Tagung stand unter der Frage: „Heilig Vaterland?“ Das war eine Suggestivfrage. Es gehört schon ein Übermaß von geistiger Vorurteilslosigkeit dazu, sich bei einer solchen Themenstellung von dem diffamierenden Unterton freizumachen und nicht der Suggestion der Formel zu unterliegen, hier handele es sich um politische Ketzerei. Daß Zwanzigjährige, die sich einbilden, die Welträtsel gelöst zu haben, wenn sie gerade eben ihr Lehrbuch buchstabieren können, noch von den Schulbänken her den Ballast ihrer Umerziehung durch unsere besatzungs-gesteuerte Nachkriegspädagogik mit sich tragen, ist ihnen kaum zu verdenken. Daß aber Studentenseelsorger, von denen doch vermutlich die geistigen Impulse zu dieser Tagung ausgingen, von vornherein eine politisch verbogene Fragestellung wählten, ist eine anrühige Spekulation *à la baisse*. Mit ihrer zwielichtigen Themenstellung haben sie den politischen Nihilismus ausgesät, der dann in den Antworten der Studenten aufwucherte. Vor allem ist es ein Trugschluß zu glauben, daß die im buchstäblichen Sinne vaterlandslose Anschauung einer nicht unbedingt symptomatischen Studentenschicht die beherrschende Gesinnung der kommenden politischen Generation sein werde. Denn selbst wenn die Sprecher der tausend Studenten das ausgedrückt hätten, was heute die Mehrzahl ihrer Altersgenossen empfindet, so würde das nichts darüber besagen, was diese gleichen Menschen in der Mitte ihres Lebens empfinden werden, wo all-gemeinhin erst der Zeitabschnitt erreicht wird, in dem sich die his dahin

mehr oder weniger gefühlvoll nachgesprochenen Vokabeln „Vaterland“ und „Nation“ durch eigenes Erleben und Erkennen zu werthaltigen Begriffen entwickeln. Wenn es nach Platon ginge, wäre in Heidelberg niemand auf die Idee verfallen, unfertige Lehrlinge der Wissenschaften über letzte Entscheidungen der Politik zu befragen, da diese nach griechischer Faustregel nicht Sache von Halbwüchsigen, sondern den reiferen Jahrzehnten vorbehalten ist.

AZW

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 21. August 1954:
Studenten dumme Buben?

München, 18. August. Die Zeitschrift AZW in Nr. 66 ist von auffälliger Inkonsistenz gekennzeichnet. Dieselben jungen Studenten, die von den Patrioten gelegentlich ihrer Erinnerungen an das Wartburgfest oder Langemarck oder andere mehr oder weniger symbolische Jugendvorstellungen als Helden oder Hüter des „heiligen Vaterlandes“ gefeiert werden, sind nun auf einmal so etwas wie dumme Buben, wenn sie „das Vaterland“ ein Phantom nennen, mit dem sehr unsympathische Erfahrungen gemacht wurden und das deshalb recht düstere Empfindungen weckt. Die Äußerungen der Studenten waren fraglos überraschend, jedoch im Sinne einer positiv zu bewertenden Nüchternheit. Der „Zeitabschnitt, in dem sich Vaterland und Nation durch eigenes Erleben und Erkennen zu werthaltigen Begriffen entwickeln“, ist, was erklärt werden muß, keine Erscheinung des individuellen Lebensalters, sondern gehört einer überlebten Generation an, die sich naturgemäß von antiquierten Sentimentalitäten nicht zu trennen vermag. Das Land, in dem man lebt und der Staat, zu dem man gehört, sind vom „Erleben“ unabhängige Fakten und verdienen nur Anhänglichkeit, wenn sie Leben und Zugehörigkeit durch ihre Prinzipien wertvoll machen. Dadurch kann sich eine Verbundenheit bilden, die fester ist als das verstaubte Surrogat, für das AZW sich ereifert.

H.G.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 25. August 1954:

Was soll aus diesen Studenten werden... ?

Fürth i. B., 20. August. Am Grabe des heiligen Vaterlandes. Nichts gegen den Bericht an sich über diese sehr traurige Tagung. Was ich aber vermisse, ist jegliche Stellungnahme Ihrerseits zu dieser kaum glaubhaften Kundgebung deutscher (evangelischer) Studenten, deutscher Jugend, die ja wohl dazu berufen ist, einmal an irgendwelchen maßgebenden Stellen tätig zu sein; mit solcher Einstellung dürften es allerdings saubere Ausichten werden. Viel Spaß für diese Zukunft! Daß mehr als tausend Teilnehmer dieser Tagung einen solchen Absud vaterländischer Gesinnung von sich gehen und daß keiner hiergegen schärfsten Widerspruch erhoben hat, ist wahrlich mehr als beschämend, für die Alten wie für die Jungen! Haben diese jungen Menschen wirklich niemals und nichts vernommen und geschaut von den unsterblichen geistig-seelischen Gütern ihrer deutschen Heimat, ihrer Sprache, Lieder und Gesänge, ihrer Dichtung und ihre Bauten, ihrer Musik und Malerei, nichts gespürt und erlauscht von dem ewigen Geheimnis ihrer Landschaft, der Wälder, Berge, Flüsse und Seen, dem Segen der Stätte, da sie geborgen in Vater- und Mutter-Hut einst das Licht der Welt erblickten und in seinem Leuchten groß geworden sind. Haben sie wirklich niemals das Werden des Frühlings erlauscht, die so beglückende Stille einer Winternacht im Schneetreiben erlebt oder eine Wanderung unter dem nächtlichen Sternenhimmel durch reife Felder, am rauschenden Fluß, am weiten Meer? Sind diese jungen Menschen tatsächlich so von allen guten Geistern verlassen, daß sie ein derartig lades Geschwätz tagelang abspulen wie seelenlose Roboter? Dann wäre allerdings höchste Zeit, daß entweder eine gütige, helfende Hand behutsam eingreift oder aber, daß diese Menschen nochmals von einem harten Geschick aufgerüttelt werden, ehe sie als tote Schlacken und taube Hüllen verderben. Ich habe selbst den Krieg 1914/18 vier Jahre lang an der Front und 1939/45 im Luftschutz in der Heimat und danach unter den sogenannten Befreibern miterlebt. Niemals würde ich mich zu solch traurigen Äußerungen, wie sie in Heidelberg gemacht wurden, verstehen können. Allerdings bin ich inzwischen auch 70 Jahre alt geworden.

R. L.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 25. August 1954:

Jugend – mauhalten!

Stuttgart, 18. August. Geradezu mit Entsetzen habe ich soeben in Nr. 66 die Aussprache „Vaterlandslose Gesellen“ gelesen. Diese „Halbwüchsig“, von denen AZW spricht, waren seit Urväterzeiten immer dazu gut, das Maul zu halten und die Knochen für die klugen Leute der „reiferen Jahrzehnte“ dann hinzuhalten, wenn diese reiferen Jahrgänge etwas angezettelt hatten, das sie glaubten nur noch mit Mord und Totschlag lösen zu können. Höchstfalls darf dann der „unfertige Lehrling der Wissenschaft“ als Infanterieleutnant seinem Zuge voraus mit gezogenem Degen und hurrahbrüllend sein Leben auf dem „Altar des heiligen Vaterlandes“ opfern. Und wenn dann alles nicht hilft, wenn dann das Blut der „Zwanzigjährigen“, die eben „ihr Lehrbuch buchstabieren können“, umsonst geflossen ist und die Allwissenden „aus der Mitte des Lebens“ davonlaufen (durch Selbstmord oder ins Exil nach Holland), dann schreit man nach der Jugend, die „zu feige“ ist, die Verantwortung zu übernehmen, die die ganze Last dem Alter aufbürdet, die sich hinter Mutters Rockzipfel verberge oder was weiß ich für Vorwände habe, um sich nicht an der Verantwortung beteiligen zu müssen. Und dann wird die Jugend wieder so lange poussiert, bis sie einem empfindlichen Herrn der reiferen Jahrgänge auf die Zehen tritt – oder gehört er schon den Jahren der Senilität an, daß ihm „pubertätsbedingte Wichtigkeitserei“ so empfindlich jaulen läßt (übrigens: AZW hat von Biologie wenig Ahnung; wenn einer studiert, hat er die Pubertät meist schon einige Jahre hinter sich; wann der geistige Abbau beginnt, das ist allerdings höchst unterschiedlich, bei manchen schon in der Mitte des Lebens). Post scriptum: Ich bin über die Jahre der Jugend hinaus, die hier getadelt werden sollte – ich habe sie in Rußland verbracht –, aber dennoch zähle ich mich zu den Jungen, denen jene eifersüchtigen „Greise“ heute das Wort und das Vorwärtskommen verbieten wollen. Aber – AZW – soweit sind wir noch nicht, daß man uns zurufen dürfte: Jugend! – Stillgestanden! – Mauhalten! – Verrecken!

wph.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 28. August 1954:

Gegen das Mythische eines heuchlerischen Begriffs

Levckusen, 24. August. Auf eine Zuschrift, wie die des R. L. aus Fürth, habe ich schon lange gewartet. Wenn jemand das seelische Ringen junger Menschen, „die einmal an maßgeblichen Stellen tätig sein werden“, als ein „lades Geschwätz seelenloser Roboter“ bezeichnet, dann hat er – trotz seines Alters – noch nicht begriffen, worum es bei der augenblicklichen Diskussion geht und welchem großen historischen Fragezeichen sich jeder denkende junge Mensch gegenüberstellt. Die angeführten romantisch-leichtbeschwingten Verse (ähnlich den Herz- und Magenliedern von Männergesangsvereinen!) bezweifelt ja niemand in ihrem menschlichen Wertgehalt, sie haben aber mit der Problemstellung überhaupt nichts gemeinsam. Deshalb, weil die Jugend den Mut zur Initiative und zum „Anderssein“ hat, braucht man keine Angst vor der Zukunft zu haben. Eine Jugend, die redet und zweifelt und in einem durchdringenden Wahrheitsbewußtsein lebt, ist wertvoller als eine, die alles „Mythische und Mystische eines heuchlerischen Begriffs“ einfach oder aus einer falschen romantischen Vorstellung hinnimmt und dafür marschiert, verdirbt und stirbt.

G.E.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 1. September 1954:

Was hat die Winternacht mit dem Vaterland zu tun?

Nürnberg, 25. August. Jeder nachdenkliche Leser Ihres Berichts „Am Grabe des heiligen Vaterlands“ und der anschließenden Diskussion muß von der darin aufgezeigten Tragik ergriffen und erschüttert sein. Wer will es der Jugend verübeln, wenn sie aus dem grauenhaften Erleben zweier Generationen ihre eigenen Folgerungen zieht und dabei in verzeihlichem Schwung ein wenig über das Ziel hinausschießt? Wenn sie ein unerhörtes, aber verständliches Mißtrauen den „Liedern und Gesängen, Vater- und Mutterhut, nächtlichem Sternenhimmel, reifenden Feldern und der beglückten den Stille einer Winternacht“ (gibt es dies alles nur im „Vaterland“?) entgegenbringt? Auch der Schreiber dieser Zeilen ist mit diesen, genau diesen romantischen Vorstellungen im Alter von 18 Jahren ins Feld gerückt. Aber die verkehrte Rechnung ging erst auf, als aus der Addition von 6 Jahren Krieg fürs heilige Vaterland plus 5 Jahren Sowjetgefangenschaft

als Ergebnis eine hundertprozentige Kriegsbeschädigung herauskam. Welche wache Jugend sollte hieraus nicht die berichteten Konsequenzen ziehen?

W.B.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 4. September 1954:
Was wissen die Studenten vom Vaterland?

Darmstadt, 1. Sept. Wenn junge Menschen zu den Begriffen „Volk“ und „Vaterland“ nicht ja sagen können, dann bedeutet das nicht, daß die Realitäten Volk und Vaterland durch solche Meinungsäußerungen irgendwie berührt wären. In solchen Äußerungen kommt nur unzulängliche Lebenserfahrung zum Ausdruck. Mir will es scheinen, als ob es sich bei dem, was hinter den Worten Volk und Vaterland an Realität steht, um Unsterbliches handelt, das man nicht begraben kann. Die jungen Studenten haben sich wohl auch nicht ganz klar ausgedrückt, wenn sie sagten, daß ihnen die Begriffe „Vaterland“ und „Volk“ nichts mehr bedeuteten. In Wirklichkeit sagen ihnen diese Begriffe „noch nichts“, deshalb, weil sie sie noch nicht mit eigener Lebenserfahrung ausfüllen können. Zur Zeit sind ihnen die Begriffe noch leer. Wie diese heute jungen Menschen urteilen werden, wenn sie erst 40 oder 60 Jahre alt geworden sind, darüber ist ihnen heute eine Aussage nicht möglich. Der Begriff Volk und Vaterland ist ein archimedischer Punkt. Wer auf ihm nicht stehen kann, ist ohne Halt. Es bleibt zu prüfen, wer besser zum Aufbau Europas geeignet ist: Menschen, die zu ihrem Volke ja sagen, oder solche, die zu ihrem Volk und Vaterland nicht mehr ja sagen können. Ob die letzteren nicht auch der Gefahr ausgesetzt sind, viel leichter landesverräterischen Angeboten zu entsprechen?

R.I.

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, 11. September 1954:
„Heilig Vaterland“

München, 8. Sept. Es ist beruhigend, daß eine solche Aussprache stattfindet. Als ich jung war – Verzeihung, ich bin „schon“ 53 –, da war das heilige Vaterland Dogma, eine Diskussion daher unmöglich. Die Erkenntnis,

daß am Dogma vom heiligen Vaterland etwas faul sein könnte, wurde zu teuer erkaufte. Interessant an den Zuschriften, die Sie veröffentlichten, ist mir, daß sich die Generations-Guister zu scheiden scheinen. Die „alten Herren“, die uns in den Krieg geschickt haben, werden es sich gefallen lassen müssen, wenn wir versuchen, den faulen Zauber zu entlarven. Wir gehören auch nicht zu jenen Leuten, die die jetzige Jugend gern etwas in Uniform sähen, um sich inzwischen auf bessere Pöstchen zu begeben. Wir hätten diese zwar wahrlich notwendig, denn die uns fortschickten, scheinen oft eifersüchtig zu sein, daß wir schon wieder und noch so zahlreich da sind. Bei einer Bestandsaufnahme, was mir noch vom heiligen Vaterland geblieben sein könnte, konnte ich nichts entdecken ... oder doch, ja, die Männer vom 20. Juli 1944, aber damit werde ich den „alten Herren“ sicher erneut zum Ärgernis. Wer würde heute schon wagen, der Jugend die Männer des 20. Juli zum Vorbild zu geben? Aber ohne Vorbilder kein heilig Vaterland.

A.Sch.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



Die Cartoons muß unbedingt eben werden. Die sind nur
Ehre für uns und nicht die ganze Zeitung selbst!

Von Bruno Dechamps

Wie viele Jahre sind eigentlich vergangen seit jener denkwürdigen Diskussion evangelischer Studenten über das „Vaterland“? Ein Dutzend rasch vorbeifliegender Jahre. Damals sprach man zum erstenmal wieder in der breiten Öffentlichkeit über das Thema, das vielen Älteren heikel schien. Die junge Generation aber zeigte sich — von bedeutungslosen Randerscheinungen abgesehen — scheinbar recht unbefangen und eines Sinnes: Warum sich über eine Sache ohne Gegenwart und Zukunft groß erregen? Aller Nationalismus ist böse, aber auch vorbei: überflüssig scheint selbst die Mühe, aus dem blutig und giftig gewordenen Topf ein paar gesunde Körner herauszufischen.

Gewiß, es gab Proteste in tremollerendem Pathos von alt gewordenen und doch naiv gebliebenen Kindern einer früheren Zeit, die es irgendwie fertiggelassen hatten, sich Nationalismus mit gutem Gewissen zu bewahren. Und ein Chor von Weisen begann die inzwischen zum Gemeinplatz gewordenen Unterschiede von Nationalismus, Patriotismus, Heimattreue und Loyalität zum Gemeinwesen zu predigen. Diese unterscheidenden Scherenschnitte in Weiß auf Schwarz gehören seither zum festen Bestand pädagogischer Feierstunden. Die Diskussion schlüpfte indessen bald unter die Decke. Die Sache schien erledigt.

Aber das Mißtrauen blieb wach. Drinnen und draußen. Drinnen war ja alle Gelassenheit nur gespielt. Wie konnte, wie kann, wie dürfte das bis heute anders sein? Der Ismus mit seinem ambivalenten Stammbaum und seinem schauerhaften, nicht zufälligen Abgleiten in Wahnsinn und Verbrechen trug die Schuld am Elend der Nation. Diese Einsicht macht immun. Aber diese Erfahrung läßt kein Vertrauen in die Sicherheit der Immunität zu. Eine übergroße, zuweilen auch krankhafte, aber ehrende Empfindlichkeit bleibt. Auch sie kennt die weisen Unterscheidungen zwischen der bösartigen Geschwulst des Ismus, gutartigen Gemütswucherungen und notwendiger Tugend. Aber sie neigt manchmal dazu, Gespenster zu sehen.

Draußen ist die Gespensterseherei eine Liebhaberei geworden. Eine Art Rassismus glaubt offenbar, eine böse Spielart des Nationalismus sitze in den Chromosomen der Deutschen, nicht in ihrer Geschichte. Seine Anhänger sehen alles, was diese unsinnige These zu stützen scheint, unter ein Elektronenmikroskop. Das könnte die Hypochondrie des schon geheilten Patienten steigern; die moderne Medizin weiß, daß Hypochonder die Krankheit, die sie fürchten, bisweilen mit eben dieser Furcht erst ausbrüten. Solche Behandlung neigt außerdem dazu, Symptome der Gesundheit — beispielsweise die ganz normale, mäßige und gebotene Vertretung „nationaler“ Interessen, also die außenpolitische Tätigkeit jeder Regierung — als Nationalismus zu mißdeuten. Es ergibt sich die Grotteske, daß Vertreter nicht überwundener Nationalismen bei uns nach Bazillen fahnden, die sie selbst austreuen.

Nun verzerrt solche Mikroskopie nicht nur harmlose Selbstverständlichkeiten. Bei der Verjährungsdebatte beispielsweise kam auch Krankhaftes zutage. Es zeigten sich Störungen des Geschichts- und Selbstbewußtseins, die zur Sorge durchaus Anlaß sein können. Gefährlich sind sie aber lediglich als möglicher Nährboden eines neuen Nationalismus, auf dem bei weiteren ungünstigen Einflüssen allerhand Unkraut sprießen könnte. Bisher wächst auf diesem Boden nahezu nichts bemerkenswert Bedrohliches

— man ist versucht zu sagen: erstaunlich und bewundernswert wenig. In geteiltem Land ist freilich nichts sicher.

Der General de Gaulle hat geglaubt, die Störungen deutschen Selbstbewußtseins wie die des französischen vorbeugend damit kurieren zu sollen, daß er den Deutschen zurief, was er den Franzosen einhämmert: sie seien ein „großes Volk, ja, ein großes Volk“. Natürlich wollte er uns nicht zum totalitären oder gar biologischen Nationalismus von gestern zurückrufen. Hat er den von vorgestern im Sinn: das Jungeuropa Mazzinis, Michelets und Mickiewicz des dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts? Zwar aus liberalem Geist geboren und von einer Bruderschaft freier Nationen träumend, ist dieser „Völkerfrühling“, 1848 mit der Zweiten Republik in Paris angeblasen, schon am Ende dieses selben Jahres vergangen. Mindestens in Mittel- und Osteuropa begann man folgerichtig, nationale Macht und Gewalttat anzubeten und der Freiheit vorzuziehen. Der General will offenbar bei dem „realpolitischen Nationalismus“ der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bleiben. Sendungsbewußtsein und Fremdenfeindlichkeit eingeschlossen. Für einen Franzosen ist das vielleicht unverfänglicher als für einen Mitteleuropäer. Für Deutsche ist es kein mögliches Rezept. Die große Lektion unsere Geschichte lehrt uns das Gegenteil.

Manche bei uns scheint das Aufeinander-Ineinander von Selbstbewußtseinsinventur „nach zwanzig Jahren“ und de Gaulles provozierendem Lehrstück in Nationalismus dennoch zu verwirren. Sie finden es schwer, die beiden ganz verschiedenen Sachen auseinanderzuhalten. Da sauber zu scheiden, scheint die erste Notwendigkeit. Die zweite ist die Unterscheidung sehr verschiedener Strömungen des Nationalismus. Der französische ist wie der angelsächsische als Zwillingsgeschwister des Liberalismus entstanden. Aber ungleich diesem nicht als ein-eiiger. Während die Angelsachsen nie die individuelle, die bürgerliche Freiheit der nationalen Einheit untergeordnet haben, schlug schon die Französische Revolution in totalitären Nationalismus um. Ins klassische Land römischen Rechts zog perfektionierter Zentralismus ein, der nur in einheitlichen Herrschaftsordnungen zu denken verstand, nur Über- und Unterordnung, Hegemonie kannte. Das genossenschaftliche Recht und der Föderalismus, auf deren Grundlage allein Europa heute denkbar ist, blieb ihm fremd. Aus Friedrich Sieburgs „Gott in Frankreich“ wird heute als Schlüssel zum Verständnis französischer Schwierigkeiten auf dem Weg nach Europa zitiert: „Hier waltet die Schwäche eines Staates, der den Glauben an die Solidarität der Völker verloren oder nie besessen hat und aus dieser moralischen Vereinsamung fortwährend politische Schlüsse zieht. Frankreich ist stark genug, um mit dieser seiner Schwäche die ganze Welt zu beschäftigen, ja, um für sie zu werben und sie als positives Gut zu proklamieren.“

Man muß die französischen Schwierigkeiten verstehen. Man kann sie respektieren. Wir dürfen uns aber weder in sie hineinziehen lassen, noch sehen wir uns dazu verlockt. Auf den von Napoleons Heeren exportierten Nationalismus hat ein deutsches Echo reagiert. Eben das hat uns inzwischen belehrt und kuriert. Der von de Gaulle exportierte Nationalismus kann in Deutschland vielleicht für einen Augenblick irritieren. Ein positives Echo kann er nicht haben.

...zählungsverfahrens sei den Abgeordneten nicht zumutbar. Heute waren es die deutschen Abgeordneten aller Parteien in Straßburg (bis auf zwei), die den Vorschlägen der Kommission ihr Ja gaben. Anders war die Haltung der Gaullisten: Sie konnten nicht ja sagen, weil sie wissen, daß ihre Regierung politische Bedenken gegen eine solche Stärkung der Gemeinschaft hat. Immerhin, sie stimmten nicht dagegen, sondern enthielten sich nur. Auch sie, das war unmißverständlich, wünschen die gemeinschaftliche Finanzierung der Agrarpolitik. Alle anderen Abgeordneten waren jedoch der Meinung, daß es nur eine unteilbare Gemeinschaft geben kann. So stehen die Gaullisten vor einer Wahl.

Niederlage in Rimini

Vo. ROM, im Mai

In Rimini haben die demokratischen Parteien bei den Kommunalwahlen eine Niederlage erlitten. Zwar war das Rathaus schon vorher im Besitz der Kommunisten, jedoch hat sich das Stimmverhältnis weiter zugunsten der äußersten Linken verschoben. Es hat der Sache der demokratischen Parteien nichts genutzt, daß sich die Christlichen Demokraten, Republikaner und die Sozialdemokraten zu einer Wahlgemeinschaft zusammengeschlossen hatten. Alle Parteien scheinen an ihren nächsten linken Nachbar Stimmen verloren zu haben, einige aber außerdem unmittelbar an die Kommunisten. Die Ausblutung der Rechten hat sich auf diese Weise fortgesetzt. Die Monarchisten waren in Rimini schon verschwunden. Die Neofaschisten brachten es nur noch auf 2,1 Prozent und auch die Liberalen nur auf 2,4 Prozent. Die drei Parteien der linken Mitte, die Christlichen Demokraten, die Republikaner und die Sozialdemokraten, büßten gegenüber den Kommunalwahlen von 1961 drei Prozent der Stimmen ein, während sie sich den Provinzialwahlen von 1964 gegenüber um 0,4 Prozent verbesserten. Den Haupteinbruch erlitten die zur Regierungsmehrheit gestoßenen Nenni-Sozialisten, die nur noch auf 6,8 Prozent kamen. 6,3 Prozent erreichten dafür die von ihnen abgesplitterten kommunistenfreundlichen proletarischen Sozialisten. Der kommunistische Stimmenanteil betrug 44,1 Prozent gegenüber 38,2 Prozent bei den Provinzialwahlen von 1964 und 39 Prozent bei den Kommunalwahlen von 1961. Das Unbehagen ist allgemein, daß es auch diesmal nicht gelungen ist, dem kommunistischen Vordringen Halt zu gebieten.

Erste Erinnerung

Roman von Ana Maria Matute

Deutsch von Doris Deinhard. Alle deutschen Rechte bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart

34

Ziemlich undeutlich erinnere ich mich, daß sie mich auszog und mir half, mich hinzulegen. Ich entsinne mich der großen Erleichterung, als ich in die Kühle der Laken glitt, und wie mein Kopf sich drehte und gegen die Zimmerwände zu stoßen schien, während sie mich ansah.

„Schlaf“, sagte sie mit sanfter Stimme.

Ich glaube, ich bemühte mich zweimal aufzustehen, aber sie hinderte mich daran. Da knarrte die Tür, und ich hörte die Schritte der Großmutter. Die große Bestie, dachte ich in Borjas Ausdrücken. Ich spähte aus halbgeschlossenen Lidern: die Tür warf ein Viereck aus gelbem Licht auf den Boden. Der Schatten meiner Großmutter und ihr Bambusstäbchen bewegten sich auf dem Boden. Auf den Lidern fühlte ich ein schweres Gewicht. Tante Emilia stand schnell auf und flüsterte:

„Sie ist krank, Mama... Ich habe es dir schon gesagt. Dieses Kind hat etwas, es ist nicht wie andere...“

Die Großmutter schob sie zur Seite und kam an mein Bett. Ich schloß fest die Augen und drückte die Lider zu. Mit ihrer üblichen Härte sagte die Großmutter:

„Sei doch nicht so blödt, Emilia. Sie ist genauso wie andere Kinder. Sie ist nur betrunken, das ist alles.“

Tante Emilia machte einen schwachen Versuch, mich zu verteidigen. Auf einmal kam es mir so vor, als weinte sie. Mit leisen Tränen wie ein Kind. Es war verblüffend und mitleid-erregend zugleich. Die Großmutter sagte:

Ghanas Präsident Nkrumah hat die vierte afrikanisch-asiatische Solidaritätskonferenz in Winneba zum Anlaß genommen, abermals seine Vorstellungen von einem „geeinten Afrika unter einer gemeinsamen Regierung“ zu propagieren. Viele seiner Kollegen in den Nachbarstaaten, aber auch in entfernteren Ländern, werden darüber höchstens grimmige Bemerkungen machen. Ist es doch ihrer Meinung nach vor allem Nkrumah, der durch seine Politik den afrikanischen Einigungsbestrebungen schweren Schaden zugefügt, ja sie vielleicht sogar zum Scheitern verurteilt hat. Von einem „geeinten Afrika“ kann jedenfalls augenblicklich keine Rede sein, viel weniger noch von einer „gemeinsamen Regierung“. Nicht einmal das Zustandekommen der nächsten Konferenz der Staats- und Regierungschefs der Mitglieder der Organisation für die Afrikanische Einheit (OAU), die im September in der ghanaischen Hauptstadt Accra stattfinden soll, scheint im Moment gesichert.

Mehrere afrikanische Staatsführer, die Nkrumah vorwerfen, daß er in Ghana Flüchtlingsgruppen aus allen möglichen Ländern duldet oder gar ausbildet, die sich den gewaltsamen Sturz anderer Regierungen zum Ziel gesetzt haben, wollen die „Gipfelkonferenz“ in Accra boykottieren, falls Ghanas Präsident nicht vorher überzeugend nachweist, daß er sich an den in der Charta von Addis Abeba festgelegten Grundsatz der Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten hält. Zu den sogenannten „gemäßigten“ Afrikanern, die solche Absicht geäußert haben, gehören in erster Linie Politiker aus den früher französischen Gebieten Afrikas, die einst in der UAM, der Union Africaine et Malgache, zusammengeschlossen waren. Aber auch die Regierungen der Commonwealth-Mitglieder Nigeria und Sierra Leone haben erklärt, sie hätten sich noch nicht entschieden, ob sie an der Konferenz in Accra teilnehmen könnten. Nigerias Ministerpräsident Sir Abubakar Tafawa Balewa nannte Ghana offen das „Hauptquartier der Subversion in Afrika“. Fast kann man von einer Offensive der „Gemäßigten“ gegen die „Revolutionäre“ sprechen, zu denen außer Nkrumah auch Ben Bella, Nasser und die neuen Machthaber im Sudan gerechnet werden.

Erstes Ergebnis dieser Gegenbewegung war die Konferenz von Nouakchott (Mauretanien) im Februar, bei der die Wiederbelebung der UAM in die Wege geleitet wurde. Diese Organisation, der einstmals 13 Staaten angehörten, hatte sich nach der Gründung der OAU im Mai 1963 im Interesse der größeren Einheit des

„Unglaublich, Emilia, unglaublich... Hast du noch immer nicht vergessen, was für ein grober Kerl er ist... eigenwillig und verbittert? Weißt du nicht, daß er ein armer Mensch ist, krank und allein? Hör doch bitte endlich mit dieser Geschichte auf! Laß diese Kindereien. Du bist eine Frau, dein Mann ist an der Front, du hast einen fünfzehnjährigen Sohn. Emilia, Emilia!“

Sie wiederholte ihren Namen, aber aus ihrer Stimme klang kein Mitleid. Dann ging sie hinaus, und ich hörte, wie sich das Tick-Tack ihres Bambusstöckchens entfernte.

Als Tante Emilia mich verlassen hatte und ich allein in Dunkel lag, war mir der Schlaf vergangen, und ich hatte großen Durst. Immer noch schmerzte mich der Kopf, und kalter Schweiß bedeckte mich. Unsicher stand ich auf und ging ans Fenster, um es zu öffnen. Die Nachtluft kam herein, die Brise vom Meer, das tief atmete am Ende des Abhangs. Die Luft machte mich schwindlig, und beinahe wäre ich zu Boden gefallen. Als ich im Bett lag, veranlaßte mich ein besonderes Geräusch, mich wieder aufzusetzen. Die Tür öffnete sich langsam, und ich erkannte Borjas Silhouette. Sobald er die Tür geschlossen hatte, kam er wie ein Sturzregen auf mich zu. Er setzte sich auf meinen Betrand und machte die Nachttischlampe an: eine Kugel aus rotem Glas, die wie ein zorniges Auge aufleuchtete. Ich bedeckte mir das Gesicht mit den Händen, aber er zog sie wieder weg:

„Verdorbenes Geschöpf“, sagte er (aus der Art, wie er dieses Wort aussprach, entnahm ich, daß er lange darüber nachgedacht hatte, bis er es mir entgegenschleuderte). „Mit vierzehn Jahren hast du dich in einen Mann von Fünfzig verliebt!“

Mit zitternden Händen stockte er eine Zigarette an. Die Packung war in einer Tasche des Schlafanzugs zu sehen. Er stieß ein paar Züge aus, so wie er es machte, wenn er mich einschüchtern wollte. Wie zwei lange Eckzähne kam der Rauch in zwei Säulen aus seinen Nasenlöchern.

K

DER
KREIS

SONDERREIHE HEFT 1

25-2488-24

DAS
REICH
GOTTES

UND
DAS REICH DER DEUTSCHEN

3. DEUTSCHER EVANGELISCHER STUDENTENTAG HEIDELBERG 1954

ZS-2488-25

Stammes Verzeichnis 1954

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte	
Akt. 9053/99	ZS 2488
Rep.	

25-2488-26



Die Alte Brücke in Heidelberg

1. Mose 12, 1 - 3			
Hebr. 11, 8 - 16	<i>Horst Bannach:</i>	Studenten im Gespräch	7
Matth. 12, 22 - 30	<i>Hermann Dietzfelbinger:</i>	Das Reich Gottes ist da	15
	<i>Reinhard Wittram:</i>	Das Reich der Deutschen - ein alter Traum oder ein neues Ziel?	21
Matth. 24, 37 - 51	<i>Wolfgang Böhm:</i>	Das Reich Gottes kommt	33
	<i>Gerhard Ritter:</i>	Was heißt Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit?	41
Matth. 13, 1 - 9	<i>Hugo Maser:</i>	Das Reich Gottes wächst	55
	<i>Erwin Krämer:</i>	Welchen Zusammenhang haben Nationalbewußtsein und Antisemitismus?	63
Matth. 24, 3 - 14	<i>Kurt Wiegering:</i>	Das Reich Gottes bleibt	75
	<i>Heinz Zahrt:</i>	Welchen Einfluß hat der Glaube an Jesus Christus auf die nationale Hoffnung?	81
		•	
	<i>Elisabeth Adler:</i>	So erlebten wir den Studententag	93
	<i>Erhard Linz:</i>		

25-2480-22

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

1. Mose 12, 1-3

Hebr. 11, 8-16

Das Wort der Bibel

Und der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Ich will dich zum großen Volk machen und ich will dich segnen und dir einen großen Namen machen und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen. In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter.

Aus Glauben erwies sich Abraham, als er berufen wurde, gehorsam, an einen Ort auszuziehen, den er zum Erbteil empfangen sollte; und er zog aus, ohne zu wissen, wohin er komme. Aus Glauben siedelte er sich an im Lande der Verheißung als in einem fremden und wohnte mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung, in Zelten. Denn er wartete auf die Stadt, die die festen Fundamente hat, deren Erbauer und Schöpfer Gott ist. Durch Glauben empfing auch Sara selbst Kraft, Nachkommenschaft zu erhalten trotz ihres Alters, weil sie den für treu achtete, der es verheißt hatte. Daher sind auch von einem, und zwar einem Erstorbenen, an Menge so viele entsprossen wie die Sterne des Himmels und wie der Sand am Gestade des Meeres, den niemand zählen kann. Im Glauben starben diese alle, ohne die Verheißungen erlangt zu haben, sondern sie schauten sie nur von ferne und begrüßten sie und bekannten, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden seien. Denn die solches sagen, geben zu erkennen, daß sie ein Vaterland suchen. Und hätten sie dabei an jenes gedacht, aus dem sie ausgezogen waren, so hätten sie Zeit gehabt, zurückzukehren; nun aber streben sie nach einem bessern, das heißt nach einem himmlischen. Daher schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden; denn er hat ihnen eine Stadt bereitet.



Horst Bannach war Studentenfarrer in Hamburg. Seit 1947 ist er Generalsekretär der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland.

Der
ausg
erwa
hatte
Theo
Uns
Frag
denk
geha
renz
Wuc
auf
Unis
els r
Leg
also
müs
gew
Um
Gen
ruht
verw
aus:
fast
nich
die
auch
lich
weit
Heil
ihre

Der Studententag in Heidelberg hat eine Diskussion ausgelöst, wie wir sie in diesem Ausmaß wohl kaum erwartet, eigentlich müßten wir sagen: kaum erhofft hatten. Denn das haben wir gewollt. Uns hat nicht an Thesen, noch viel weniger an Resolutionen gelegen. Uns hat nur daran gelegen, daß ein Gespräch über die Frage entsteht, wie wir nun nach diesem Kriege denken, Deutsche zu sein. Und wir haben den Wunsch gehabt, es möchten sich in Heidelberg möglichst differenzierte Positionen zu Wort melden. Aber diesen Wunsch darf man offenbar nicht haben, wenn man sich auf Vertreter der jungen Generation beschränkt. Ihr Unisono im Bereich des Nationalen ist weitaus kräftiger, als man annehmen konnte. Es geht auch quer durch alle Lager. Es vereint sonst streitende Brüder. Wir hätten also schon Vertreter der älteren Generation dazu laden müssen. Aber dann wäre es kein Studententag mehr gewesen.

Um so lebhafter haben sich die Vertreter der älteren Generation hinterher zu Wort gemeldet. Besonnen und ruhig die meisten, ein paar aber auch erschreckt und verwirrt. Diese haben eine Entschuldigung für sich voraus: ihre Informationen über den Studententag stammen fast durchweg aus zweiter und dritter Hand. Sie sind nicht dabei gewesen. Infolgedessen haben sie nicht nur die Ebene des Gesprächs verfehlt, sondern ihnen ist auch die Sache, um die es in Heidelberg ging, nicht deutlich geworden. Mit ihnen werden wir das Gespräch erst weiterführen können, wenn dieses Heft, das die in Heidelberg gehaltenen Reden im Wortlaut enthält, in ihre Hand gekommen ist.

Einigen ist schon die Fragestellung als solche verdächtig erschienen. Hier werde etwas zum Problem gemacht, was eigentlich kein Problem sein dürfe. Sobald es um das Vaterland gehe, müsse man mit dem Herzen reagieren und nicht mit dem Verstand. Hier gehe es ja um das Unbezweifelbare, um das Selbstverständliche. Wie wolle eine Nation bestehen, wenn im Herzen ihrer Bürger das Gefühl für nationale Solidarität, für nationale Ehre, wenn also ein solider Patriotismus nicht von selbst funktioniere. Das ist eine klare Meinung. Aber sie hat die Tatsachen gegen sich. Jener von selbst funktionierende Patriotismus hat die Deutschen nicht daran gehindert, ihrer alten Nationalhymne eine zweite hinzu-zufügen und sie gleichfalls für einen guten (eigentlich doch wohl einen besseren!) Ausdruck ihres nationalen Empfindens zu halten. Er garantiert auch ganz offensichtlich nicht, daß unter den vielen für das Leben der Nation wichtigen Begriffen der des „nationalen Taktos“ eine sichere Helmstätte hat. Er schützt die Deutschen offenbar auch nicht vor einem Unmaß an Nationalgefühl, das ebenso gut ein Übermaß wie ein zu geringes Maß sein kann. Bei uns Deutschen versteht sich nichts von selbst. Wir haben nun einmal die Verpflichtung, uns über unsere Maßstäbe Rechenschaft zu geben. Die Studenten haben das versucht. Und ich meine, sie sind schon allein um dieses Versuchs willen jenem Teil der älteren Generation voraus, der sich zu einer kritischen Haltung gegenüber seiner eigenen Vergangenheit nicht mehr aufschwingen kann. Ihre ängstlichen Bemühungen um die Wiederherstellung des Alten sind identisch mit einer ebenso ängstlichen Weigerung, die Fakten, die

uns unsere jüngste Vergangenheit und demzufolge unsere Gegenwart beschoren, wirklich zu verarbeiten und dem Gewicht der Fragen, die sie uns aufgegeben haben, standzuhalten. Einer hat sich damit zu retten versucht, daß er die Heidelberger Diskussionen als Pubertätserscheinungen abtat. Was würde er empfinden, wenn ihm die Studenten Senilität vorwerfen würden? Jugend ist keine Schande, wie auch Alter nicht auf alle Fälle Torheit bedeuten muß. An sich läßt sich ein Gespräch auch zwischen den Generationen gerade in dieser Sache sehr wohl denken. Die Alten haben in der Tat etwas zu sagen. Wenn sie doch auch mit Ruhe hören könnten, was die Jungen zu fragen haben!

Einer der Journalisten, die gerade die Diskussionen verständnisvoll und urteilsicher begleitet haben, hat seinen (übrigens guten) Bericht mit der Überschrift versehen: Am Grabe des „Heiligen Vaterlandes“. Diese Überschrift hat wohl bei einigen Lesern, die den Anführungszeichen nicht genügend Beachtung geschenkt haben, die Vorstellung erweckt, die Studenten hätten in Heidelberg das Vaterland beerdigt. Das ist natürlich barer Unsinn. Man kann das Vaterland nicht zu Grabe tragen. Am wenigsten auf einer Tagung. Auch das ist nicht richtig, daß die Studenten festgestellt hätten, das Vaterland sei durch die Ereignisse zu Grabe getragen und man müsse nun nach anderen Werten suchen. So großspurig ist, nach allen Berichten aus den verschiedenen Gruppen, die ich erhalten habe, niemand verfahren. Was geschah, war viel simpler und bescheidener. Die Studenten haben die Gelegenheit, die sich ihnen bot, ergriffen, und haben sich offen ausgesprochen. Die meisten haben sich gegenseitig eingestanden, daß ihnen die Wörter, die nationales Leben beschreiben, leere, tote Wörter sind, Begriffe ohne Inhalt. Sie liegen außerhalb ihres Erlebnisbereichs. Stattdessen haben sie zu beschreiben versucht, was in ihrem Erlebnisbereich liegt. Da kam zum Vorschein, was unser Leben in diesen Nachkriegsjahren gefüllt hat. Unvergessen war die an vielen Stellen überraschend erfahrene Menschenfreundlichkeit bei Nichtdeutschen wie blinde Rücksichtslosigkeit bei Deutschen. Aber auch das Gegenteil: ein in seiner Wurzel begründeter und verständlicher, aber letztlich doch ganz unfruchtbarer Haß bei Nichtdeutschen und ruhige Besonnenheit bei Deutschen. Die nach dem Kriege nun auch für Deutsche aufgeschlossene

Welt der Nationen hat schon gelehrt, das man sie in ihrer anderen Art verstehen und sich von dem Vorurteil verabschieden muß, als seien sie von minderm Wert. In diesem Erlebnisbereich liegt schmerzlich und ganz in der Mitte die Zonenangrenz, die Menschen voneinander trennt, die zueinander gehören und zueinander wollen. Alle diese Erlebnisse haben eines gemeinsam. Sie fassen zuerst und nahezu ausschließlich die Menschen und ihre Beziehungen zueinander ins Auge. Sie beschäftigen sich dagegen nicht zuerst mit den lehrenden Ideen, unter denen diese Menschen in Gruppen gefaßt und zueinander oder gegeneinander bezogen werden. Man muß nun sehen, daß damit auch ein Prozeß nationaler Orientierung eingeleitet wird, nur anders, und nach meiner Meinung viel fruchtbarer, als es die alte Generation gewohnt ist. Auch die Jungen wollen den Weg finden, wie sie richtig Deutsche sein können, aber sie wollen sich nicht zu Erfahrungen drängen lassen, die sie nicht gemacht haben, und auch nicht zu Erkenntnissen, die sie nicht gewonnen haben. In Heidelberg hat keine „Entmythologisierung“ stattgefunden, denn es war vorher kein Mythos vom Vaterlande da. Ebensowenig hat eine Desillusionierung stattgefunden, denn es haben vorher keine Illusionen bestanden. Wohl aber haben die Studenten ihre Distanz zu allem entdeckt, womit man ihnen die leeren Begriffe füllen wollte. Sie beharren auf dieser Distanz und sie tun recht daran. Man soll ihnen nicht mit dem törichtesten Verdacht kommen, sie seien keine guten Deutschen. Es geht nicht um die Frage, wie sie gute Deutsche werden, sondern wie sie bessere werden als ihre Väter waren.

Man kann ihnen auch nicht damit helfen, daß man sie auf die Geschichte verweist, ihre Kenntnislosigkeit beklagt, und sie auffordert, sie möchten ihr Nationalgefühl an der Vergangenheit orientieren. Was ihnen angeboten wurde an derartigen Auffüllungen des Nationalbegriffes, hat ihr Vertrauen zu der Methode nicht gestärkt. Ihnen ist ja nicht das Nationalgefühl selbst und als solches verdächtig, wohl aber das aus der Romantik konservierte Drum und Dran, der Ton, die Weihe, die religiöse Inbrunst, die Flamme der Begeisterung. Darum traf für ihr Verständnis Dr. Krämer den Nagel auf den Kopf, als er sagte: „Ein Volk existiert im Präsens“. Alle Beschwörung der Geschichte hilft nichts, wenn sie nicht eingehen kann in das, was

wir gegenwärtig leben und erleben. „Ein Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit schloßthm darf es gar nicht geben“, sagte Prof. Ritter. Die Jungen sind willig zu lernen, was die Alten erlebt haben und was ihnen wichtig war. Aber sie sperren sich gegen die bloße Wiederholung. Sie wollen die Beziehungen herstellen zu dem, was ihnen selber aufgegeben ist und was sie durchzustehen haben. Leider beginnen an diesem Punkte die Alten oft schweigsam zu werden.

Was soll man dazu sagen, daß einer der erschreckten Kritiker auch das Wort Nihilismus bemüht hat? Es ist nach dem Kriege schon beinahe alles und jedes als Nihilismus gekennzeichnet worden. Wir haben uns daran gewöhnt, daß „Nihilismus“ keine geistige Kategorie, sondern bloß noch ein Schimpfwort ist. Dennoch ist es für unsere geistige Situation bezeichnend. Es taucht nämlich überall dort auf, wo eine Überprüfung der Werte stattfindet. Erstaunlich ist es schließlich nicht, wenn wir uns eingestehen müssen, daß wir heute manches anders sehen als vor 30 Jahren. Es liegen genügend Gründe dafür vor. Das betrifft ganz gewiß unsern Umgang mit dem Worte „heilig“ und seine Beziehungen zum nationalen Leben. Das hat in der Tat die Teilnehmer am Studententag beschäftigt. Sie haben das Fragezeichen hinter „Heilig Vaterland“ für berechtigt gehalten. Das zum mindesten.

Es ist gut zu verstehen, daß ein Teil der älteren Generation schon bei diesem Fragezeichen nervös wird. Für sie scheint schon dies Fragezeichen eine Vorbereitung zum Sakrileg zu sein. Wird dieses Heiligtum aus seiner alles beherrschenden Stellung entfernt, dann passiert der Sturz ins Bodenlose, ins Nichts. Die das veranlaßt haben, müssen Nihilisten sein. An dieser Stelle scheint mir die Fortführung des Gesprächs am dringendsten. In einem solchen Gespräch müßte es vor allem um die Frage gehen, wie ernst es uns eigentlich mit dem Wort „heilig“ ist. Wenn hier wirklich und ernsthaft Gott gemeint ist, kann man dann Gott und Vaterland so geschwind und so direkt in einem Atemzug nennen, wie wir das aus noch nicht allzu fernem Zeiten gewohnt sind? Oder passiert hier nicht doch eine heimliche Identifizierung? Läßt man hier nicht in Wirklichkeit alle religiöse Verehrung dem Vaterlande zukommen in der etwas zu sicheren Meinung, Gott sei damit auch erreicht? Die Studenten haben sich erlaubt, diesen Zusammen-

hang zu bezweifeln. Noch mehr, sie haben ihn bestritten. Es ging ihnen darum, für das Vaterländische und Nationale den Ort zu finden, an den es gehört. Kann man sagen, daß die Deutschen um Gottes Willen notwendig seien? Kann man sagen, daß die Deutschen das Urvolk seien, an dem alles, was Volk heißt auf dieser Welt, seine Norm finden müsse? Kann man jene Reden aus der Zeit der Befreiungskriege und des romantischen Überschwungs wiederholen, nach denen an deutschem Wesen die Welt genesen solle? Gibt es überhaupt ein Volk, das seine Sendung derart aus einem direkten Bündnis mit Gott begreifen dürfe? Gibt es überhaupt eine Norm für das, was „deutsch sein“ heißt, sei sie nun biologisch, rassistisch oder historisch formalisiert? Müssen wir uns nicht mit der Feststellung begnügen, daß Völker vorhanden sind und daß sie ihr nationales Leben als immer neue Aufgabe vor sich haben? Und wenn man die Deutschen mit Gott in Kontakt bringen will, geschieht es nicht am besten so, daß man sie an seine Gebote erinnert? Wird nicht unser nationales Leben wie das aller übrigen Völker an zahllosen Stellen von diesen Geboten tangiert? Wäre dem Vaterlande nicht am besten gedient, wenn man Gott allein heilig sein ließe und im Verkehr der Deutschen untereinander wie mit andern Nationen auf seine Gebote achtete? Könnten die Deutschen einen künftigeren Schutz haben für ihre nationale Existenz als eben diese Gebote, die ihnen wie jedermann verwehren, das Interesse Gottes am Menschen und seinem Leben zu mißachten? So etwa waren die Überlegungen in Heidelberg. Das war kein Sturz ins Nichts. Hier war noch nicht einmal Zögern und Unsicherheit. Vermutlich wurden hier die Konturen einer Erkenntnis sichtbar, die eben auch im Erfahrungsbereich dieser Studenten liegt: der Sturz ins Nichts kann dem sehr schnell widerfahren, der sich an die Güter des Lebens anklammert. Aber niemand fällt ins Nichts, der sich Gott anbefiehlt. Für ihn werden die Güter des Lebens an dem Ort stehen, an dem sie zu stehen haben. Sie sind ein Feld, auf dem sich erst noch zeigen wird, wie Gott mit uns und wir mit ihm sind. Jesus Christus ist das Ende aller Heiligtümer und aller Tempel.

Heidelberg war ein Versuch. Wir sind nicht mit fertigen Konzeptionen nach Heidelberg gegangen und wir haben es auch nicht mit fertigen Konzeptionen verlassen. Wir

haben ein Gespräch gehabt, ein fruchtbares Gespräch. Wir können uns nichts Besseres wünschen, als daß dieses Gespräch fortgeführt wird. Wenn nicht alle Zeichen trügen, steht dem deutschen Volk die eigentliche Probe, wie es Nation werden will, noch bevor. Jetzt ist noch die Zeit der Orientierung. Noch sind Fragen er-

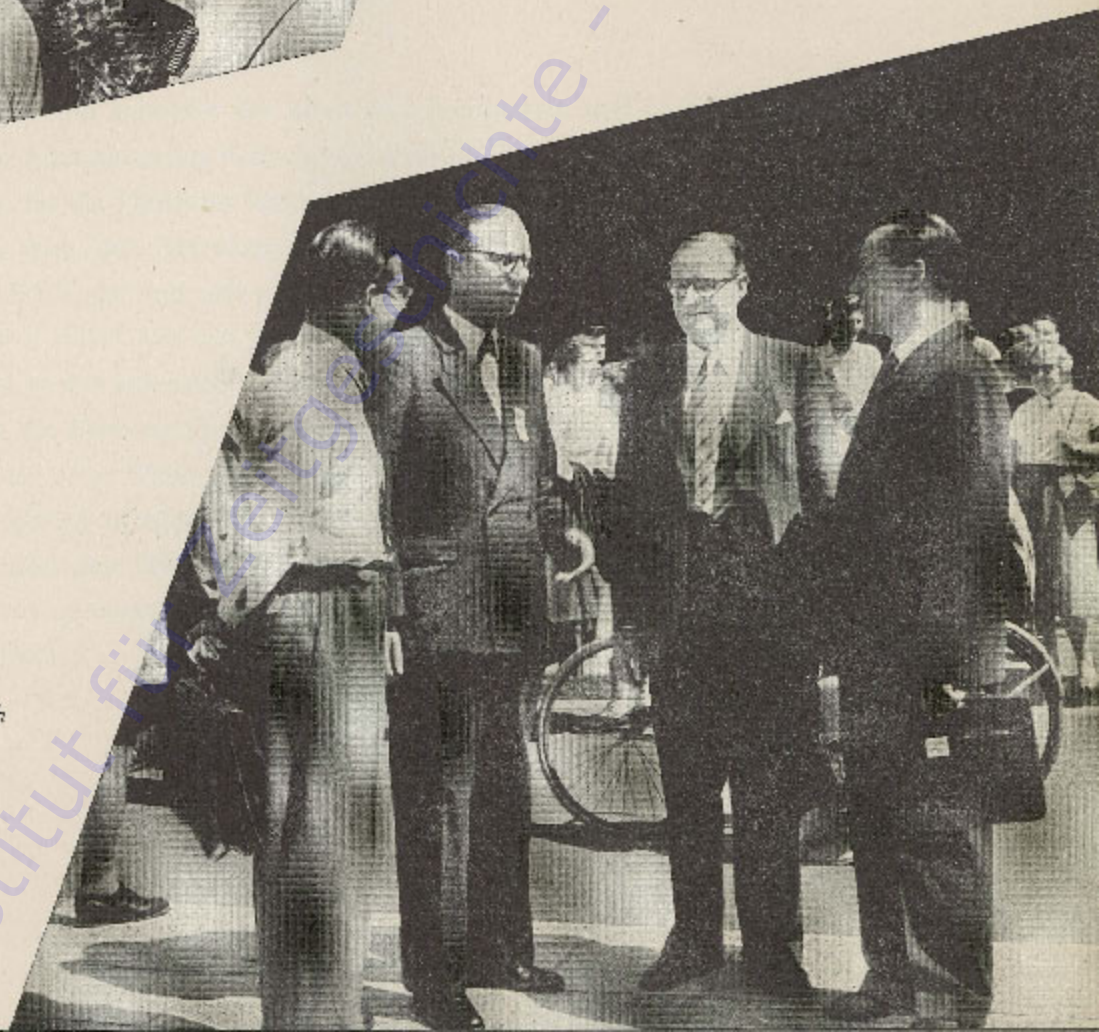
laubt. Vielleicht glückt es, die Ansätze von Heidelberg weiter fortzuführen. Es geht zuerst um die Menschen und ihre Beziehungen zueinander. Es geht nicht zuerst um Ideen. So könnte ein Nationalgefühl entstehen, das nicht bloß restauriert ist, sondern dem eine Erneuerung widerfahren ist.



Gespräch mit Prof. Ritter

*Auch Studentenpfarrer trafen sich
in Heidelberg.*

*Hier die Studentenpfarrer
Albrecht v. Mutius/Heidelberg,
Horst Bannach,
Dr. Wolfgang Böhme/Frankfurt,
Otto Kirschbaum/Freiburg*



Da wurde ein Besessener zu ihm gebracht, der blind und stumm war, und er heilte ihn, so daß der Stumme redete und sah. Und die ganze Volksmenge erstaunte und sagte: Dieser ist doch nicht etwa der Sohn Davids? Als das die Pharisäer hörten, sagten sie: Dieser treibt die Dämonen nicht anders aus als durch Beelzebub, den Herrscher der Dämonen. Da er aber ihre Gedanken kannte, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das mit sich selbst entzweit ist, wird verwüstet, und keine Stadt und kein Haus, das mit sich selbst entzweit ist, wird bestehen bleiben. Und wenn der eine Satan den andern austreibt, so ist er mit sich selbst entzweit. Wie wird dann sein Reich bestehen? Und wenn ich durch Beelzebub die Dämonen austreibe, durch wen treiben eure Söhne sie aus? Deshalb werden sie eure Richter sein. Wenn ich dagegen durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen. Oder wie kann jemand in das Haus des Starken hineingehen und ihm den Hausrat rauben, wenn er nicht zuvor den Starken bindet? Erst dann wird er sein Haus ausrauben. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.



Hermann Dietzfelbinger war seit 1921 Studentenfürer in München. 1945 wurde er Rektor des Predigerseminars der Bayerischen Landeskirche, zuerst in Erlangen, dann in Nürnberg. Seit 1958 ist er Rektor der Diakonissenanstalt Nesselwiesau.

Hermann Dietzfelbinger

Das Reich Gottes ist da

Das Reich Gottes ist da, steht auf dem Programm für heute. Wenn das wahr ist, dann steht eine gute Botschaft am Anfang dieser Tagung. Denn wenn Gott wirklich regiert, und zwar heute und nicht nur in einer ferneren Zukunft, dann muß man nicht mehr sorgen und nicht mehr ungewiß sein, sondern kann sich freuen. Dann hat Martin Luther recht gehabt, wenn er in den kritischen Monaten des Augsburger Reichstages 1530 von der Coburg aus an Johann Brenz schrieb: „Ist das wahr, daß Gott regiert? Was ist dann das rasende Dräuen der Götzen, die jetzt nicht erst anfangen zu sterben, sondern schon tot sind? Der mich erschaffen hat, wird sein meines Sohnes Vater, meines Weibes Mann, meiner Stadt Bürgermeister, meiner Pfarre Prediger und das viel besser denn ich.“

Aber nun ist es ja nicht so leicht zu erkennen, daß Gott regiert, daß er als einer regiert, der es mit uns Menschen und mit der Welt gut meint. Von der Wirklichkeit des Lebens her kann man nicht ganz leicht denen widersprechen, die sagen: In dieser Welt läßt es sich leichter an den Teufel oder an den Zufall als an Gott glauben. Auf alle Fälle scheint das Reich Gottes, wenn es so etwas gibt, in stärkster Auseinandersetzung mit vielen anderen Reichen und Gewalten zu stehen, mit guten und bösen. Einen großen Anteil haben daran gewiß auch die politischen Mächte. So konnte im Blick auf diese Auseinandersetzung ein Theologe vor kurzem sein umfangreiches Buch über politische Fragen unter dem Titel erscheinen lassen: „Politik zwischen Dämon und Gott“. Und in diesen Tagen wollen wir uns gerade um diese Fragen, um diese Auseinandersetzung bemühen.

Wenn es nun aber zuerst um das Verständnis des Reiches Gottes überhaupt geht, so wollen wir uns diesen

Begriff „Reich Gottes“ nicht von unserem Denken her, auch nicht von unseren positiven oder negativen Erfahrungen mit anderen Reichen in Ost und West her füllen lassen, sondern eben von der Bibel her. Vielleicht ist schon dies ein Teilnehmen an der Gegenwart des Reiches Gottes und nicht das schlechteste, wenn wir auf das Wort der Bibel hören. Denn wenn Gott spricht, dann regiert er. Wenn ich unseren Text überblicke, so finde ich für unsere Arbeit in diesen Tagen wie für unsere Bistxenz überhaupt einen klaren Ansatz in V. 28: „So ich die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist das Reich Gottes zu euch gekommen“. Da lerne ich von vornherein, daß Gott, wenn er regiert, nicht willkürlich, nicht gleichsam ins Blaue hinein regiert, sondern in dem, der hier spricht in Jesus Christus.

Davids Sohn vermuteten die Leute in ihm (V. 29) und meinen damit, er sei es, dem Gott — wie damals seinem gesalbten König David — nun die Zügel des Weltregiments in die Hand gelegt habe. Es ist freilich auch dieses Weltregiment Gottes in tiefe Geheimnisse getaucht und einige dieser Geheimnisse begegnet uns hier.

Im Jahre 1942 wurde bei uns in Bayern durch den damaligen Staat angeordnet, daß aus den Schulen die Kruzifixe entfernt werden müßten, die dort an der Wand hingen. Es ist mir unvergeßlich, wie ein Schuldirektor einer höheren Schule nachts mit einer Taschenlampe von Raum zu Raum schlich und diesen Befehl vollzog, weil er sich davor schute, es am Tage zu tun. Was ist an diesem Stück Holz, das da in den Zimtern hängt, Besonderes? Man kann es doch ohne Not entfernen. Aber wenn man es auf diesen Befehl hin wegnimmt, so ist es, wie wenn man etwas von der guten und gnädigen Herrschaft Gottes hinausstößt und anderen Mächten Raum

gibt. Denn der Platz, wo das Kreuzifix hing, bleibt ja nicht leer.

Was Jesus Christus hier tut, ist das genaue Gegenteil. Er treibt die anderen Geister aus, und damit ist Gottes Herrschaft gekommen. Wir achten im einzelnen darauf, wie das geschieht. Damit wir uns nicht in weltgeschichtlicher Betrachtung verlieren, werden wir zuerst auf einen ganz bestimmten Punkt hingelenkt. Wir sehen in V. 22, wie Jesus einen gebundenen Menschen frei macht. „Da ward ein Besessener zu ihm gebracht, der war blind und stumm. Und er heilte ihn, also daß der Blinde und Stumme redete und sah.“ Der ist wirklich gebunden, so daß man es keinesfalls übersehen kann. In seinen Sinnen ist er gebunden, der Außenwelt gegenüber und in seinem Inneren. Das Neue Testament redet ja so kompakt und konkret, daß man einfach sehen muß, worum es geht.

Ist das wohl ein Stück überholter Weltanschauung, was uns hier begegnet? Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief. Es war der Brief eines modernen, ganz normalen Menschen. In dem stand der Satz: „Meine ständigen Begleiter sind Angst, Schwermut, Müdigkeit und oft unheimliche Unruhe“. Solche Briefe aber werden zu Hunderten geschrieben, jeden Tag. Und an uns selber wie an anderen erkennen wir, wie der Mensch gebunden ist. Oft so leibhaftig, wie es uns hier begegnet. Je leibhaftiger Gott sich selber darstellt, wie er es hier tut in Jesus Christus, umso leibhaftiger, so scheint es manchmal, stellen sich die Bindungen dar, die uns Menschen von anderen Mächten her ergreifen. Das gehört geradezu zur Existenz des Menschen. Er muß schon von seiner Schöpfung her, sagt Luther einmal, ein Bild sein entweder Gottes oder des Teufels. Er ist nicht frei. Er muß besessen sein, er muß in Besitz genommen sein von jemand, denn er ist nicht selbständig geschaffen, sondern nach einem Bilde. Wenn er nicht von Gott gebunden ist, dann ist er eben anders gebunden in seinem Willen wie in seinem Denken wie in seinen Sinnen, in seinem Wort und in seinem Blick.

Jesus aber heilte ihn. Das ist ein wunderbarer Satz. Damit ist die Herrschaft Gottes da. Dieser Satz, so kurz er ist, ist zeichenhaft für das ganze Wirken Jesu. Denn da steckt die ganze gesundmachende Kraft drinnen, die von Gott ausgeht. Er macht den Menschen gesund. So kann man das ganze Werk Jesu beschreiben. Es wäre

gut und lohnte sich, das Neue Testament einmal durchzublättern auf diesen Satz hin, wie oft er vorkommt: „und er heilte sie“. Jesus ist gekommen, daß der Mensch gesund werde. Zur Rettung des Menschen ist er gekommen. Das geschieht, wann und wo er wirkt oder redet. Wenn er zu einem Menschen sagt: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ dann macht er ihn gesund, daß er mit Gott wieder in Frieden ist. Wenn er die aus der Bahn Geratenen, um die die anderen einen Bogen machen, an seinen Tisch lädt, dann werden sie eben wieder Menschen und ihre Gemeinschaft untereinander wird menschlich.

Ebenso geht es diesem Menschen. Wenn seine Fesseln fallen, wird er geheilt von innen und von außen. Ein Mensch wird er. Ebenso einfüllig wie tief wird das hier ausgesprochen: „... also daß der Blinde und Stumme redete und sah“. Nichts anderes wird er als ein Mensch. Dazu hat er ja den Mund, daß er redet, und dazu hat er das Auge, daß er sieht. Wenn Gott durch Jesus Christus an dem Menschen handelt, was wird aus ihm? Ein Mensch. Bloß ein Mensch, nichts anderes. Nicht ein Übermensch, nicht ein übergeistlicher Mensch, vor dem alle Leute davonlaufen, sondern ein Mensch wird er. Im Alten Testament bei dem Propheten Hesekiel spricht Gott einmal davon, wie er den Menschen neu schafften möchte (Hes. 36). Er nimmt das steinerne Herz aus dem Menschen und gibt ihm dafür — nicht ein übergeistliches, sondern — ein fleischnes Herz, ein Menschenherz.

Ein Mensch ist geheilt. Was ist damit geschehen? Die Welt hat sich scheinbar nicht geändert. Aber ein Mensch ist aus der Gewalt des Teufels in die Gewalt Gottes gekommen. Und das ist etwas ganz Entscheidendes. Gottes Herrschaft fängt an mit der Befreiung des Menschen. Denken wir an Martin Luthers Auslegung zum 2. Glaubensartikel: Jesus Christus, „der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels“. Gottes Reich ist da, wenn das geschieht. Es fängt an beim Menschen. Eine wichtige Sache. Wenn die Menschen regieren und ein Reich aufrichten, dann machen sie es meist anders. Dann machen sie eine Revolution und ändern die Verhältnisse und ersetzen eine Gesellschaftsordnung durch eine andere. Dann wird es gut nach ihrer Meinung. Aber wenn der

Mensch nicht anders wird, werden auch die besten Verhältnisse wieder böse. Gott, wenn er regiert, macht die Menschen neu. Diese Menschen stehen vielleicht noch mittendrin in einer alten Welt, in einer alten Gesellschaftsordnung und unter anderen Gewalten und sind doch frei.

Auch auf die Gefahr hin, daß es viele kennen, muß ich hier an Dietrich Bonhoeffers Gedicht erinnern, das er in seiner Gefängniszeit schrieb.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutscherr aus seinem Schloß.
Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.
Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig und lächelnd und stolz
wie einer, der siegen gewohnt ist.
Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensodem, als wüßte mir
einer die Kehle,
hungrig nach Farben, nach Blumen,
nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und
kleinliche Kränkungen.
Umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend nach Freunden in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken,
zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen.
Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich denn beides zugleich? Vor Menschen
ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger
Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist,
dem geschlagenen Heer,

das in Unordnung weicht vor schon
gewonnenem Sieg?
Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin. Du kennst mich. Dein bin ich,
ach, Gott!

Das ist ein Mensch unter der Herrschaft Gottes, von guten Mächten treu und still umgeben. Er hat Augen zu sehen, Menschenaugen, angstvolle und getroste zugleich. Er hat einen Mund zu reden, so oder so, aber er ist ein Mensch Gottes. Solch ein befreiter Mensch könnte auch in seinem Gefängnis für das Leben draußen, für das politische Leben etwas bedeuten. Dabel ist freilich sofort eine gewichtige Frage zu stellen. Es ist die Frage nach dem inneren Charakter solcher Gewalt, die sich hier zeigt. Der innere Charakter eines Reiches ist eine Macht. Von Macht ist ja auch hier die Rede, wo es heißt, daß alles Volk sich davor entsetzt. Ist Macht böse? So wurde vor einigen Jahren häufig gefragt. Können wir uns Macht anders denken als böse? Viele Menschen um Jesus Christus sprechen die Vermutung aus, er sei Davids Sohn, also der, dem man sich ganz und gar anvertrauen kann. Doch die Pharisäer, diese Hüter des Rechtes und der Ehre Gottes, stellen eben diese Frage nach dem inneren Charakter der Macht Jesu. Ist sie vielleicht auch böse? Sie haben recht mit dieser Frage, wenn wir auch bei ihnen noch andere Motive vermuten. Aber sie haben bis zu einem gewissen Grad wirklich recht, wenn sie zunächst einmal der Macht gegenüber, die ihnen begegnet, alles in Frage stellen und sagen: Er treibt die Teufel nicht anders aus denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Denn wenn man sich nur ein wenig umschaute, wenn man ein wenig weltliche und geistliche Erfahrung hat, dann weiß man: Es geschieht nur allzu häufig, daß das Böse durch Böses ausgetrieben wird. Und dann wird es nur ärger. Wir kennen das doch aus dem politischen Raum. Nach jeder Umwälzung wird gesäubert. Aber es wird nicht besser, wenn gesäubert wird. Manchmal wird es noch schlechter. Man muß sogar fragen, ob denn das unter uns je anders sein kann. Es wird ja auf mancherlei Weise ein geradezu bewegender, heroischer Kampf gegen das Böse geführt. In der Pädagogik, in der Politik, in allen Wissenschaften wird ein Kampf geführt um die Überwindung des Bösen. Auch Lenin möchte nichts an-

deres als das Böse überwinden. Und oft sind es hoffnungsvolle Anfänge, die da gemacht werden. Aber dann gerät auf unerklärliche Weise der Wurm des Bösen hinein. Aus den Spitälern, die man bauen wollte zur Heilung der Menschheit, werden unter den Händen ihrer Erbauer lauter Gefängnisse, hat einer in einem Roman gesagt.

Ist dieses zwiespältige Bild nicht auch im Geistlichen, im Bereich der Christenheit überall zu sehen? Ist da nicht auch zu fragen, ob nicht der Teufel durch Beelzebul, der Teufel Obersten, ausgetrieben wird? Da würde, schauen wir bloß einmal in die Kirchengeschichte hinein, die Botschaft von Jesus Christus ausgebreitet. Jesus selbst hatte es geboten: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker“. Aber wie geschah das! Nur allzu häufig gab man zugleich dem Teufel Raum. Das Mittelalter, das seine Kriege häufig als Glaubenskriege führte, wie es ja die Neuzeit auch manchmal tut, hat uns ein Kirchengebet aufbewahrt, in dem gebetet wird: „Der allmächtige Gott möge mit unbeschränkter Gewalt die Barbarenvölker unterwerfen, damit sie bei dieser Gelegenheit zur Erkenntnis der Wahrheit kommen möchten.“ Ist durch die Kreuzzüge, durch Kriegszüge überhaupt, das Reich Gottes gekommen? Wenn wir das Kampfgewoge in der Christenheit ansehen, ihr Verkündigen, ihr Regiment, ihr Lehren, ihre Lehre, so müssen wir sagen: das Reich Gottes ist zumindest sehr verdeckt da, etwa so, wie es hier in den Versen 25 und 26 beschrieben wird. Im günstigsten Fall wird das Reich des Teufels ein wenig uneins.

Sie käme wohl überhaupt nicht, die Herrschaft Gottes, und sie wäre immer wieder sofort am Ende, wenn Jesus nicht durch den Geist Gottes die Teufel austriebe. Wenn Teufel ausgetrieben, wenn Dämonen überwunden werden sollen in der Welt und in der Kirche, dann muß das schon durch eine bis auf den letzten Grund reine Gewalt geschehen. Eine solche Gewalt können wir uns gar nicht denken. Aus dem Geist Gottes allein kann sie kommen. Sie ist ganz ohne das Böse, ja eben so rein, wie wir es an Jesus Christus sehen, von dem Gott selbst spricht (V. 18): „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf ihn legen.“

Am deutlichsten wird diese reine Gewalt Jesu in jener Geschichte des Neuen Testaments, die Dostojewsky als die tiefstnimmigste der ganzen Weltliteratur bezeichnet hat: Jesus wird vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht würde und dort seine Gewalt übte, ganz rein, ganz wehrlos, eben allein aus dem Geist Gottes. Er wählte lieber den Hunger und den Verzicht, das Leiden und das Sterben, ja eben das Kreuz, als daß er einen Schritt vom Vater wich. Vater: in diesem Wort liegt die Beschreibung des Lebens und Wirkens Jesu. Dies ist seine Vollmacht, daß er der ohnmächtige, unmündige Sohn des Vaters ist und bleibt bis hin zu dem Wort: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Und darin liegt seine Gewalt über das Böse, darin liegt das Leben, daß einer ohnmächtig der Sohn des Vaters bleibt. Darum aber ist die Gestalt der Herrschaft Jesu Christi auf Erden das Kreuz, darum liegt, mit einem Wort Pascals, Jesus im Todeskampf mit anderen Mächten bis an das Ende der Tage. Aber eben dadurch eröffnet er das Reich des Lebens.

Wenn wir über diese Dinge nachdenken, so vermögen wir nicht zu ermaßen, was mit dem Kreuz geschehen ist. Das Wort, das man von Jesus Christus sagt, ist immer geringer als die Wirklichkeit, die es auszusprechen versucht. Aber Jesus deutet es hier selbst an (V. 29): „Wie kann jemand in eines Starken Haus gehen und seinen Hausrat rauben, es sei denn, daß er zuvor den Starken binde und eldsann sein Haus beraube.“ Ein Bild: Da ist der Fürst dieser Welt, stark und mächtig in seinem Haus, in seinem Palast, in seiner Stadt; aber es ist einer gekommen und hat ihn gebunden. Durch das Kreuz regiert Jesus und treibt die Teufel aus. In unserem Glaubensbekenntnis bezeichnen die Worte „gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten“ die Aktionen, durch die der Fürst dieser Welt gebunden wird. Es gibt jetzt keinen Bereich mehr in dieser Welt, im Himmel und auf Erden und unter der Erde, in dem Jesus Christus nicht die Gewalt hätte, die reine vollkommene Gewalt Gottes. Der Apostel Paulus drückt das so aus: Christus hat ausgezogen die Fürstentümer und die Gewaltigen und sie zur Schau gestellt öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sie selbst. „So treibe ich die Teufel durch den Geist Gottes aus“, sagt Jesus.

Wir stellen noch eine weitere Frage: Wie wirkt sich diese Herrschaft Gottes unter uns aus? Darum geht es ja Jesus auch (V. 30), daß da Leute mit ihm sind. Er will das, was er wirkt, nicht für sich behalten. Wenn wir V. 29 richtig verstanden haben, daß da zuvor einer gekommen ist und den Starken bereits gebunden hat, dann werden wir darin eine ganz wunderbare Beschreibung des Wirkens Jesu finden. Nicht daß die Welt jetzt nicht mehr das Haus des Starken bliebel „Herr, unser Gott“, sagt einmal einer, der diese Welt als das Haus starker Mächte erkannt hat, „es herrschen wohl andere Herren über uns denn du. Aber wir gedanken doch allein dein und deines Namens“. Eben weil der Fürst dieser Welt gebunden ist, brauche ich jetzt nicht mehr seinen Worten und Stößen zu verfallen, brauche nicht seinen Mächten und seinen Teufeln und Dämonen, die durch die Welt hinfahren, nachzulaufen, brauche nicht jedem Schlagwort, das mich mit bannender Gewalt beansprucht, zu verfallen. Für den, der in der Nähe Jesu ist, sind die Dämonen auch aus den Begriffen, mit denen wir unter uns umgehen, ausgetrieben. Ich vermag nächstern zu sagen, was politische Macht ist, was Gewalt ist, was das Vaterland ist, was das Volk ist, wozu die Politik nötig ist. Aus dieser Erkenntnis kommt das Unterscheidungsvermögen des Neuen Testaments zwischen dem König, den man ehrt, und Gott, den man fürchtet, kommt das Unterscheidungsvermögen der Märtyrer von Seifi um das Jahr 180, die sagen: Ehre erweisen wir dem Kaiser, Furcht aber Gott. Aus dieser Erkenntnis kommt schließlich die Freiheit, mit der ich mich dankbar nach dein 1. Glaubensartikel als Glied meines Volkes im Jahre 1954 an diesem oder jenem Orte weiß.

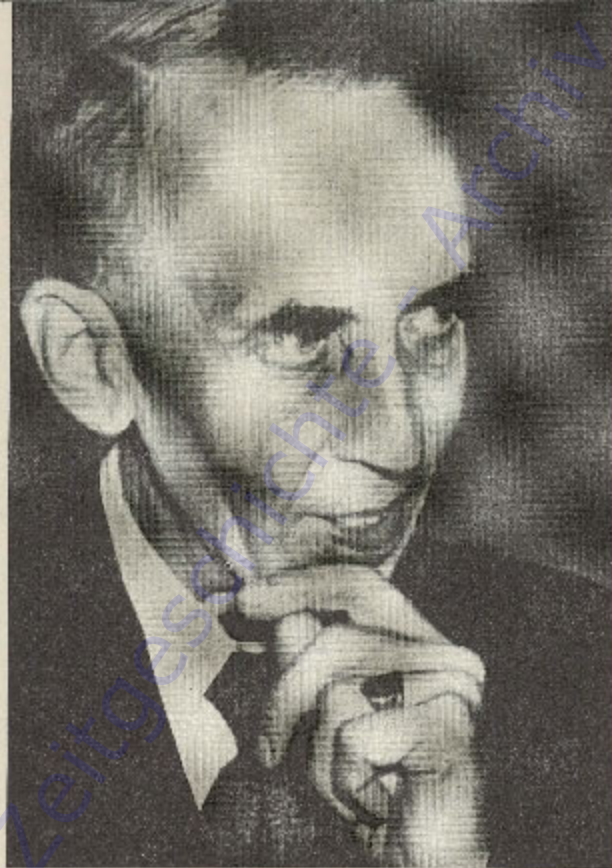
So sieht die Welt unter der Herrschaft Jesu Christi aus, entgöttert. Jesus Christus hat den Starken gebunden und beraubt sein Haus. Er trägt aus dem Haus des Starken seine Beute heraus, Stück für Stück. Dieser Besessene hier ist solch eine lebendige Beute. Und wenn Jesus am Kreuz zu einem sagt: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein, dann holt er sich wieder solch eine Beute heraus. Manchmal kann man das auch heute sehr deutlich sehen, wie er sich irgendwo einen Menschen so zur Beute holt, wie er gleichsam aus der Mauer des Un-

glaubens und der Gleichgültigkeit einen Stein herausbricht und für sich gewinnt. Was Jesus Christus geschehen läßt durch Verkündung, durch die Taufe, in der Beichte, im Handeln seiner Gemeinde, das ist ein Herausholen der Beute, die ihm gehört.

Wenn also ein Mensch getauft wird, so wird über ihm ausgesprochen: „Hebe dich weg von ihm, Satan“. Wenn in der Beichte die Vergebung der Sünden über einem gesagt wird, dann heißt das: „Hebe dich weg von ihm, Satan“. „Dazu haben ja,“ meint Luther einmal, „die Christen das Evangelium, Taufe und Abendmahl, daß sie die Leute bekehren, dem Teufel die Seelen abschlagen, aus der Hölle und Tod reißen und gen Himmel bringen. Das sind lauter solche Werke, der alle Könige und Kaiser, Gewaltige und Reiche, Gelehrte und Weise in der Welt keines vermögen zu tun. Denn ihrer keiner vermag ein einziges Gewissen, das von einer Sünde bedrückt und betrübt ist, zu trösten und fröhlich zu machen.“

Solche Leute möchte also Jesus Christus haben. Das Wirken einer Gemeinde Christi in der Welt besteht im Grunde in nichts anderem als eben darin, dabei zu sein bei dem, was Jesus Christus tut, wenn er seine Beute herausholt. Solche Leute möchte er haben, die mit der Waffe seines Wortes und Sakraments dabei sind, wenn und wo er eben das Haus des Starken ausraubt. Dabei sein, wenn Jesus Christus so regiert: das ist eine wunderbare Sache. Das beansprucht alle Kräfte, das Wort und das Gebet, das Leiden und Ringen, das Leben und das Sterben, und ist doch ohne Krampf und ohne Hast und ohne Furcht. Denn das Reich Gottes ist da, und nicht ich muß es schaffen. Christus schafft durch den Geist Gottes, und ich darf und brauche nicht sein Werk durch meinen Geist zu verderben. Aber mit mir will er sammeln. Solche Leute will Gott haben, die dabei sind bei dem, was Jesus Christus tut. Das sind nach Luthers Wort „die rechten Atlantes, die das ganze himmlische Gewölbe auf ihren Schultern tragen; sie halten auf und tragen den schweren Zorn Gottes und halten dennoch mitten im großen Jammer fest im Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, ob sie wohl vor ihren Augen sehen das Widerspiel.“

Institut für christliche Theologie



Dr. Reinhard Wittram lehrte seit 1938 als ordentlicher Professor in Riga an der HerdersHochschule Geschichte. Seit 1946 ist er in Göttingen. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Osteuropäische Geschichte, Nationalitätenproblem und Deutungsfragen. Veröffentlichungen: Peter der Große. Der Eintritt Rußlands in die Neuzeit, 1954; Baltische Geschichte 1180 - 1918, 1954; Das Nationale als europäisches Problem, 1954; Vom Sinn und den Lebensformen der Universität (Die Sammlung 1958, 21).

Das Reich der Deutschen —

ein alter Traum

oder ein neues Ziel?

Prof. Dr. Reinhard Wittrom

Alle Bestimmung in der Gegenwart muß davon ausgehen, daß wir Zeugen eines geschichtlichen Wandels sind, der tiefer greift und umfassender ist als alle epochalen Einschnitte seit Menschengedenken. Damit ist die immer gegenwärtige Frage nach der geschichtlichen Kontinuität mit neuer Dringlichkeit gestellt: Was ist ganz vergangen, veraltet, abgelebt, dahin und zu Ende, und was harret unseres Willens, um wieder Wirklichkeit zu werden? Hermann Heimpel hat für die ganze geschichtliche Welt die Forderung aufgestellt, daß wir den Wirkungszusammenhang und den Wesenszusammenhang unterscheiden. Wir müssen wissen, was ein Weg ist, auf dem die Vergangenheit zu uns kommt, und was nur noch ein Bild sein kann, das uns Vergangenes überliefert. Wir werden, wenn es uns ernst ist, von neuem ansetzen müssen, um die Pfade zu ermitteln, die aus der Vergangenheit bis zu uns hinführen und auch weiterhin gangbar sind, und die anderen Wege zu erkennen, die früher oder später im weglassen Gelände, wie es geschichtliche Eruptionen zu hinterlassen pflegen, ans Ende gekommen sind.

Verhältnis zur Vergangenheit

Jeder kann dabei vom Persönlichen ausgehen. Im August 1938 schrieb ich in Riga im Vorwort zu einer Geschichte der baltischen Deutschen von Aufgaben, die Gott uns ins Herz schrieb, die wir baltischen Deutschen den Vätern verdanken und die unsere Söhne von uns erben werden. Nun liegt es offen am Tage, daß wir diese Aufgaben nicht mehr zu verwalten haben. Unsere Söhne stehen unter einem anderen Auftrag Gottes. Überall tritt uns die gleiche Frage an, bei Gedenkfeiern,

beim Wiederaufleben alter Einrichtungen, beim Unterricht, in Gesprächen: die Frage, was denn eigentlich noch aktuell sein kann, was uns das Alte, die vergangene Hinrichtung, der überlieferte Name noch anhaben mögen. Dabei zeigt sich unsere Abhängigkeit von allen sachlichen Gegebenheiten unserer Existenz. Wenn die Formen zerstört sind, zieht sich die Bestimmung ins Geistige zusammen, in eine abgeleitete Summe von Kräften, deren Wirkung nicht mehr im Institutionellen, sondern nur noch im Geiste selbst ihre Stütze hat. Der Geist aber kann schweben, schweifen, wehen und flattern, er kann in alledem eine bedeutende Kraft entfalten, er kann entzünden, durchdringen, unwerfen, das Schwerfällige in Bewegung setzen, aber auf sich gestellt, ohne die haltende und bindende Kraft der Institutionen, kaum je ruhen. Damit drängt sich uns die Frage nach dem Wesen, nach den Lebensbedingungen, nach der Kraft der politischen Tradition von neuem auf. Die Frage stand vor uns, als 1951 der Stiftung des untergegangenen preussischen Königreichs gedacht wurde. Die Frage tritt uns an, wenn eine verlorene Stadt, eine erloschene Hochschule mit irgendeinem Kalendertag stumm und brodet an ihr einstiges reiches Leben erinnert und uns mahnt, ihrer nicht zu vergessen. Wir wollen diesem Anruf gerne genügen, aber wir sind nicht selten in Verlegenheit. Es wird uns deutlich, wie schroff der Bruch von 1945 war; zugleich aber auch, wie schwer es ist, den nachwachsenden Generationen eine Welt verständlich und ein Ganzes sichtbar zu machen, das keine Gestalt mehr hat. Gewiß, das Wort kann mächtig sein. Es mag wohl einmal gelingen, ein abgeschlossenes, zu Fall gekommenes, nicht mehr im Leben stehendes historisches Ge-

bilde so zu vergegenwärtigen, daß es uns mit allen Zügen des Lebens nahe ist. Gerade dann aber entgehen wir am wenigsten der Frage, was es uns bedeuten kann. Wir verlangen nach der vollen Kontinuität des geschichtlichen Lebens und spüren, daß wir für vieles nur noch Bilder besitzen. Trachten wir danach, das überlieferte Bild bedingungslos festzuhalten, so können wir unversehens an die Frage geraten, ob wir bereit sind, den heimlichen Preis zu bezahlen, den die Vergänglichkeit fordert: uns das Entzogene in den Mythos verwandeln zu lassen. Als Mythos verheißt uns manches Abgeschiedene ein zauberisches Leben, Herrschaft über die Gemüter, Glanz ohne Flecken, eine tiefere und reichere Farbigkeit, als sie dem Leben je innewohnen kann.

Der historische Mythos kann vielerlei Gestalten annehmen. Am harmlosesten, weil kritischer Forschung am raschesten ausgeliefert, ist die Vorklärung von vergangenen Zuständen. Im Licht der grundsätzlich geöffneten Archive, im Luftzug widerstreitender Meinungen und Deutungen wird sich die Verherrlichung historischer Figuren nirgends lange halten können. Auch die Sage von der guten alten Zeit wird der Ironie sozialgeschichtlicher Kritik niemals entgehen. Auf die Dauer gesehen ist die Ernüchterung nicht zu verhindern. Der Geist historischer Kritik kann offenbar niedergehalten, in der modernen Welt aber nicht mehr erstickt werden. Wesentlich dauerhafter sind jene Mythen, die mit einem der Wesenszüge der modernen Geschichtsforschung, mit ihrem Dreing nach Verknüpfung, zusammenhängen. Was nicht wissenschaftlich erweisbar ist, ist nicht immer ohne weiteres widerlegbar. In einer modernen Formulierung des politischen Mythos lese ich folgendes (H. H. Schrey): „Der politische Mythos ist das plastische Vorstellungsbild, in dem sich die Intensionswucht der Masse konkretisiert. Er hat nur Sinn im Zeitalter der Massen, die am Mythos erst zum Selbstbewußtsein, zur politischen Gestaltwerdung und zum tätigen Einsatz kommen.“

Der historisch-politische Mythos hat zwei Gegner, zwei unversöhnliche, ungleiche Gegner: den Glauben und die Wissenschaft. Der Glaube stellt sich dem Zauberlicht säkularisierter universaler Gewissheiten in den Weg. Und die Geschichtswissenschaft wendet sich mit solcher Entschiedenheit dem Einzelnen zu, daß alle Verknüpfungen sich immer von neuem in Frage gestellt

schen müssen. Es gehört zum Wesen des historischen Wahrheitsanspruchs, daß wir das Jeweilige, Besondere, Wechselnde, Differierende in der Geschichte mit der äußersten Schärfe und Genauigkeit ins Auge zu fassen bemüht sind. Auf das Reich angewandt heißt dies: nichts kann unseren Sinn für die Unterschiede dessen, was jeweils Reich hieß, abstupfen. Diese Unterschiede aber gehen so tief, daß es die Frage ist, ob der Name noch wirkliche Gemeinsamkeiten deckt.

Das mittelalterliche Reich

Wir unterscheiden mindestens sechs ausgeformte und ausgeprägte Gestalten des Reiches.

Die erste Gestalt, das mittelalterliche Reich, ist uns viel ferner, als die vergegenwärtigte Reichsideologie kenntlich gemacht hat. Es war auch von 800–1250 nicht dasselbe. Besinnen wir uns auf einige Merkmale des mittelalterlichen Reiches. Es verstand sich als Fortsetzung, als rettende Verlängerung des Römischen Reiches. Das ist verschieden stark empfunden, aber nie bestritten worden. Es ist auch bis ins 17. und 18. Jahrhundert in der Geschichtsauffassung festgehalten worden. Das Römische Reich ist das letzte der vier Reiche aus der Weissagung des Buches Daniel und deshalb verlängert es sich, solange es besteht, ohne seine geschichtliche Einmaligkeit zu verlieren.

Am göttlichen Beruf des Kaisers war nicht zu zweifeln. Der Kaiser war Beauftragter Gottes, Schirmherr der Kirche. Er hatte den Beruf, den christlichen Glauben auszubreiten und zu verteidigen. Das weltliche Schwert konkurrierte mit dem geistlichen. Das Imperium hatte einen heilsgeschichtlichen Auftrag. Wenn man ihn säkularisiert, so bedeutet das nicht Wandlung, sondern Verkehrung. Gewiß gehörte es zu den Aufgaben des Reiches, den Frieden zu wahren und die Gerechtigkeit zu hüten, was je auch weltliche Staaten in Anspruch nahmen. Aber sein Universalismus war nur aus seinem sakralen Wesen zu rechtfertigen, nicht aus raumpolitischen Funktionen.

Das mittelalterliche Reich war alles andere, nur kein Staat im neuzeitlichen Sinn. Der neuzeitliche Staat ist gekennzeichnet durch das Monopol legitimer Gewaltanwendung. Im Mittelalter sehen wir stattdessen den Kampf ums Recht, an dem alle Körperschaften und alle Einzelnen teilnahmen, einen Kampf, der durch

Recht und Friedesetzung der obersten Gewalt stillgelegt, aber nicht aufgehoben werden kann. Staat ist ein neuzeitlicher Begriff, der im 17. Jahrhundert im Deutschen, etwas früher im Französischen, Italienischen und Englischen aufkam und eine neue Wirklichkeit bezeichnete. Wir erinnern uns dessen, daß Luther das Wort und den Begriff noch nicht kannte. Der neuzeitliche Flächenstaat ist dem Wesen nach von der mittelalterlichen Rechts- und Herrschaftsordnung unterschieden. Und so ist denn das mittelalterliche Reich tief mißverstanden, wenn man es am Machtbedürfnis oder am Verwaltungsanspruch moderner Staatskörper mißt. Heimpel hat das Reich als Imperium ein „problematisches Gebilde“ genannt, „problematisch in seinen vieldeutigen und daher undeutlichen Traditionen germanischer, christlicher, römischer Art“. Weil das Reich des Mittelalters eben nicht Staat war, deswegen konnte sein Name jenen Wandel erführen, bis das Wort in der Formel „Kaiser und Reich“ eindeutig die Reichsstände bezeichnete. Und damit sind wir bei der zweiten Gestalt des Reiches.

Wandlungen des Reiches und des Reichsgedankens

Das Reich war vom 16. Jahrhundert an und nach 1648 bis 1803 oder 1806 nicht nur eine Ruthe, eine verfallene Größe, ein Abglanz vergangener Herrlichkeit, sondern zugleich etwas Neues und Anderes. Die Machtstellung des Hauses Oesterreich bot dem Inhaber der Kaiserwürde mancherlei Handhaben, die bisweilen recht wirksame Eingriffe der obersten Reichsgewalt ermöglichten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege haben sich die Kaiser, gestützt auf die Rechtsgrundlage des Wormser Konkordats, bei jeder Bischofs- und Koadjutorwahl ins Reich eingeschaltet. Wichtiger war, daß es erst seit der Neuzeit die Institutionen des Reichskammergerichts, der Kreisverfassung und des Reichshofrats gab. Gewiß, spätestens seit dem westfälischen Frieden war es entschieden, daß die staatliche Integration Deutschlands nicht im Reich, sondern nur im Territorium möglich war. Die Friedens- und Rechtsordnung von 1648 bestätigte den Reichsständen die Landeshoheit und das volle Mitbestimmungsrecht in allen Reichsangelegenheiten, gab ihnen auch jeden gewünschten politischen Spielraum zur Sicherung ihrer Rechte, nicht jedoch, wie man irrtümlich

immer noch hört, die Souveränität Reich, das hieß bis zu seinem Untergang 1806: Schwäche ist keine Tugend, aber das Recht empfängt seine Würde nicht nur von der Macht.

Es führt zu einem falschen Maßstab, wenn man das Reich am Modell des zur Einheit strebenden französischen Nationalstaats mißt, und es ist ein geschichtswidriges Urteil, wenn man all die Jahrhunderte nur als Verfallszeit betrachtet. An seinen eigenen Möglichkeiten, nicht am neuzeitlichen Staatsgedanken gemessen, war das Reich auch noch in seinen letzten Jahrzehnten eine Lebensform mit eigenem Rechtsbereich, der nicht überschätzt werden darf, in dem aber mit der Libertät ein Rechtsdenken und ein Formensinn geschützt wurden, die vom Spott der machtsstaatlichen Technizität nicht entwertet werden können.

Beim Untergang des alten Reiches 1806 waren die meisten denkenden und politisch mitlebenden Menschen in Deutschland gleichgültig dagegen. Wir kennen eine Äußerung Goethes dieser Art. Dann vollzog sich ein neuer Vorgang: die Nationalisierung des Reichs- und Kaisergedankens. Das war nach der Französischen Revolution unvermeidlich. In den Stimmen der Dichter hat diese romantische Hinwendung zu Kaiser und Reich den Charakter der nationalen Einheitsschnsucht gewonnen, wie Paul Pfizer, der Württemberger, 1832 schrieb: der „Widerschein aus den Zeiten der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser“ war „sagenhaft, dämmernd und berauschend für das vaterländische Herz“. Die Vorstellung von der „Kaiserherrlichkeit“ war ein Trost in den Enttäuschungen der Gegenwart. Das Reich wurde der Inbegriff nationaler Macht. König Friedrich Wilhelm IV. ließ in seinem Königreich 1843 eine Tausendjahrfeier des Reiches veranstalten (bei der auch die evangelische Kirche mitwirkte), ganz beherrscht von den Fiktionen eines historischen Traums, dem in der Wirklichkeit nichts mehr entsprach.

Deutsches Reich

So konnte, und dies kann nun als die „dritte“ Gestalt des Reiches angesehen werden, die Errichtung des deutschen Nationalreiches 1871 within als Wiederherstellung erlebt werden. König Wilhelm von Preußen empfing, wie er in der Proklamation an das deutsche Volk

am 18. Januar erklärte, den Ruf, „mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern“. Die Nationalliberalen freilich, die liberalen Unitarier, sahen es anders an. Sie begrüßten das Reich „nicht als ein bloß erneuertes altes, sondern als ein modernes,“ wie einer von ihnen anno 1871 geschrieben hat, als „eine echte Geburt der Neuzeit“. Eben deshalb tadelte es der katholische Föderalist Edmund Jörg. Er sagte in Übereinstimmung mit Constantin Frantz wiederholt, es sei „eigentlich gar nicht ein ‚Reich‘, sondern ein ‚Staat‘, der mit Notwendigkeit immer weiter als Staat, im Gegensatz zum Begriffe eines Reiches, sich entwickeln müsse“. Die Nationalliberalen betonten, das neue Reich habe nach Zusammensetzung, Aufgaben und Organisation trotz der wieder aufgelebten Namen von Kaiser und Reich nichts mit jenem alten Reich gemein. Mit mehr Recht, als das alte Reich das römische geheißen habe, könne man das neue das „preußische Reich deutscher Nation“ nennen (A. Borstius 1878). Treitschke hat seine Stellungnahme geändert. Im Gegensatz zu den realistischen Neigungen seiner frühen Schaffenszeit hat er seit 1874 mehr und mehr die Kontinuität der Reichsüberlieferung betont.

Seinen rechtsstaatlich-nationalstaatlichen Charakter hat dieses neue deutsche Reich immer allgemeiner ausgeprägt, so daß es in der Stunde der Gefahr, im August 1914, auch von der sozialdemokratischen Opposition, der stärksten Partei des Reichstags, als „das eigene Vaterland“ erlebt wurde. Das Reich überdauerte den Zusammenbruch der Monarchie. In der republikanischen Form machte es entschiedene Fortschritte zur Verwirklichung des demokratischen Einheitsstaates. Das „Reich als Republik“ ist die vierte Form, die wir vor Augen haben.

Das Reich als Republik

Das Reich als Republik, wie August Winnig es genannt hat, fundiert als Nationalstaat in Fortsetzung des Kaiserreiches, wie das Kaiserreich auf Recht gebaut, demokratisiert, aber ohne Sicherung gegen legale Diktatur, war im Wesen dem wilhelminischen Deutschland näher, als man damals glaubte. Der Übergang vom alten Reich zum republikanischen von 1918 ist in mancher Hinsicht

gleitend gewesen. Die Parlamentarisierung der Verfassung bereitete sich schon seit längerem vor. Von der Regierung des Reichskanzlers Fürst Bülow (bis 1909) hat man gesagt, sie sei „halbparlamentarisch“ gewesen. Die letzten Kanzlerwechsel des Kaiserreiches (Graf Hertling, Prinz Max von Baden) standen schon im Zeichen der Rücksichtnahme auf die Parlamentsmehrheit. Die Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 gab den Frauen das Wahlrecht. Der Grundsatz der Volkssouveränität wurde verwirklicht. Aber die Verfassung gab auch dem plebiszitären Präsidenten eine starke Stellung. Der Reichspräsident bildete die Regierung; er konnte auch eine Minderheitsregierung bilden, die von den Parteien toleriert wurde. Die parlamentarische Republik verwandelte sich in die Präsidialrepublik. Nun wurden im Bewußtsein des deutschen Bürgertums alte Traditionen der monarchisch-konstitutionellen Regierungsform wirksam. Die Persönlichkeit des Reichspräsidenten Hindenburg, des kaiserlichen Feldmarschalls, die Autorität des Ehrwürdigen ließ den Eindruck entstehen, als sei die Obrigkeit durch geschichtliche Kontinuität, in unmittelbarer Sukzession noch eigenständig, vom Volke abgehoben, eine Herrschaftsgegebenheit, gewissermaßen eine unabhängige Stiftung.

Es gab in diesem Reich als Republik Ansätze zur Entwicklung neuer Gedanken. Im Zeichen der neuen sozialen Bedürfnisse war es ausbaufähig, wurde aber innenpolitisch bald gelähmt. Es war mehr „Staat“ als „Reich“. Der Name wurde festgehalten als sinnvollste Bezeichnung der nationalen Einheit, die in der Katastrophe von 1918 gerettet worden war, in der Beschränkung auf ein Stück echter Wirklichkeit und ein Hauch Erinnerung. Die Farben Schwarz-Rot-Gold nahmen die Reichshoffnung von 1848 auf. Entstanden in der Stunde der Niederlage, war das republikanische Reich außerstande, den von der österreichischen Nationalversammlung am 11. November 1918 beschlossenen Anschluß Deutsch-Österreichs zu vollziehen.

Die nationale Opposition sammelte sich unter einem neuen Begriff des Reiches, dessen Kern der Machgedanke war. Es müßte untersucht und gesondert werden, was alles in diesem machtpolitischen Reichsbegriff mitschwang, für den Moeller van den Bruck 1922 die Lösung vom „Dritten Reich“ ausgegeben hatte. Die Münchener Neuesten Nachrichten haben 1932 eine Aufsatzreihe ver-

anlaßt mit der Fragestellung „Was ist das Reich?“ Und in dieser Reihe von Aufsätzen, die dann auch als Buch erschienen ist, schrieb Heinrich Ritter von Srbik, der Wiener Historiker: „Nationalstaatsidee und Reichsidee im alten Sinn vereint können allein eine gedeihliche Zukunft des deutschen Volkes und der fremden Mitbewohner des mitteleuropäischen Raumes gewährleisten.“ Er meinte damit die universalistischen Elemente des Reichs, begrenzt auf Mitteleuropa und verstanden als „Raumfordernis und Kulturreich“ und für sein Bewußtsein nur im Rechtsgedanken legitimiert.

Zum „germanischen Reich deutscher Nation“

Heinrich von Srbik hat wie viele andere darunter gelitten, daß der Machtstaat, der unter dem Namen des Dritten Reiches heraufkam (einer fünften Gestalt des Reiches), die letzten Bindungen ans Recht abstreifte. Mir wird unvergeßlich sein, wie Heinrich Ritter von Srbik in einem Gespräch, das ich im März 1944 mit ihm in Wien führen konnte, der bitteren, ja verzweifelten Klage darüber Ausdruck gab, daß das Recht verloren ist. Hermann Rauschning, der frühere Donziger Senatspräsident, hat in klugen Betrachtungen geraume Zeit vor dem letzten Krieg die nihilistischen Elemente in der Politik des veränderten Reiches nachgewiesen. Er hat, und das ist sehr aufschlußreich, den Widerspruch aufgezeigt, der zwischen der massentümlichen Grundform und dem heroisierenden Pathos des neuen Imperialismus bestand. Das Ergebnis war nicht nur die „schaurige Bastardisierung“ des Reichsgedankens, wie Hermann Ehlers kürzlich hervorgehoben hat, sondern zugleich eine Prägung, Färbung, innere Bestimmung des Reichsbegriffs, die schwerlich so bald wird abgestreift werden können. Wurde der Reichs-gedanke im 19. Jahrhundert nationalisiert, so ging er in der Zeit nach 1918 eine zunehmend engere Verbindung mit dem Modusgedanken ein, ohne daß seinen konservativ-idealistischen Anhängern die Veränderung der sozialen Grundlagen und das rasche Schwinden des sittlichen Rückhalts ausreichend deutlich wurden. Reich wurde mehr und mehr ein dynamischer Herrschaftsbegriff, während ihn Gewalttat und Verbrechen verarbeiteten. Damit haben wir vor Augen, was wir vielleicht als die sechste Gestalt des Reiches bezeichnen können: das sogenannte „germanische Reich deutscher Nation“ seit

etwa 1938, voll entwickelt im 2. Weltkrieg, mit schärfster Assimilationspraxis gegen die Polen im Osten, gegen die Franzosen in Lothringen und mit der Ausrottungspolitik, über die ich kein Wort mehr zu verlieren brauche, gleich weit entfernt von der Rechtsstaatlichkeit der Republik und des Berliner Kaiserreichs, von der Libertät und der ererbten Würde des Römisch-Deutschen Reichs, propagandistisch benutzt, innerlich aufgelöst, unglaubwürdig geworden. Keine Sendungsidee vermochte seine Entartung zu verhindern. Es bedeutete eine Verkennung der sozialen Gegebenheiten und ein idealistisches Mißverständnis der Menschen, wenn hochgestimmte Seelen alles von der „nobilitierenden Kraft der Verantwortung“ erwarteten und an die Steigerung nicht nur der Kräfte, sondern auch des Wesens der Völker glaubten.

Deutsche Sendung?

Wir stehen damit in einem weiten Ring geschichtlichen Geschehens. In allen europäischen Völkern sind Sendungsideen aufgekommen. Ihre geistesgeschichtliche Genesis ist fast überall die gleiche: von einem ursprünglich religiösen Kern gingen Vorstellungen aus, die im Raum einer säkularisierten Stultigkeit Macht und Machtausübung an einen geschichtlichen Auftrag banden. Dieser Auftrag wurde aus der jeweiligen Situation formaliert und erschien über sie hinausreichend als Ausdruck eines geschichtlichen Sinnzusammenhangs, über den es einen Zweifel offenbar nicht geben konnte. Das Wesentliche daran war, daß es sich nicht nur um die Bezeichnung einer konkreten politischen Aufgabe handelte, sondern immer zugleich um eine Sinndeutung der Geschichte. Diese Sendungsideen haben im 19. Jahrhundert ganz und gar die Farbe des nationalen Selbstbewußtseins angenommen. Das war unvermeidlich und hing mit dem allgemeinen Wandel der herrschenden geistigen Tendenzen zusammen. Säkularisierte Missionsideen waren den Engländern, Franzosen und Italienern ebensowenig fremd wie den Russen und Polen. Das deutsche Volk steht auch darin mitten in der europäischen Gemeinschaft. Jedes Volk zog das Idolle aus den Fakten seiner eigenen Geschichte. In Deutschland waren drei historische Tatsachenreihen grundlegend dafür: die Erhaltung der abendländischen Kaiserwürde beim deutschen Volk, die

Abwehr nichteuropäischer Machtwellen, die zivilisatorische Erschließung des europäischen Ostens. Was es in der Ostkolonisation an Leistungen gab — Rechtsformen und Städtebau, Rodung und Handwerk, Buchdruck und neuzeitliche Technik, Christianisierung und Reformation, Wissenschaften und Künste —, das alles ließ sich zu einem säkularisierten Kulturbegriff verdichten. Die neuzeitliche Kulturidee sog die mittelalterliche Mission ebenso auf wie den reformatorischen Neuanfang des christlichen Glaubens.

Tatsachen und Sachverhalte bleiben, auch die kulturellen und zivilisatorischen Überlegungen von Volk zu Volk. Was sich uns völlig verschließt, ist die Ausdeutung dieser Fakten im Sinne einer die Zeiten überdauernden Sendung. Sozialer Strukturwandel kann Ansprüchen und Vorstellungen dieser Art den Boden völlig entziehen. Schon 1845 war die Verkündigung einer ostwärts gerichteten deutschen Kulturmission im Grunde nicht mehr zeitgerecht. Wer den Wandel der geschichtlichen Dinge ernst nimmt, wird die Abstraktion des geschichtlichen Auftrags streng begrenzen und nicht mehr im Sinn haben dürfen, als die Jeweiligkeit des Augenblicks und der Situation. Man kann sagen: die Franzosen haben den europäischen Völkern viel von ihrer hohen und alten zivilisatorischen Kraft mitgeteilt; man kann auch sagen: Frankreich hat heute die Aufgabe, den entscheidenden Beitrag für die Verwirklichung eines vereinigten Europa zu leisten. Aber man kann nicht sagen: Es war von Anfang an und ist für immer die Sendung Frankreichs, Europa im Sinne der französischen Kulturidee zu gestalten. Man kann sagen, das deutsche Volk hat den europäischen Völkern gewollt und ungewollt, willkommen und unwillkommen manchen Dienst geleistet, das deutsche Reich hat mehr als einmal europäische Funktionen gehabt. Aber man kann nicht sagen: es ist die Sendung der Deutschen, Europa im Zeichen der Reichsidee zu organisieren. Kein Volk hat einen ewigen Auftrag. Die Undurchschaubarkeit der Geschichte zwingt dazu, die erkennbare Aufgabe des Tages wahrzunehmen und über den Tag hinaus wagemutig zu planen, aber den Sendungsgewissheiten mit ihrer Entwicklungsprojektion die historische Skepsis entgegenzuhalten. Zuversicht und Kraft des Handelns müssen gehalten werden ohne eine Vergangenes und Zukünftiges verbindende Spekulation auf den Sinn der Geschichte.

Brauchen wir eine Ideologie?

Der Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Cambridge, Herbert Butterfield, hat in seinem Buch über „Christentum und Geschichte“ vom „messianischen Beitrag des 20. Jahrhunderts“ gesprochen und damit den „mythischen Messianismus“ aller menschlichen Entwürfe gemeint. Man hört oft den Satz „Wir brauchen eine Ideologie“, d. h. einen faßbaren Sinnzusammenhang mit totalem Anspruch und innerer Glaubenskraft; es komme nur darauf an, daß wir die richtige Ideologie haben. Mir scheint die ganze Frage falsch gestellt zu sein. Auch die modernen Mythen — alle — werden sterben müssen.

Was bleibt, sind reale Möglichkeiten, die alle früheren Entwürfe weit überbieten, weiträumige, zeitüberspannende, tiefeinwirkende Planungen, ein Handeln und Einrichten, das sich nicht auf den Tag beschränkt und nicht nur Sachaufgaben einschließt. Wir können weder dem Schaffen noch dem Denken Grenzen ziehen, wir dürfen es auch nicht. Es ist auch nicht so, daß der Christ die kleineren Pläne bevorzugen soll. Man darf nicht die bürgerliche Genügsamkeit für das spezifisch Christliche halten. Es gibt kühne und große Entwürfe, die nicht hybrid sind. Ohne einen Blick auf die Zusammenhänge über die Erde hin wird niemand mehr politische Verantwortung übernehmen können. Mit Teuerung und Pestilenz, mit sozialer Misere und ungerichteter Verteilung der Güter sollen wir uns nicht abfinden. Das Vorgefundene einfach deshalb, weil es ist, für Gottes Ordnung zu halten, sind wir nicht in der Lage. Aber wir können eines beobachten: das Böse bleibt. Die Desillusionierung schließt den Menschen ein. Er kann offenbar trotz aller Dauerbehandlung mit Erziehungs- und Umweltmitteln nicht gestiegt werden. Er kann nicht entschlaakt werden. Er bleibt deshalb auch das größte Hindernis der Organisation, wie er ihr bestes Hilfsmittel ist.

Man kann vielleicht davon sprechen, daß heute in der Geschichte und im Menschen das Böse wieder entdeckt wird. Wer irgendwo in den Abgrund hinabgeblickt hat, den das Böse in der Welt aufgerissen hat, den kann das Grauen anrühren, und das Wort von den Dämonen kommt ihm sozusagen von selbst auf die Zunge. Als Bild soll es nicht entwertet werden. Es ist ein Versuch, halbwegs adäquat das wiederzugeben, was Tausende er-

lebt haben. Aber eben daß es so viele sind, die Ähnliches erlebt haben, macht es schwer, die Erfahrung sachlich zutreffend zu kennzeichnen. Der halbbernte Hinweis auf das Dämonische ist ein Verlegenheitsausweg. Hier hat sich sozusagen eine Zwischensprache gebildet, in der Menschen verschiedenster innerer Einstellung sich verständigen können. Man meint damit im Grund nur das Unheimliche, erschreckend Große, menschlicher Verfügung entzogene. Dem Christen freilich erscheint das Böse nicht als Summe erklärlicher Antriebe und Veranstaltungen, gegen die andere Antriebe und Veranstaltungen helfen, sondern als eine in der Tiefe zusammenhängende personelle Macht, als der Böse.

Im Bereich des christlichen Glaubens sehen die Dinge etwa so aus: Am Ende der Zeiten steht das kommende Reich. Aber niemand vermag es mit dem Geschichts- lauf zu synchronisieren, denn es ist immer auch schon da. Niemand kann aus der Häufung apokalyptischer Merkmale, wie Katastrophenzeiten sie über uns bringen, einen Schluß auf den Kalender oder die Zeitrechnung machen. Was heißt bald und nahe für Gott? Es kann morgen sein und in Jahrtausenden. Unter den unbegreiflichen Klimawechseln des Kommenden hoben wir getrost und auch tapfer zu handeln, auch zu bessern, wo immer wir es wissen und verstehen, auch großzügig und wagemutig zu planen, indem wir zweierlei festhalten: Aller Aufbau in der Geschichte geschieht auf Abbruch, und alle Reformen belassen den Menschen in seiner Schuld.

Rückblick und Ausblick

Das „Reich“, vielfach gewandelt, war sowohl eine Wirklichkeit als auch eine zentrale politische Idee in der deutschen Geschichte. Das Bild verlor in den letzten Jahrzehnten zunehmend rasch an innerem Gehalt. Dieser Vorgang entsprach den tatsächlichen Veränderungen, die sich in Europa ereigneten, auch dem Wandel in der geistlichen Struktur im deutschen Volk selbst. Die veränderte Lage erkennen wir in Folgendem:

Der Name des Reichs ist mißbraucht, mit einer Summe von Unrecht und Willkür belastet, die seine internationale Verwendbarkeit entscheidend herabgesetzt hat. Säkularisierte Sendungsideen sind in unserem Bewußtsein nicht zu realisieren, weder offen noch verdeckt, wer immer ihr Träger sein mag.

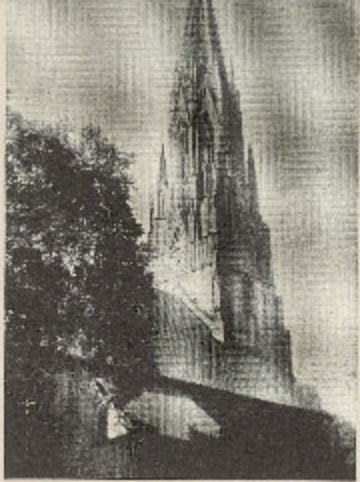
Die europäische Kultur ist für uns nicht so sehr eine Versammlung eigenständiger und abgeschlossener Nationalkulturen, sondern ein Gewebe, an dem alle Nationen mit Einschlügen und eigenen Mustern beteiligt sind. Das heißt nicht Verzicht auf das Bild der eigenen Geschichte, wohl aber ein geschärftcs Wissen um die wechselseitige Bedingtheit aller nationalen Geschichten. Dazu dürfen wir hierfür abschließend sagen, was Werner Bergengruen in der „Lombardischen Elegie“ in einen Vers gefaßt hat: Und dennoch bleibe seine Ehre auch / dem Abgelebten.

Und schließlich: Wir müssen heute leben ohne eine „vorgegebene Obrigkeit“. Es gibt keinen Herrschaftsfaktor mehr, der nicht von der Volkssouveränität ausgeht. Das aber hat zur Folge, daß der Staat, gleichgültig wie er sich nennt, nicht mehr in erster Linie die über uns schwebende Gewalt, sondern die uns anvertraute Verantwortung ist. Gewiß ist die Gleichung „Der Staat sind wir“ nicht ohne Rest richtig. Der Staat ist auch die Gewalt, über die wir nichts vermögen, sind auch die Erinnerungen, die Väter, das Land und die Kinder. Er verkörpert das Vaterland, das immer ein hohes und kostbares Gut ist. Aber er ist gewiß nicht nur die Regierung und die Behörden, sondern immer auch wir selbst. Anders gesagt: „Obrigkeit“ ist eine allgemeine Sache geworden. Oder um es in der Sprache der lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts zu sagen: *patrono magistratus habemus* — Anteil an der Obrigkeit haben nicht nur Fürst, Stände und Vornehme, sondern infolge einer jahrhundertelangen Veränderung des öffentlichen Rechts jedermann, jeder, dem das Wahlrecht und das Stimmrecht gehört, wir alle. Deshalb sind wir alle, nicht mehr nur ein Monarch, „von Gottes Gnaden“. Damit ist eine eigentümliche Lage entstanden. Keiner von uns kann aus der Verantwortung entlaufen. Die Verantwortung kann schwerer und leichter auf uns lasten, es können Umstände eintreten, die uns ihre Ausübung unmöglich machen. Aber wie gewichtig unsere Entschuldigungsgründe und Entlastungsmomente sein können, ganz kommen wir nicht davon los. Auch nicht von der Verantwortung für eine in unserem Namen ausgeübte Diktatur, eine Wahl- oder Willkürherrschaft, wie wir alle sie erlebt haben. In der modernen Gesellschaft, d. h. in der ständelos gewordenen, rechtsgleich gesetzten Bevölkerungseinheit ist jeder in höherem oder geringerem Grad

mitverantwortlich. Mindestens dafür, was als rechtens gelten soll. Der Hamburger Völkerrechtslehrer Rudolf Laun hat mit starkem Nachdruck einen Gedanken vertreten, der uns nachgehen sollte: Das Recht wird nicht vom Machthabenden gemacht, sondern vom Machtleidenden, es wird erst „Recht“, wenn der Beherrschte dem vom Herrschenden Gewollten auch innerlich zustimmt. So ist in der Geschichte viel neues Recht entstanden, auch das Recht des absoluten Staates. Deshalb liegt beim Durchschnittsmenschen, bei uns viel Verantwortung, viel Mitbestimmung, nicht nur im Sinne eines formalen Anspruchs oder formaler Befugnisse, sondern

im tieferen Sinn des Tatsächlichen. Uns bleibt immer nur eins: um die Kraft zu bitten, daß wir dem Tage, dem Heute und dem Morgen gewachsen sein mögen. Wir können es, wenn uns das Reich, das Jesus Christus uns verheißen hat, gegenwärtig ist.

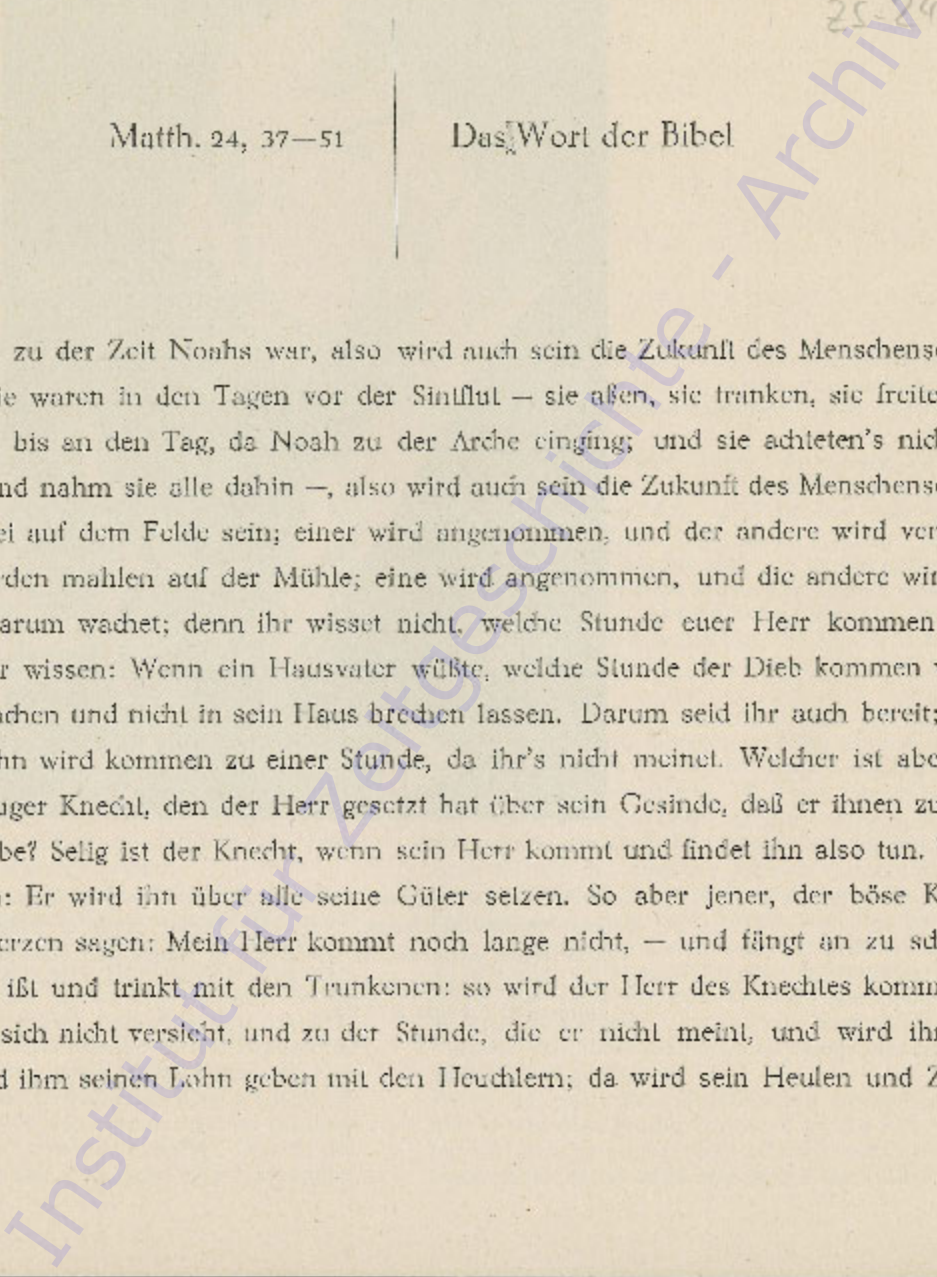
Wesentliche Teile dieses Referats erschienen im Druck unter dem Titel „Das Reich als Vergangenheit“ in der „Zeitschrift / Die Neue Kirche“, Mai 1964. Jener Aufsatz wird (zusammen mit acht anderen) wiederabgedruckt im Essayband des Verfassers „Das Nationale als europäisches Problem. Beiträge zur Geschichte des Nationalismus vornehmlich im 19. Jahrhundert“, der im Herbst bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinen soll.



Die Veranstaltungen des Studententages fanden teils in der Peterskirche, teils in der Stadhalle statt



Aber gleichwie es zu der Zeit Noahs war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Denn gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sintflut — sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging; und sie achteten's nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin —, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Dann werden zwei auf dem Felde sein; einer wird angenommen, und der andere wird verlassen werden. Zwei werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen, und die andere wird verlassen werden. Darum wachet; denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. Das sollt ihr aber wissen: Wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte, so würde er ja wachen und nicht in sein Haus brechen lassen. Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr's nicht meint. Welcher ist aber nun ein treuer und kluger Knecht, den der Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe? Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun. Wahrlich ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen. So aber jener, der böse Knecht, wird in seinem Herzen sagen: Mein Herr kommt noch lange nicht, — und fängt an zu schlagen seine Mitknechte, ißt und trinkt mit den Trunkenen: so wird der Herr des Knechtes kommen an dem Tage, da er sich nicht versteht, und zu der Stunde, die er nicht meint, und wird ihn zerschneiden und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern; da wird sein Heulen und Zähneklappen.





Dr. Wolfgang Böhm studierte 1937–1940 in Prag Rechtswissenschaften und Staatswissenschaften. Nach dem Kriege wurde er Mitarbeiter der Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau seit ihrer Gründung. Seit 1947 ist er Studentenfarrer an der Universität Frankfurt/Main.

Wir haben gestern die Geschichte von der Heilung des Besessenen gehört, der blind und stumm war, und wir haben dabei den Satz vernommen: Gottes Herrschaft fängt an mit der Befreiung des Menschen. Die Geschichte einer solchen Befreiung war eben die Geschichte des Besessenen, der geheilt wurde. Aber ist die Geschichte gestern eigentlich zu Ende erzählt worden? Wie geht der Roman dieses Gehheilten eigentlich weiter? Wie ist sein Lebensweg? Offenbar ist uns doch nur eine besondere Situation aus diesem Leben erzählt worden. Er ist gesund geworden. Er hat wieder gesehen, und er hat wieder geredet. Uns ist aber nicht erzählt worden, wie er dieses Leben nun fortgesetzt hat mit seiner Gesundheit. Ist er nun auch wirklich gesund geblieben oder haben sich, nachdem eine Krankheit ausgetrieben war, andere Krankheiten bei ihm wieder eingefunden? Dies wäre offenbar durchaus möglich, und es ist ganz gewiß, daß dieser Mann, den der Herr Jesus gesund gemacht hat, am Ende seiner Tage doch auch wie alle anderen Menschen gestorben ist. Das ist das traurige Ende der fröhlichen Geschichte, die wir gehört haben.

Es gibt viele Leute, die sich große Mühe geben, etwas über die Zukunft des Menschen zu erfahren. Wenn wir das hier unter uns versuchten, wäre es wohl möglich, daß wir eine Fülle von Dingen und Möglichkeiten nennen, die wir für unsere Zukunft halten. Denn unsere Herzen sind ja voll Hoffnungen und Befürchtungen im Hinblick auf diese Zukunft. Aber von all diesen Dingen der Zukunft ist doch nur eines gewiß, nämlich daß wir alle, die wir hier sind, einmal am Ende des Weges angekommen sein werden, daß wir alle einmal sterben müssen, daß einmal uns allen das Sündenklein schlägt. Das ist das Gewisse an der Zukunft des Menschen. Alle Horoskope,

alle Zukunftsdeutungen sind im Grunde nicht viel wert, wenn das das Gewisse ist, sondern unser Leben ist dann offenbar von diesem kommenden Tode auch jetzt schon gezeichnet.

Wir sind heute etwas klüger, als unsere Väter waren. Das ist man ja nach der Kirche immer. Sie glaubten vielleicht manchen Mal, daß Kulturen oder Völker die Tode der Einzelnen überdauern können. Sie sagten: Wenn auch der Einzelne stirbt, er lebt in seinen Kindern weiter. Wir haben diese Worte alle noch in unserem Ohr. Es war zwar keine sehr fröhliche Lehre für die, die keine Kinder hatten, aber immerhin: die Kinder hatten, glaubten sich damit über ihre Vergänglichkeit trösten zu können.

Ich meine nicht, daß in diesem Saale ein Student oder eine Studentin ist, die sich so billig über den Tod hinwegtrösten lassen wollen. Ich meine, daß wir die Worte von ewigen Deutschland oder von der ewigen Musik oder von der ewigen Dichtung nicht mehr hören können. Wir wissen genau, daß es falsche und trügerische Worte sind. So wie der einzelne Mensch stirbt, müssen auch Kulturen und Völker sterben und zugrunde gehen. Und nun frage ich euch: Was nützt dann das ganze Reden von Reich Gottes und seinem Anbruch, wenn das noch so ist? Was nützt es dann, hier zusammenzukommen, wenn das wahr ist, daß all unser Aufschwung und all unsere Frömmigkeit doch im Tode landen? Ist nicht auch Lazarus, der auferweckt wurde, wieder gestorben, einen zweiten Tod gestorben?

Wenn wir nur diese Botschaft zu überbringen gehabt hätten von dem Reich Gottes, das da ist, dann hätten wir uns vermutlich nicht zu euch in diesen Raum getraut. Aber es ist nicht die ganze christliche Botschaft.

Der Text heute lehrt uns, die Dinge der Zukunft etwas genauer ins Auge zu fassen, als wir dies bisher getan haben, und damit die Dinge der Gegenwart genauer zu verstehen.

Vers 37 gibt das Schlüsselwort. Da steht es ja, dieses geheimnisvolle Wort: Zukunft. Es ist an dieser Stelle nicht in dem üblichen Sinne gebraucht, sondern es ist mit einem Namen verbunden: „Zukunft des Menschensohnes“. Es ist mit diesem Namen zusammen in wörtlichem Sinne zu verstehen und heißt ganz schlicht und einfach „das Zukommen“, das „Herkommen“ des Menschensohnes. Es gibt also, so sagt uns der Text gleich in seinem Ansetz, nicht nur eine Zukunft, die Tod heißt und die gewiß ist, sondern es gibt auch und darüber hinaus eine Zukunft, die Zukommen und Herkommen Jesu Christi heißt. Gemeint ist, daß der Auferstandene, der gen Himmel gefahren ist, wiederkommen wird an seinem Tage. Dieses Wiederkommen Jesu ist die Zukunft der Welt. Und wenn wir als Christen heute zu verkündigen haben, dann haben wir zu sagen, daß es die sichere Zukunft der Welt ist.

Mit diesem Wiederkommen Christi aber beginnt nun auch sein Reich in der endgültigen Gestalt, wie er es von Anfang an gewollt hat, beginnt das Reich, in dem Gott abwischen wird alle Tränen von der Menschen Augen, in dem der Tod nicht mehr sein wird noch Leid noch Geschrei noch Schmerz. Wenn unser Thema heute lautet: „Das Reich Gottes kommt“, dann heißt das, daß zwar in Jesus Christus das Reich schon angefangen hat. Aber es heißt auch zugleich, daß die Vollendung dieses Reiches bis jetzt noch aussteht, daß sie noch vor uns steht, daß sie noch auf uns zukommt.

Wenn wir mit diesem Glauben ernst machen, dann wissen wir, daß uns etwas Ungeheures zugemutet wird. Wir werden uns nämlich damit abfinden müssen, daß zunächst noch nicht alles in der Welt so ist, wie wir es wünschen. Auch diejenigen, die sich jetzt schon zum Reiche Gottes halten, auch diejenigen, die etwas davon wissen, daß dieser Jesus Christus der auf die Welt zukommende Richter und Retter ist, auch diese Menschen sind doch noch immer den anderen Herren ausgeliefert, von denen gestern gesprochen wurde. Sie sind noch ausgeliefert dieser Weltzeit, vielleicht Verfolgungen, vielleicht großen Katastrophen, die uns Tag um Tag befallen können, vielleicht Schrecken anderer Art. Aber auch wenn

ihr Leben ganz normal verläuft, wie ich wünschen würde, daß euer Leben verlaufen möchte, so sind wir alle doch ausgeliefert den Anfechtungen und den Begierden und allem, was dazugehört. Wir alle sind in dieser Zeit doch gar nicht Leute, die auf diese Zukunft hinleben, sondern wir sind Leute, die mit ihrer Hoffnung das Gegenwärtige mehr als das Zukünftige lieben, die sehr weltliche Hoffnungen haben; wir sind Leute, die Wert auf Glück legen. Wir wissen von Paulus, daß ihm dieses Ausgeliefertsein so viel Sorge machte, daß er sich aus diesem Leibe der Anfechtungen herauschante.

Vielleicht ist es möglich, dies alles eine Zeitlang auszuhalten. Vielleicht ist es möglich, daß der Mensch sich eine Zeitlang mit seinem Glauben hindurchglaubt durch Katastrophen und Schrecken und Anfechtungen, die ihn befallen. Aber, so fragen wir nun, wie ist es denn, wenn dies alles gar kein Ende mehr zu nehmen scheint? Wie wird es denn, wenn aus Jahren womöglich Jahrzehnte und Jahrhunderte werden? Wie ist es denn, wenn plötzlich Jahrtausende vor der Christenheit aufstehen, wenn dieses Dagewesensein Jesu und dieses Zukommen Jesu so lange auseinanderklaffen? Wenn wir heute in dieser Halle zusammenkommen als Leute, die immer noch warten, so wie man damals gewartet hat, es könnte sein, daß dann viele auf dem Wege den Mut verlieren, daß sie sagen: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Lasset uns heiraten und lasset uns unserem irdischen Glücke nachgehen, denn der Tod ist doch im Grunde das Gewisse, und die Wiederkunft Christi ist das Ungewisse.

Es ist so, als ob Jesus diese Versuchung seiner Gemeinde vorausgesehen hätte. Er übergibt ihnen in dieser Oberrede, von der unser Text ein Teil ist, ein Vermächtnis. Dieses Vermächtnis lautet: Ich werde kommen. Zweifelt nicht, sagt es weiter! Sagt es weiter, wenn es sein muß durch Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende. Ich werde kommen, zweifelt nicht daran, wie lange auch die Zeit währen mag.

Und ich werde plötzlich kommen. Diese Plötzlichkeit des Kommens Jesu ist das, von dem der ganze Text lebt. Damit ihr euch nicht täuscht, sagt der Herr, wenn auch mein Kommen sich noch hinauszuzögern scheint, es wird einmal sehr plötzlich in diese Gegenwart hineinbrechen. So plötzlich wie der Tod kommen kann, der ja ein Stück des Endes und auch dieser Wiederkunft

schon ist, so plötzlich wird einmal über eine lebende Generation auch die Wiederkunft Christi kommen. „Ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.“ (V. 42.) „Des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr's nicht meinet“, und zwar wie ein Dieb in der Nacht (V. 43, 44). Was für ein krasses und schreckliches Bild! Oder das Gleichnis vom treuen und untreuen Haushalter: „So wird über Herr des Knechtes kommen an dem Tage, des er sich nicht versieht, und zu der Stunde, die er nicht meinet“ (V. 45-51). Genug. Alles scheint noch normal zu sein, man scheint noch Zeit zu haben, es scheint noch so zu sein, daß man sich übermorgen und überübermorgen für Christus entscheiden kann. Es scheint nicht so ernst zu sein mit dem, was ich hier sage und was andere heute sagen werden. In Wirklichkeit aber sind das doch Täuschungen und Versuchungen. Es ist immer ganz ernst mit der Wiederkunft Christi und mit der letzten Stunde. Er ist immer ganz nahe und die Täuschung wird sich uns plötzlich enthüllen. Das will unser Text sagen.

Diese Plötzlichkeit des Kommens Jesu wollen wir uns nun in drei Zusammenhängen des Textes näher vor Augen führen. Wir wollen uns zuerst die Generation ansehen, in die diese Wiederkunft hineintreffen wird, wir wollen uns zum zweiten das rechte Verhalten ansehen, das Menschen zur Wiederkunft Christi vorbereitet, und wir wollen zum dritten das Evangelium und die frohe Botschaft hören, die in dem allem verborgen ist.

Zunächst einmal ist es uns deutlich, wenn wir den Text lesen, daß diese Wiederkunft in ihrer Plötzlichkeit überrascht, daß sie entdeckt, daß sie aufdeckt. Der Knecht, der meinte, sein Herr sei noch lange weg, wird überrascht in dieser seiner Meinung. Es ist so, als wenn ein Blitz plötzlich die Szene erleuchtet. Die Offenbarung des Johannes hat das Wort von dem Dieb aufgenommen: „Siehe, ich komme wie ein Dieb“, heißt es da. „Selig, wer wacht und seine Kleider festhält, damit er nicht nackt einhergehe und man seine Schande sehe.“ Dies ist genau, was ich meine. Man lasse sich nicht schlafend überraschen. Man lasse sich nicht nackt, und das heißt in der Sünde überraschen als einer, der zur Verurteilung bestimmt ist.

Es ist ein schrecklicher und ein heilsamer Gedanke, daß da plötzlich eine ganz bestimmte Lage in der Welt und in unserem Leben sozusagen fixiert wird, daß da plötzlich Licht wird in unserem Kämmerlein, in dem wir uns

so verborgen glaubten, daß da plötzlich Licht wird auch über den Gedanken, die wir nur vor uns zu haben meinten, daß da ein großes Öffnen und ein großes Offenbarwerden geschieht. Wir sollten zu allen Zeiten so leben, daß, wenn dieses Öffnen und wenn dieses Offenbarwerden geschieht, unser Leben bestehen kann, daß wir nicht nackt gefunden werden, sondern bekleidet. Keine menschliche Gemeinschaft wird Schutz geben. Zwei Männer sind auf dem Felde, der eine wird angenommen, der andere wird verlassen. Zwei Frauen arbeiten in der Mühle, die eine wird angenommen, die andere wird verlassen. Die Trennung geht mitten durch die Arbeitsgemeinschaften hindurch. Sie geht durch alle Kollektive hindurch, hinter denen wir uns verstecken. Die anderen machen das ja auch alle so, pflegen wir zu sagen. Sie geht durch die Familien hindurch, und niemand kann sich auf Eltern oder Geschwister ausreden. Sie geht durch die Völker hindurch, sie geht durch die Reiche dieser Welt hindurch, sie geht durch die Kulturen hindurch.

Es ist ein anderes Ausleseprinzip, das hier wirksam ist. Hier werden die Menschen nicht nach den Zusammenhängen gemessen, die sie sich aufgebaut haben, hier werden die Menschen nach anderem Maße gemessen und geprüft. Nicht Rang, Name oder Abstammung, nicht Rasse, geschichtliche Vergangenheit, Alter oder Jugend bestimmen diese unsere Zukunft im Gericht, nicht ein Gewöhnlichschristentum kann dann retten. Nicht einfach, daß wir mit dabei waren, wird uns heraushalten, sondern nur, wenn wir mit dem Herzen dabei waren, werden wir zu denen gehören können, die angenommen werden.

Luther hat dieses Alleinstehen des Menschen im Hinblick auf die Todesstunde einmal sehr deutlich ausgedrückt: „In die Ohren können wir wohl einer dem anderen schreien“, so sagt er, „ihn trösten oder vermahnen, aber für ihn können wir nicht kämpfen noch streiten. Es muß ein jeglicher alle auf seiner Schanzen selber stehen... Ich werde dann nicht bei dir sein noch du bei mir.“ So ist es mit der Todesstunde und so ist es mit der letzten Stunde der Welt.

Und nun noch eines: Es wird eine harte Bestrafung geben. Es wird nicht gespaßt in diesem Text, der mit „Heulen und Zähneklappen“ endet. „Er wird ihn in Stücke hauen lassen und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern“, so heißt es von der Bestrafung des unge-

trouen Knochetes, „und da wird sein Heulen und Zähneklappen.“ Ihr habt vielleicht von dem Höllenstreit in Schweden gehört. Da hatte ein Bischof abends in einer Abendandacht gesagt, es könnte manchem passieren, daß er den nächsten Morgen in der Hölle aufwachen wird. Daraufhin haben sich einige freundliche Kirchenmänner daranbegeben und haben den Leuten die Angst wieder ausgeredet. Ich meine, daß dieses Wort des Bischofs ein richtiges Wort gewesen ist. Genau das sagt unser Text. Es kann passieren, daß wir an einem Orte aufwachen, da Heulen und Zähneklappen ist. Gewiß haben wir hier nicht die Aufgabe, Menschen Angst zu machen. Wir sind ja meist schon so theologisch gebildet, daß wir dann sagen: das ist ganz sicher eine falsche Auslegung und eine falsche Predigt. Aber wir haben hier doch zunächst einmal daran zu erinnern, daß es einen Ernst des christlichen Lebens, daß es Konsequenzen des Verhaltens der Christen gibt und daß es nicht klug ist, eine Minute oder eine Stunde irdischen Glückes einzutauschen gegen eine Ewigkeit der Verdammnis. Die Hoffnung, daß man es später besser machen wird, könnte trügen, wenn es eben kein „Später“ gibt.

So werden nun unsere Blicke auf die Dinge gelenkt, die wir ganz besonders falsch machen könnten. Der Text hält sich hier an eine Beschreibung des Sittengeschlechtes, das als ein besonders verruchtes Geschlecht angesehen wurde. „Sie aßen, sie tranken, sie freuten und ließen sich freien,“ heißt es da. Und wir werden mit Recht fragen, ob Essen, Trinken, Freuen und Sich-freien-lassen denn so schlechte Dinge sind. Wenn ich mich recht besinne, dürften wir alle einen Teil unseres Lebens mit diesen Dingen zubringen. Essen und Trinken dürfte allgemein der Fall sein, Freuen und Sich-freien-lassen dürfte die Gedanken der Studentinnen und Studenten einigermaßen bewegen, grade in ihren Jahren mit gutem Grund. Ist das etwas Negatives? Müssen wir nicht entschieden daran festhalten, daß das unerhörte positive Sehen sind, bei denen Gott seine besondere Fürsorge für uns und seine ganz besondere Hilfe und Nähe zu uns entwickelt?

Ich will euch diesen Gedanken jetzt nicht einfach nehmen. Bei der Kürze der Zeit kann man nicht alle Fußnoten anbringen, die man anbringen müßte. Aber eines scheint mir jedenfalls sicher zu sein. Dieser Text meint, daß diese Dinge unter Umständen auch einmal sehr

wenig positiv sein können. Sie werden dann vermutlich wenig positiv sein, wenn sie den Menschen ganz und gar eingeschludt haben, wenn dieser Mensch aus nichts mehr besteht als aus der Vorsorge für dieses Essen und Trinken. Dazu gehört natürlich auch der Berufsweg, der Lebensstandard und die Güter, die man später alle einmal haben möchte. Das alles ist im Grunde Essen und Trinken. Unser Text sieht auch etwas skeptisch auf die Leute, die ganz und gar von ihren Ehwünschen und Eheplänen eingenommen und gefesselt sind. Unser Text meint, daß da eine tödliche Gefahr ruhen könnte. Wer so von der Wiederkunft des Herrn überrascht wird, als ein Gefesselter, hat an der eigentlichen Verhaltensweise des Christen vorbeigelebt.

Luther hat da wieder eine sehr praktische Formulierung gefunden: „Wenn's ihnen ernst wäre,“ sagt er, „daß sie ein anderes Leben erwarten, so würden sie mit Geizen und anderen Lasten aufhören. ... Aber weil wir fleischlich sind, so tun wir das Gegenteil, verachten sein Drohen, genießen das gegenwärtige Leben und stecken die Schnauze in die Suppe.“ Ich wage es fast nicht, das Wort von der Schnauze in die Suppe vor so vielen Gebildeten beiderlei Geschlechts in den Mund zu nehmen. Aber das Wort ist eine ganz vorzügliche Verdeutlichung der Situation. Man kann natürlich auch sagen: Die Schnauze in das Studium gesteckt, und nur in das Studium. Oder man kann sagen: die Schnauze tief in leuter Privataffären vergraben, alles andere ist gleichgültig, nur man selber ist auf der Welt. Oder man kann sagen, die Schnauze in die Sorge um das Fortkommen vergraben, ununterbrochen lassiviert, geängstigt, geplagt, gehetzt von dem Gedanken, wie das nun weitergehen soll. Man kann den Lebensstandard nennen, die Musik, die Dichtung, die Politik, alles was eines Menschen Bin und Alles geworden ist.

Dies alles ist eben nicht einfach harmlos, sondern unser Text nennt es einen Rausch, der die Klarsicht zu trüben vermag. Hier entwickeln sich Oberflächlichkeiten, hier entwickelt sich ein Leben, das am Eigentlichen vorbeilebt. Besonders schrecklich ist es, daß die so Trunkenen sich gegenseitig anstecken: „Er trinkt mit den Trunkenen“. Die Verführung ist jenes Phänomen, bei dem einer den anderen ansteckt, damit er wieder zurück angesteckt wird. Da geht das hin und her mit dem Rausch und je mehr der andere berauscht wird, desto besser kann

ich mich selbst berauschen. So entsteht diese Atmosphäre, in der der Mensch von der Welt und ihren Geschällen aufgeschluckt wird.

Etwas Zweites ist dabei noch besonders ins Auge gefaßt. Es wird von diesem bösen Knecht nicht nur gesagt, daß er berauscht ist, sondern es wird von ihm auch gesagt, daß er anfängt, seine Mitknechte zu schlagen. Wir würden heute sagen, daß sein soziales Verhalten kritisiert wird. Schläge sind das Zeichen der Menschenverachtung in der damaligen Zeit. Auch heute wird geschlagen. Aber wir haben noch bessere und feinere Methoden der Verschönerung inzwischend eronnen, Methoden, mit denen wir den Mitmenschen schaden.

Wie sieht unser Text nun das Verhalten, das der Wiederkunft Jesu gerecht wird? Zwei Dinge werden uns gesagt. V. 42: „Darum wachet!“ V. 44: „Darum seid ... bereit!“ Wenn wir uns diese zwei Dinge zu verdeutlichen suchen, so müssen wir jetzt positiv ausführen, was wir vorher negativ gesagt haben. Bereit sein und wachen, das heißt dann eben nicht in lauem Frieden leben, schwätelig leben, im Rausche leben, den Mitmenschen schädigen, wachen und bereit sein, das heißt dann: alle Kräfte des Herzens, des Geistes und des Leibes anspannen zum Dienste und zum Preise Gottes, immer bereit sein für den wiederkommenden Herrn, sich diesem Herrn entgegenstrecken als dem, um den es einzig und allein in dieser Geschichte für alle Menschen und für alle Völker geht. Und darin dann dem Nächsten dienen, ihm „zur rechten Zeit Speise geben.“ wie es höchst einfach und schlicht V. 45 sagt. Und nun wäre natürlich hier die ganze Fülle der christlichen Verhaltensweisen zu entwickeln. Das kann nicht meine Aufgabe sein und dazu langt die Zeit selbstverständlich nicht. Deswegen lassen Sie mich nur noch zwei Punkte solchen Verhaltens, das die Wiederkunft des Herrn wirklich im Auge hat, herausgreifen.

Solches Wachsein hängt mit Glauben zusammen. Es hängt zusammen mit der Anerkennung, Hoffnung und Gewißheit, daß dieser Jesus Christus, damals gestorben und auferstanden, wirklich am Ende der Tage der Wiederkehrnde sein wird. Von dieser Glaube nicht ist, da wird auch das rechte Verhalten in der Gegenwart mangeln. Wo dieser Glaube nicht ist, da verändert sich unsere Ethik. Ethik hat etwas mit dem Bilde zu tun, das wir uns von der Zukunft machen. Wer in der Zukunft

nur so nebelhafte Gebilde vor sich sieht, der wird bald auch damit anfangen, in der Gegenwart zu leben, wie es ihm gefällt. Wer aber in der Zukunft den Herrn und den Richter auf sich zukommen weiß, der wird auch in seiner Gegenwart bestimmt sein von diesem Ereignis. In dieser Haltung des Glaubens gilt es nun durchzuglauben durch die Jahrhunderte und durch die Jahrtausende, durch die Leiden und Schmerzen unseres Lebens und unseres Sterbens. Gerade dort, wo die Erfüllungen fehlen, muß hindurchgeglauert werden auf den Tag, da alles erfüllt wird. Gerade dort, wo Schmerz und Leid zugemutet wird, muß man Mut haben zu warten und seine Hoffnung allein auf den Herrn setzen. Das heißt jetzt nicht, daß dieser Herr nicht auch heute und hier schon tausend Male hilft. Das ist gestern verdeutlicht worden und das bleibt stehen. Und zugleich bleibt es doch wahr, daß er in der Fülle erst in der Zukunft helfen wird, dort nämlich, wo jetzt die Hilfe noch ausbleibt.

Und eine zweite Verhaltensweise sei hier noch weiter genannt. Wachen gehört mit Beten zusammen. Die Heilige Schrift nennt diese beiden Begriffe immer wieder miteinander. Kol. 4, 2: „Verharret im Gebet, wachend in ihm mit Danksagung.“ Mark. 14, 38: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.“ Dies soll am Ende unserer Betrachtungen stehen, dieses scheinbar so Einfache und doch so Gewaltige und auch so Schwere. Das Leben des Menschen, der ein wachsamer Mensch ist und der den Tag der Wiederkunft nicht verschlafen will, soll in der ständigen Verbindung mit Gott gelebt werden, es soll gelebt werden im Beten. Wer dies in seinem Tage nicht tut, wer sich nicht immer wieder hinaufwendet mit Dank und Lob, wer diese Verbindung in seinem Leben nicht kennt, der wird sich nicht darüber täuschen dürfen, daß ihm auch sehr bald die Wachsamkeit fehlen wird. Er wird zu schlafen beginnen.

Seht euch doch diese Stunde von Gethsemane an: der betende Herr auf der einen Seite im nachtdunklen Garten und auf der anderen Seite die schlafenden Jünger. Dieser Schlaf der Jünger ist doch wohl nicht einfach Müdigkeit, er hat wohl etwas mit dem Schlafen zu tun, von dem uns dieser Text geredet hat. Er ist doch wohl ein Versinken in das Dunkle und ein Dahingegobensein an einem Rausch. Da sind doch wohl Mächte über diesen Jüngern, die sie nun übermannen, so daß sie dem Herrn nicht einmal richtig zu antworten verstehen. Gewiß,

Schlafen ist keine Sünde. Es kann sogar manchmal Sünde sein, nicht zu schlafen, muß man vor Studenten wohl hinzufügen. Aber wenn das „Schlafen“ etwas ist, in dem der Mensch sein Leben von Christus wegnemen läßt, in dem das Gebet unterbrochen wird durch den Rausch, dann wird dieser Mensch die Stunde der Versuchung nicht bestehen. Gethsemane war die Stunde der Versuchung und sie währt noch heute über aller Welt. Noch heute sind über alle Welt verstreut die schlafenden Menschen, die Menschen der eigenen Wege und die Menschen ohne Gebet, die Menschen der irdischen Glückshoffnungen und die Menschen der Verfallenheit an all das, was wir nannten. Ihr aber sollt nicht so sein. Ihr aber seid nun aufgerufen, euer Leben heraushalten zu lassen. Und wenn ihr dies beginnt, so beginnt es mit Gebet. Übersieht die Zeichen der Stunde nicht.

Es könnte so scheinen, als wäre dies alles tödlich, streng, Gericht. Nun, ich habe den Text nicht gewählt. Er ist mir gewählt worden, und er ist streng und voll Gericht. Es hat keinen Sinn, das den Menschen abzuleugnen. Es tut ihnen nicht gut. Aber in einem Worte leuchtet die ganze Klarheit des Evangeliums auf, in einem Worte auch dieses Textes strahlt der Glanz der freudigen Botschaft: „Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun. Wahrlich ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen“ (V. 45, 46). Eine Seligpreisung! Selig dieser Knecht, der im Wachen und in der Bereitschaft den Tag des Herrn nicht zu fürchten braucht, denn dieser Tag ist für ihn der Tag der Erfüllung. Das ist das Tröstliche. Jesus Christus, der hier mit seinen Jüngern redet und heute und hier mit uns redet, hat uns mit diesem Text zwar warnen wollen davor, verschlafene Christen zu werden. Aber er hat uns doch auch trösten wollen. Denn die Sünde des Schreckens, die Stunde, da die Himmel einbrechen und dem neuen Himmel und der neuen Erde Platz machen, die Stunde, da Gericht gehalten wird über denen, die entblößt sind, und die Sünden offengelegt werden, die Stunde, da wir alle Rechenschaft ablegen müssen für das, was wir taten und dachten, diese Stunde ist zugleich die Stunde, da der Herr die Seinen endgültig errettet. Denn nicht um zu richten, sondern um zu retten, ist er in die Welt gekommen. Von Anfang der Zeiten an sind ihm schon zugeordnet, die er erretten soll. Die ihm zugeordnet sind, wird niemand aus seinen Händen

reißen. Der gute Hirte wird seine Herde bis zum Ziele bringen, und wir alle hoffen auf diese seine Gnade. Ihr kennt vielleicht das schöne Wort von Claudius, daß Jesus einer ist, der einem den Kopf hält, wenn man sterben muß. Vielleicht klingt es auch sentimental. Ich meine, daß es klug und weise ist. So steht dieser Jesus Christus in der Stunde des Todes als der, der von dieser Welt in jene Welt gleitet. Glückselig, wenn er dies tut. So steht er am Ende der Zeiten als der, der im Übergang der alten zur neuen Welt die Angel und die Klammer, die Mitte bildet, an der das eine verklingt und das andere aufsteigt. Ihr kennt die Bilder vom Jüngsten Gericht. Ihr habt es vor Augen, wie auf der einen Seite die dahinflichen, die nicht bereit waren, und auf der anderen Seite die aufsteigen, die ihm entgegenharrten. Gewiß, es wäre zu viel verlangt, wenn ich euch nun aufrufen wollte, daß wir uns sozusagen auf diese Stunde freuen sollen. Wir haben das vielleicht alle noch nicht gelernt trotz aller Leiden und Schrecken dieser Zeit. Aber wir werden es wohl alle noch lernen müssen. Wir werden darin vielleicht keine Meister werden, aber wir werden darin einen Anfang machen müssen in Hoffnung und Glauben. So wie der Einzelne auf seinen Tod hin diesen Anfang machen muß, so muß die Christenheit auf das Ende dieser Welt hin solchen Glauben haben. Wenn ihr die Schrecken des Endes sehen werdet, so „erhebt eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung naht“. Dieses Zeugnis der Schrift ist dann aufgenommen worden durch die Geschichte der Kirche. Es ist aufgenommen worden etwa bei Luther, wenn er vom „lieben Jüngsten Tag“ sprechen konnte. Und es ist aufgenommen in dem Ruf der Urchristenheit: Es vergehe die Welt, komm, Herr Jesu.

Denket nun nicht, daß ich mich auch nur einen Schritt entfernt habe von dem, was uns heute und hier angeht. Glaubet nur nicht, ich hätte so eine Art Zukunftswissenschaft mit euch getrieben. Ich habe die Gegenwartswissenschaft Jesu mit euch zu treiben versucht, die um die wahre Zukunft weiß. „Es vergehe die Welt, komm, Herr Jesu.“ Vielleicht hätten kluge Leute gemeint, daß man mit einem solchen Rufe nicht sehr groß werden kann, daß man damit den Leuten keinen Eindruck machen kann, ja daß man dem Aufbau der Welt schade mit dieser Weltferneheit. Doch es war der Ruf der ersten Christenheit, und mit diesem Ruf hat sie zunächst ein-

mal diese Welt überwunden. Es gibt da etwas in den Herzen der Menschen, das will nicht nur immer von dem hören, was da ist, sondern das hat eine Sehnsucht nach vorn und möchte von dem wissen, das da besser sein wird. Es vergehe die Welt, ja komm, Herr Jesu. Gott

25-2488-45
gebe uns, daß wir es in diesen Tagen und in allen Tagen ein wenig lernen, in diesen Ruf einzustimmen. Dann wird es uns leichter sein, diese schwere und letzte Zeit zu bestehen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



Dr. Gerhard Ritter ist seit 1925 ordentlicher Professor für Geschichte in Freiburg. Am 2. 11. 1944 wurde er als Mitglied des Goerdelerkreises von der Gestapo verhaftet und vor den Volksgerichtshof in Berlin gestellt. Nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis im April 1945 kehrte er nach Freiburg zurück. Veröffentlichungen der letzten Zeit: *Die Dämonie der Macht*, 6. Aufl. 1948; *Geschichte als Bildungswort*, 2. Aufl. 1947; *Europa und die deutsche Frage*, 1948; *Das Problem des Mißverhältnisses in Deutschland*, 1954.

Prof. Dr. Gerhard Ritter

Was heißt Bekenntnis
zur geschichtlichen Vergangenheit?

Es scheint mir wesentlich und richtig, daß das Problem der Nationalität und des Nationalismus auf einer Akademikertagung behandelt wird. Denn es läßt sich geschichtlich leicht beweisen, daß es in erster Linie die Schicht der Gebildeten ist, die die Gestaltung des Nationalbewußtseins zu verantworten hat. Die wirtschaftlich tätigen Schichten des Volkes sind nach aller geschichtlichen Erfahrung mit den wirtschaftlichen Sorgen des Tages im großen und ganzen so stark beschäftigt, daß die allgemeinen Probleme nationaler Politik in der Hauptsache ein Diskussionsgegenstand der Gebildeten bleiben. Es scheint mir aber auch zum zweiten richtig, daß dieses Problem auf einem evangelischen Studentengemeinde-Kongreß verhandelt wird. Denn ohne Frage war für viele Generationen deutscher Akademiker der Begriff der Nation mit einer religiösen Weihe versehen. Und es ist nun die ernste Frage zu stellen, ob diese religiöse Verklärung der Nationalidee vom Standpunkt echter Religion, d. h. vom Standpunkt eines ernst genommenen Christentums zu ertragen ist. Heilig Vaterland: der Ausdruck stammt aus einer bekannten Hymne des ersten Weltkrieges. Die Idee ist viel älter. Sie stammt aus den Freiheitskriegen gegen Napoleon. „Mit Gott für König und Vaterland“ zogen die deutschen Soldaten 1813 ins Feld. Das stand auf ihren Kosowaischlössern geschrieben. Die Nation ist eine Verlöbte des Ewigen in der Zeit, war in einer der Reden Fichtes an die deutsche Nation zu hören. Schillermacher sprach vom heiligen Kampf, der geführt wird. Wie kam das?

Nation — religiös verklärt

1. Wir haben es hier zunächst mit Vertretern des deutschen Idealismus zu tun. Der deutsche Idealismus kann

als eine Art von Umsetzung der Theologie des 18. Jahrhunderts in die philosophische Sprache betrachtet werden. Die idealistische Philosophie glaubte, die Gedanken Gottes als Gedanken des Weltgeistes für den philosophischen Verstand erkennbar gemacht zu haben. Die Nation selbst erschien in diesem Zusammenhang als ein Gedanke Gottes und wurde als solcher geleiert. Oder sie erschien, wie es Hegel ausdrückte, als die Wirklichkeit der sittlichen und damit der göttlichen Vernunft. Die Nationalität war der Inbegriff des lebendigen Geistes selbst in einem Volkstum. Die Idee der Volksseele und des Volksgeistes war bestimmend für diesen Nationbegriff.

2. Die Befreiungskriege erfolgten in einer Zeit der romantischen, d. h. der antirationalistischen Denkweise. Diese Romantik kämpfte gegen die Kahlnheit abstrakter Begriffe und suchte sie zu ersetzen durch die konkrete Anschauung lebendiger Individualität in der Geschichte. Der abstrakte Begriff der Menschheit schlechthin wurde verdrängt durch den Gedanken an die Fülle und den Reichtum einer lebendigen geschichtlichen Welt. Einen „Abgrund von Individualität“ hat das Novalis genannt. Insbesondere erschien Europa, auch in der Geschichtsschreibung etwa eines Ranke, als der Weltteil der größten Farbigkeit, der größten Vielgestaltigkeit des Kulturlebens vermöge der Vielgestaltigkeit seiner nationalen Kulturen. Der Kampf dieser großen Nationen wurde von Ranke gedeutet als ein Wettkampf sittlicher Energien, als ein Wettkampf der Geister miteinander. Man kämpfte in den Befreiungskriegen gegen die Einförmigkeit des napoleonischen Empire, gegen Verwelschung deutscher Kultur. Man kämpfte gegen die Gleichschaltung individueller Lebendigkeit, individueller Besonder-

heit durch die Gewaltherrschaft eines Mannes. Man kämpfte gegen den Tyrannen.

3. Die Befreiungskriege waren ein Kampf des sich selbst als gläubig oder doch als christlich empfindenden Deutschland, insbesondere der sich als gläubig und christlich empfindenden deutschen Jugend gegen die gottlose Welt der französischen Revolution. Die Revolution erschien als Ausgeburt des französischen Rationalismus. Sie wurde nicht nur als Feind des katholischen Klerus empfunden, sondern als zutiefst feindlich dem Christentum selbst, wie das ja in den Schriften Voltaires seinen schärfsten Ausdruck gefunden hatte. Dem hat sich der deutsche Geist, dem hat sich die deutsche Bewegung schlechthin entgegengeworfen. Alles, was in diesem Kampfe eingesetzt wurde, verband sich mit dem christlichen Glauben. Insbesondere war es der Protestantismus, der in diesem Deutschtum lebendig war. Luther erschien der deutschen Jugend der Befreiungskriege als Ideal des deutschen Mannes schlechthin. Die Burschenschaftler, die aus den Befreiungskriegen von der Front zurückkamen, haben sich bekanntlich 1817 bei der Jahrhundertfeier der Reformation auf der Wartburg versammelt und gemeinsam das Abendmahl nach protestantischem Ritus genossen. Von daher fällt ein Glanz religiöser Verklärung auf die Idee der Nation und auf den Kampf als eine Art von Kreuzzug.

4. Eng damit verbunden war der Kampf auch gegen die Geschichtslosigkeit der französischen Revolution. Die französische Revolution hatte das ehrwürdige Herkommen der eigenen Vergangenheit zerstört und bedrohte überall die altbefestigten, ehrwürdigen geschichtlichen Autoritäten, insbesondere die Tradition der Monarchie von Gottes Gnaden mit der Zerstörung. Im Kampf gegen diese Revolution und ihren Erben Napoleon stand auch das romantische, geschichtsgläubige, autoritätsgläubige, traditionsfreudige Deutschland, in dem noch eine Ehrfurcht vor der Vergangenheit lebte und das sich wehrte gegen die Ehrfürchtslosigkeit einer neuen Zeit. Man empfand mit Edmund Burke, dem großen Engländer, die Revolution als eine künstliche Konstruktion an Stelle eines organischen Wachstums des Staates, die neue, revolutionäre Verfassung im Gegensatz zur englischen, die in Jahrhunderten gewachsen war, als künstliche Macht. Gott erschien diesen jungen Deut-

schen als Lenker der Geschichte, als der Schöpfer der Gebilde des Volkstums und des Staates. Die Autorität der staatlichen Obrigkeit erschien als Gottesgnadentum. Sie wiederherzustellen, war eines der Ziele des Kampfes, sie durch den neugeschaffenen Begriff der Legitimität zu sichern, ein großes Anliegen der Zeit. Von diesen Ideen lebte ein ganzes Jahrhundert deutschen historischen und politischen Denkens. Die gesamte Geistesgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert ist nur verständlich auf der Basis dieser Erlebnisse. Ein wunderbarer Einklang des philosophischen Denkens, des moralischen Bewusstseins und religiösen Empfindens hat diese Freiheitskriege in den Augen der Deutschen so groß und so denkwürdig erscheinen lassen. Das nationale Freiheitsbedürfnis, das nationale Geltungsbedürfnis klang zusammen mit dem moralischen Bewusstsein, einer guten Sache zu dienen, ja letztlich einer Sache des Christentums zu dienen. Dies ist der Geist der Burschenschaft, und von dieser Burschenschaft ist nach und nach die ganze deutsche Akademikerschaft des 19. Jahrhunderts in gewissem Sinne beeinflusst worden, wenn auch in weitergehender Säkularisierung. Auch die Einigungskriege von 1864 bis 1871 erhielten noch etwas vom Glanz jener Freiheitskämpfe.

Bruch der Traditionen

Die Frage, die an uns herantritt, ist nun die, ob diese Tradition, die zum Teil in unserem Verbindungsleben und in den Altherrenschaften fortlebt, heute noch gültig sein kann. Wir sind in ein eisernes Zeitalter eingetreten, das heute vor 40 Jahren, am 3. August 1914, begann, ein Zeitalter, das uns desillusioniert hat, das uns immer neue große Enttäuschungen und Erschütterungen gebracht hat. Ist trotz dieser Erschütterungen, trotz dieser zerstörten Illusionen diese ganze Welt des gläubigen, traditionsfreudigen Nationalismus heute noch möglich?

1. Wir haben mindestens einen Krieg erlebt, von dem man nicht sagen kann, daß die moralische Überzeugung mit dem nationalen Machtdrang übereingestimmt hätte, in dem man hätte ein gutes Gewissen haben können. Ganz im Gegenteil. Wir haben einen Krieg hinter uns, der nichts als ein nackter Eroberungskrieg gewesen ist, mehr als das: eine Serie systematischer Raubüberfälle

auf die Nachbarn zur Erweiterung des eigenen Lebensraumes. Ich zähle es zu den entsetzlichsten Erlebnissen dieser Jahre — und ich spreche hier aus tiefer persönlicher Erfahrung —, das Leben des eigenen geliebten Sohnes hingeben zu müssen für eine Sache, die man für ein Verbrechen hält. Es kann nichts Furchtbarereres geben als dieses. Wenn es je dem Menschen unserer Tage fraglich gewesen ist, was die Lehre des Christentums von der Erbsünde bedeutet, was hilfloses Verstricktsein in Schuld und Schicksal ist, dann sind es Erlebnisse dieser Art, die uns die elende Kreatürlichkeit unseres Menschseins brutal vor Augen führt. Die Lehren der deutschen Widerstandsbewegung sehe ich vor allem darin, daß sie uns mit lauter Stimme sagt: nationale Solidarität, bewußte Verbundenheit mit der eigenen Nation ist nicht ein Höchstwort schlechthin; es kann Fälle geben, in denen sie durchbrochen werden muß, in denen man aus christlichem Gewissen heraus zum Hoch- und Landesverräter werden muß. Wahre nationale Ehre ist nicht von Gut und Böse einfach loszulösen. Nationale Ehre ist nur da, wo die Nation eine sittliche Gemeinschaft ist; wo sie im Innern die Rechte der Persönlichkeit, die Selbstverantwortung jedes Einzelnen achtet und wo sie im Äußeren auch die Rechte anderer Völker zu achten weiß; wo (hinter aller Sicherung der eigenen nationalen Rechts- und Machtansprüche) als höchster Zweck des Staates Sicherung des Friedens und Rechts im Innern und Sicherung eines erträglichen Völkerfriedens im Äußeren erscheint. Wo das nicht der Fall ist, kann nicht mehr von nationaler Ehre, sondern nur von nationaler Schmach geredet werden. Eine friedliche Gemeinschaft der Völker herzustellen, einen dauerhaften Rechtszustand in der Welt zu begründen, das muß hinter allen Kämpfen als letztes Ziel stehen.

2. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Nation nicht heilig ist, ja daß eine Nation ehrlos werden kann. Eine furchtbare Erfahrung, daß in den sogenannten heiligen Lebensansprüchen der Nation ein höchst massiver Komplex von necker Interessenvertretung steckt; daß auch die Nation als Gemeinschaft von Menschen der allgemeinen Sündigkeit des Menschseins unterliegt; daß auch eine Nation als solche schuldig werden kann. Das ist uns gerade deshalb so massiv deutlich geworden, weil die Heiligkeit der Nation übersteigert worden

war bis zur Selbstvergötzung. Die Nation Adolf Hitlers war nicht mehr ein „Gedanke Gottes“. Die Unfehlbarkeit des Volkswillens kamule keine Berufung auf ein göttliches Recht. Hatte der Volkswille, den Hitler zu verkörpern behauptete, dessen Inkarnation er darzustellen meinte, gesprochen, so gab es keine Berufung auf ein göttliches und heiliges Recht über dem Volkswillen. Damit ist die Nation an die Stelle Gottes selbst gesetzt. Der Volkswille ist für unfehlbar erklärt. Aber nur Gott ist unfehlbar. Wir wissen also heute, wie gefährlich die religiöse Verklärung der Nationalidee ist. Wir wissen es ganz genau. Der Mißbrauch des Ideals macht dieses Ideal selber fragwürdig. Alle alten patriotischen Schlagworte sind seitdem tot.

3. Das Verhältnis zur Geschichte hat sich verändert. Die Geschichte ist uns nicht mehr schlechthin befügelnder Antrieb patriotischen Stolzes. Im Gegenteil. Sie ist in der letzten Phase ein quälender, beklemmender Alpdruck, den man abzuschütteln sucht, eine peinliche, beschämende Erinnerung, die man auslöschen möchte. Das neu erwachende nationale Selbstbewußtsein unserer Tage wendet den Blick davon ab. Teilweise sucht man alles zu verharmlosen oder als bloße Episode zu überspringen: „im Grunde undeutsch“; man macht es sich aber sehr leicht mit dem Nachweis, daß der Nationalsozialismus letztlich kein Produkt der deutschen Geschichte sei. Oder man behauptet trotzig: „Die Andern sind noch viel schlimmer. Sie sind eigentlich schuld gewesen und nicht wir.“ Alle alten Traditionen sind abgerissen. Selbst die Einheit Deutschlands als Ganzes ist zerstört. Es gibt kein Deutschland mehr, es gibt kein Reich mehr im alten Sinne. Die ungeheuren Aufgaben der Gegenwart und die noch viel größeren Gefahren der Zukunft fällen den Vordergrund unseres Bewußtseins. Was sollen uns noch geschichtliche Rückblicke, fragt mancher. Laßt uns vorwärts blicken, laßt uns vorwärts sehen. Oder auch wohl gar: Laßt uns überhaupt heraus aus der Politik! Politik ist ein ekelhaftes, ein schmutziges Geschäft. Alle Autoritäten sind zerbrochen. Der erste Weltkrieg hat die Autorität der Monarchie zerstört, das Erlebnis des Hitler-Reiches hat den Glauben an die staatliche Autorität überhaupt bedroht und zweifelhaft gemacht.

4. Der Begriff der Nation wird von der Geschichte losgelöst. Die Anschauung der deutschen historischen Schule, daß die Nation geschichtlich gewachsen sei, wird als antiquiert betrachtet. Die westeuropäische Staatsphilosophie bemüht sich, diesen Begriff als ein Stück jener gefährlichen politischen Mystik hinzustellen, der die Deutschen erlegen seien. Es wird der Begriff der historisch gewachsenen Nation als eine Art reaktionären Nationalbegriffs verdächtigt. In dem Aufsatz von Dolf Sternberger, den ich in Ihrem Programm gelesen habe, wird diese Veränderung des Nationalbegriffs auch vollzogen. Als Modell des Begriffs der Nation wird unter Berufung auf Voltaire das Volk ohne Vaterland hingestellt, das jüdische Volk. Also ist die Nation, so verstehe ich den Sinn dieses Aufsatzes aus der Zeitschrift „Wandlung“, nicht gebunden an den Erdboden einer gemeinsamen Heimat und gemeinsam erlebten Geschichte. Stattdessen wird die Nation definiert mit den Freiheitsbegriffen der westlichen Demokratie als eine reine Willensgemeinschaft, als eine Zweckgemeinschaft. Die Nation entsteht durch den Beschluß, sich zusammenzuschließen zu einem Staatsvertrag, sie ist gebunden an einen solchen Staatsvertrag, wie er sichtbar wird in der geschriebenen Verfassung der modernen Demokratie. An dieser Stelle beginnt mein Widerspruch. Das jüdische Volk kann ich nicht als Modell und nicht als Normfall für die Entstehung einer Nation betrachten. Bei allem tiefen Mitleid, ja allem Grauen vor dem geschichtlichen Schicksal dieses unglücklichen Volkes kann ich es doch nicht anders sagen, als daß dieses Volk, vielleicht aus Gottes Willen, im Ausnahmezustand unter den Völkern der Erde lebt. Aus diesem Ausnahmezustand strebt es ja jetzt selber mit Macht heraus und sucht sich ein Vaterland, nicht zufällig. Es sucht auch einen festen geschichtlichen Boden. Der Begriff der Nation ist nicht loslösbar von der Geschichte. Die Entstehung der Nation geschieht, geschichtlich gesehen, und das ist die Ansicht der deutschen Geschichtswissenschaft seit Ranke, nicht durch einen Staatsvertrag irgendwo und irgendwann. Die Nation wird überhaupt nicht gegründet, sondern sie wird zusammengehämmert von ihrer Geschichte. Die Nation wächst in der Geschichte. Sie entsteht als Gemeinschaft gemeinsam getragener geschichtlicher Schicksale, als Schicksalsgemeinschaft im gemeinsamen Erleben von viel Glück und viel Elend,

meist mehr Elend als Glück. Die Geschichte prägt die Eigenart einer Nation. Die Geschichte schafft Traditionen, die ihre Eigenart ausmachen.

Die Nation als Ordnung Gottes

Gemeinsame geschichtliche Schicksale sind, christlich gesprochen, gemeinsame göttliche Schickungen. Und hier, denke ich, ist der theologische Ort der Nation. Die Nation ist ganz und gar nicht heilig, sondern sündig, dem Irrtum und dem Verbrechen ausgesetzt wie jedes irdische Menschenwesen. Und doch ist sie Gottes Ordnung wie die Familie und die Stammesgemeinschaft. Gott hat es nun einmal so gefällt, daß wir unsere politischen Schicksale gemeinsam als Nation erleben. Er fordert uns mit allem, was er über uns verfügt und verhängt, heraus, diese Gemeinschaft zu einer stillen Gemeinschaft, einer Gemeinschaft des gegenseitigen Tragens und Helfens zu erheben. Zur Frucht Gottes und zur Erfüllung seiner Gebote gehört die Nächstenliebe. Unsere Volksgenossen sind unsere Nächsten. An ihnen hat die Nächstenliebe sich zu betätigen. Darauf sind wir im Bereich der Politik hingewiesen. Gewiß, im weiteren Sinne sind alle Menschen unsere Brüder, denn sie alle stehen vor Gottes Angesicht in eigener Verantwortung und sind damit zur Würde des Menschenwesens erhoben. Sie sind im gleichen Gericht, in der gleichen Verdammnis, in der gleichen Boschung. Aber diese Menschheit ist geschichtlich nicht als unterschiedslose Masse geschaffen, sondern in Nationen von sehr verschiedener Eigenart, sehr verschiedenen Gaben, sehr verschiedenen Lasten und Lastern gruppiert. Der Kern aller christlichen Sozialethik ist die Lehre von der redeten Gemeinschaftsbildung. Rechte Gemeinschaft ist nur da, wo die Liebe auch Gegensätzlichkeiten überwindet. Rechte Gemeinschaft ist nur da, wo nicht die Uniformität herrscht. So ist es auch in der Völkerwelt. Die Menschheit ist nicht eine unterschiedslose Masse alles dessen, was Menschenanfatz trägt, wie die frühen Sozialisten gesagt haben. Sie ist vielmehr eine Gemeinschaft von Individualitäten. Besonders die europäische Menschheit ist reich an solchen geschichtlich geprägten Individualitäten. Darin liegt der große Reichtum ihrer Geschichte. Wollten wir darauf verzichten, so würden wir auf den ganz wesentlichen, ständigen Weltstreit

dieser Individualitäten verzichten, einen Wettstreit, der zur Steigerung der Leistung führt. Es gibt freilich auch natürliche Interessengegensätze, die sich nicht einfach aus der Welt schaffen und überschauen lassen. Aber die Liebe kann sie überwinden. Sie kann über sie hinwegkommen. Ein rechtlich geregelter Wettstreit der Kräfte und Strebungen ist an die Stelle gegenseitiger Vernichtung zu setzen, wenn ich es in ganz knappen Worten sagen soll.

Die Vergangenheit bleibt lebendig

Wenn aber nun die Nation in ihrer Eigenart geprägt wird von der Geschichte, dann ist klar, daß geschichtliche Kontinuität niemals aufhören darf, soll überhaupt geprägte Gestalt entstehen und nicht ein gestalltloses Chaos. Keine große politische Tat, aber auch keine große geistige Schöpfung kann jemals gelingen, die nicht aufruht auf der Summe geschichtlicher Erfahrungen und geistiger Traditionen eines Volkes. Es ist die Gefahr jeder Revolution, daß sie weit mehr zerbricht als sie wieder aufbauen kann. Nietzsche hat in seiner bekannten Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ viel Unheil angedeutet mit seiner einseitigen Hervorhebung der Tatsache, daß geschichtliche Tradition und der Glaube an sie zur Lähmung schöpferischen Wirkens führen kann. Sicherlich kann geschichtliche Tradition eine Lähmung freier Schöpferfähigkeit bewirken. Aber nur dann, wenn geschichtliches Bewußtsein als verpflichtende Bindung der Gegenwart und Zukunft an das Vergangene verstanden wird, statt als Sammlung einer Summe von Erfahrungen und Einsichten, die der Handelnde sich zunutze machen soll. Wer geschichtlich gewachsenen Boden, wer die Formationen des historischen Geländes, auf dem wir gehen und stehen, nicht kennt, der tappt blindlings im Dunkeln und gerät leicht in Abgründe.

Sie haben mir die Frage gestellt, was Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit heißt. Ich möchte die Frage dahin beantworten, daß es ein einfaches Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit schlechthin überhaupt nicht geben darf. Ein solches Bekenntnis schlechthin wäre nicht bloß Konservatismus, sondern Reaktion, d. h. es wäre Lähmung politisch vernünftigen Handelns. Ohne Frage gehört es aber zu den von mir vorhin ange-

deuteten Traditionen politischer Romantik in der Codakenwelt der deutschen Akademikerschaft des vorigen Jahrhunderts und zu ihren Auswirkungen, daß sie Geschichte im wesentlichen als Gegenstand der Verehrung, des patriotischen Stolzes versteht. Die Betrachtung der Geschichte erscheint ihr als immer neuer Anlaß zur Weckung solchen Stolzes, solchen Selbstbewußtseins. Der Patriotismus deutscher Studenten, wie ich ihn selbst in meiner Jugend hier in Heidelberg kennen gelernt habe, war wesentlich rückwärts gekehrt zu den sogenannten Großtaten der Väter, die als Verpflichtung empfunden wurden. Man blickte mit Stolz auf die Haltung der Väter. Ich glaube, die Haltung der heutigen Generation kann das unmöglich noch sein. Die Väter dieser Generation bieten verzweifelt wenig Anlaß zu ehrenwürdiger Bewunderung im ganzen.

Geschichte ist, richtig verstanden, nicht ein Bekenntnis zur Vergangenheit, sondern Selbstbesinnung auf die Vergangenheit. Nationale Geschichte ist die Summe der Erfahrungen, die ein Volk mit sich selbst und mit anderen Völkern gemacht hat. Das sind zum Teil schmerzliche, bittere, enttäuschende Erfahrungen. Beides aber ist höchst notwendig zu wissen: das Erhebende und das Enttäuschende, das Desillusionierende, das zu Bereuende. Geschichte ist nicht eine Galerie der Helden, sondern ein Ort der Selbstprüfung, der Selbstkritik. Daher ist sie unendlich wichtig für die Bildung eines richtigen Nationalbewußtseins. Ein Nationalbewußtsein, das sich einer Verantwortung bewußt ist, muß aus der Geschichte leben. Das Nationalbewußtsein ist immer in Gefahr, der Selbstüberhebung oder der Selbsterniedrigung zu verfallen. Nach 1945 sind über das deutsche Volk ganze Kübel wenig verantwortlicher kritischer Äußerungen gestürzt worden, die eine ungeheure Verwirrung geschaffen und eine Fülle von Minderwertigkeitskomplexen erzeugt haben. Immer ist die Gefahr des Einzelnen genau so wie der Völker, daß der Minderwertigkeitskomplex eines Tages umschlägt in krampfhaft überhitztes Selbstbewußtsein. Es ist auch heute durchaus die Gefahr vorhanden, daß aus solchen lange Zeit genährten Minderwertigkeitskomplexen eine neue Selbstüberhebung entsteht. Ein ruhiges Selbstbewußtsein, ein Bewußtsein des eigenen Wertes wie der eigenen Gefahren und Fehler, ein Selbstbewußtsein ohne Selbstüberschätzung und auch ohne Selbstunterschät-

zung ist in allen Nationen sehr selten. Nach den grausamen Erfahrungen der letzten Generation ist es auch in den westlichen Nationen, wo es früher so gut befestigt war, sehr selten geworden.

Selbstprüfung: Der Deutsche und die Obrigkeit

Wie ist nun diese Frage der geschichtlichen Selbstbesinnung anzupacken? Es ist hier nicht mehr die Zeit, eine solche Selbstprüfung deutscher Geschichte in annähernder Vollständigkeit durchzuführen. Ich will aber wenigstens versuchen, in der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Sprechzeit wenigstens zwei Punkte hervorzuheben, an denen wir durch die Geschehnisse der letzten Generation zur Selbstbesinnung herausgefordert sind. Es ist nicht schwer festzustellen, welche Punkte das sind, denn die Kritik des Auslandes hat es uns ja immer wieder laut entgegengerufen. Es ist erstens der Vorwurf mangelnden Freiheitssinnes, selber Servilität, der allgemein gegen die Deutschen erhoben wird, und zweitens der Vorwurf militaristischen Geistes, kämpferischer Gewalttätigkeit. Auf diese beiden Punkte möchte ich kurz eingehen.

Der erste Punkt geht uns evangelische Christen ja besonders deshalb nahe an, weil sich hier eine Anklage auch gegen das Luthertum erhoben hat. Luther mit seiner Predigt: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ habe den Geist der blinden Unterwerfung, ja Servilität erzeugt. Dieser Geist der Servilität sei dann noch verstärkt worden durch die militärische Subordination in der militaristischen preussischen Nation. So erkläre sich die blinde Unterwerfung der Deutschen unter einen Tyrannen. Dagegen ist nun zunächst vieles zu sagen. Wir sind ja nicht das einzige Volk, das sich einem Tyrannen unterworfen hat. Wir sind in Europa die 10. Nation, die das Einparteiensystem angenommen und einen Diktator gekühdet hat. Es müßte also derselbe Vorwurf in anderer Weise wohl auch gegen andere Völker erhoben werden. Aber das will ich nur vorausschicken. Ich gehe zunächst von Luther aus.

Zum ersten: Luther wird natürlich völlig mißverstanden, wenn man ihm vorwirft, daß er eine feige Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit habe predigen wollen, wenn er das Pauluswort von Röm. 13 wiederholte. Seine Schriften „Von weltlicher Obrigkeit“ und „Ob ein Kriegsknecht

soligen Standes sein könne“ enthalten Äußerungen über die Obrigkeit von einem Freimut, der wohl nicht übertroffen werden kann und der wohl niemals im Mittelalter von irgendeinem Bußprediger auch nur annähernd erreicht worden ist. Was hat ihn denn getrieben?

Vor allem die Sorge, der geistige Umbruch, der keine Revolution, sondern eine Reformation der Kirche sein sollte, könne mit weltlichem Aufruhr verwechselt werden, besonders im Bauernkrieg.

Sodann die Überzeugung, daß die Welt in der Tat das Reich ist, in dem der Saton sein Spiel übt und daß die Welt zuletzt Welt bleibt, daß sie niemals, solange der neue Äon nicht gekommen ist, in ein Gottesreich auf Erden verwandelt werden kann, daß es Schwärmerei ist zu glauben, wir wären in der Lage, durch irdische Organisationen die Welt in ein Reich des ewigen Friedens und der allgemeinen Gerechtigkeit zu verwandeln. Dieser Schwärmerei begegnete er nicht nur bei den Sektierern seiner Zeit, sondern auch bei dem großen Humanisten Erasmus. Er war auch der Meinung, daß es nicht, wie die Katholische Kirche lehrt, ein Naturrecht gibt, das uns eine Weisung erteilt, wie wir die Welt in ein Gottesreich verwandeln können. Darum ist auch der Krieg nicht zu entbehren. Weil in der Welt der Teufel mitregiert und mit Gott kämpft, muß das Schwert da sein, um Ordnung zu halten. Der Pazifismus eines Erasmus war ihm verdächtig als Überhebung des Menschengestes, der glaubt, durch menschliche Organisationen erreichen zu können, daß der Mensch nicht mehr sündige Kreatur ist, sondern ein friedlicher, liebender Christ.

Und schließlich: Luther hat seine Kirche mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit aufrichten müssen. Für ihn war die Obrigkeit seiner Zeit christliche Obrigkeit. Von der Dämonie moderner Gewaltherrscher hat er wahrhaftig nichts sehen können, weder bei Friedrich dem Weisen, noch bei Johann Friedrich, die sich als liebende Landesväter um die Hut der reinen Lehre bemühten und von aller Dämonie des Machtdranges weit entfernt waren. Wie Luther der Dämonie des modernen Tyrannen begegnet wäre, hat ein eindrucksvollster der norwegische Bischof Berggrav in seiner Schrift über das wahre Verständnis der lutherischen Obrigkeitslehre dargelegt.

Zum anderen: Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, durch den das deutsche Volk in seinen Landesobrigkeiten erzogen worden ist, ist ja wirklich nicht auf

das protestantische Deutschland beschränkt geblieben. Vielmehr hat der fürstliche Absolutismus seine höchste Ausbildung an katholischen Höfen erfahren, in Madrid, in Versailles und in Wien. Er hat dort eine wehrtauchgeschwängerte Verehrung der Majestät erzeugt, wie sie gar nicht vergleichbar ist mit der formlosen Welt deutscher Fürstenhöfe. Auch die deutschen katholischen Territorialherrschaften sind ja sogar noch strenger als die protestantischen durch die Schule des Absolutismus gegangen. Ich will das hier nur ganz kurz andeuten und darf vielleicht für die weitere Erklärung der Frage auf mein Buch „Europa und die deutsche Frage“, erstes Kapitel, verweisen.

Zum dritten: Ich bestreite, daß Gehorsam gegen die Obrigkeit ein politisches Laster schlechthin ist. Ich bestreite, daß Ordnungssinn und Sinn für friedliche Unterordnung gegen eine Autorität ein politisches Laster ist. Der natürliche Sinn für Autorität und Obrigkeit gehört zu den größten Tugenden des Deutschen. Wir wären 1918 mit Sicherheit zugrundegegangen, wir hätten uns völlig ins Chaos aufgelöst, wenn nicht selbst in den revolutionärsten Arbeiter- und Soldatenmassen damals ein solcher Sinn noch bestanden hätte.

Andererseits liegt in diesem lutherischen Pessimismus der Welt gegenüber die Gefahr einer Passivität gegenüber den bösen Mächten dieser Welt, vor denen man in private Gottseligkeit und Ehrbarkeit ausweicht und die man sich selbst überläßt. Luther selbst kämpfte mit großer Energie gegen alle Mißstände, die er in seiner Zeit fand. Er gehört zu den eindrucksvollsten politischen und wirtschaftlichen Kritikern seiner Epoche. Aber seine Epigonen, schon mit Melancthon beginnend, haben sich in der Tat weit hin der Mitverantwortung für die Gestaltung des gesamten deutschen Lebens entzogen und in eine spießige Untertänigkeit hinein geflüchtet: „Welt bleibt Welt“. Das kann gefährlich werden, wenn es dahin mißverstanden wird, daß wir nun den Kampf mit dem Satan aufgeben und uns einfach damit trösten sollen, daß Gott uns retten wird. Es gibt eine unpolitische Haltung der lutherischen Frömmigkeit, die vor allem im 19. Jahrhundert sehr verhängnisvoll in einer engen Verbindung von Thron und Altar hervorgetreten ist. Die evangelische Kirche zeigte damals wenig Verständnis dafür, daß die Nation zur Mitverantwortung an der Gestaltung des öffentlichen Lebens drängte und ließ

sich als eine Art geistlicher Schutzgarde der Monarchie mißbrauchen. Die protestantische Kirche hat im 19. Jahrhundert erschütternde Zeugnisse einer naiven Verbindung von Katechismus, Monarchismus und preußischem Kommiß erblickt lassen.

Wichtig ist der Vergleich mit dem Calvinismus. Der Calvinismus, der nicht mit wohlgesinnten Obrigkeiten rechnen konnte wie Luther, hat von Anfang an mit ganz anderem Ernst und Erfolg als das Luthertum in das öffentliche Leben hinausgewirkt. Er hat auch da, wo er sich durchsetzte, die politische Gemeinschaft ganz wesentlich mitgestaltet. Dafür war er in der Gefahr, einer eigenen kämpferischen Dämonie zu erliegen, d. h. demokratische Freiheitsideen ohne weiteres als christlich zu proklamieren und wohl gar in eine blutige Revolution hineinzutreiben, wie es in den Abarten des Calvinismus im England des 17. Jahrhunderts der Fall gewesen ist. Im Verlauf einer solchen Entwicklung kann Demokratie als eine schlechthin christliche Staatsform empfunden werden, kann es Kreuzzüge geben, wo im Namen Gottes Krieg geführt wird. Zum Glück hat diese Erscheinung, die sich vor allem im 20. Jahrhundert verhängnisvoll ausgewirkt hat, längst in den angelsächsischen und calvinisch bestimmten Ländern eine Gegenströmung hervorgerufen, eine Selbstbesinnung gerade vor allem der amerikanischen Kirchen, die den Kreuzzugsgedanken ablehnen und bekämpfen.

Wir sollten aus allen diesen Erfahrungen lernen, und ich hoffe, daß die evangelische Kirche auch bereits dabei ist, zu lernen. Ich habe gesehen, daß in studentischen Diskussionsgruppen der evangelischen Studentengemeinden, auf Evangelischen Akademien und in Zeitschriften der evangelischen Theologie kaum eine zweite Frage so viel diskutiert wird wie die Frage der christlichen Sozialethik und ihre Begründung: Gibt es auch für die evangelische Kirche eine Möglichkeit, hinauszukommen in die Öffentlichkeit, mitverantwortlich an der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu wirken, ein Salz der Erde zu sein und nicht beiseite zu stehen? Hier ist die Aufgabe des evangelischen Akademikers, sich als christlich gesinnter Mensch in die Verantwortung mit hineinzustellen und nach christlichen Grundsätzen zu handeln, sich dabei klar bewußt zu sein: die Bibel enthält kein politisches Rezept; überhaupt müssen wir der einfachen Weisung von irgendwelcher Offenbarungsurkunde her ent-

behren; wir bleiben auch als Christen immer in der Gefahr des Irrtums, ja der Schuld verstrickt; niemand nimmt uns diese Verantwortung ab. Aber im Vertrauen auf die göttliche Gnade können wir es wagen und den Entschluß finden, politisch zu handeln, auch auf die Gefahr hin, etwas falsch zu machen.

Die Freiheitsideale haben in der deutschen Geschichte keineswegs gefehlt, aber sie sind erschüttert und korrumpiert worden. Es ist viel zu wenig bekannt unter den deutschen Gebildeten, daß wir ja in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine eigene Form von Liberalismus entwickelt haben, der andere Freiheitsbegriffe hatte als der westeuropäische Liberalismus. Diese Freiheitsbegriffe waren von großer Bedeutung. Daß das Wissen um diese Dinge so verschwunden ist, hängt mit der Korruption des deutschen Liberalismus durch den nationalen Machtdrang in der Zeit Bismarcks und später zusammen. Dieser deutsche Freiheitsbegriff geht ursprünglich vom Kantischen Denken aus, d. h. von dem Bewußtsein, daß der Mensch immer als Selbstzweck, nicht als Mittel zum Zweck betrachtet werden muß, und von der sittlichen Autonomie des Menschen, d. h. von der Tatsache, daß der Mensch überhaupt erst zum Menschen wird, wenn er in eine sittliche Gemeinschaft mit anderen Menschen tritt. So wie der Christ kein wahrer Christ ist, wenn er in Isolierung bleibt und nicht zu einer Gemeinde gehört, so ist es im politischen Leben auch. Es gibt einen Gehorsam gegen das Gesetz der Gemeinschaft, der die wahre Freiheit darstellt. Freiheit ist nicht Freiheit vom Staat, außerhalb des Staates, sondern für den Staat, Hingabe für die Gemeinschaft des Volkes. Der Begriff der selbstverantwortlichen Persönlichkeit hat auch im politischen Leben seine große Bedeutung. Im theologischen Durchdenken dieser Freiheitsbegriffe sehe ich eine ganz große Aufgabe evangelischer Akademiker unserer Zeit. Die Philosophie des Kantischen, Fichteschen und Hegelschen Idealismus ist nicht mehr unsere Philosophie, und die Theologie jener Zeit ist erst recht nicht mehr unsere Theologie. Aber es ist etwas Großes, daß der Liberalismus der ersten Jahrhunderthälfte den Menschen attrahiert, im Dienst für das Ganze seine Freiheit zu suchen. Denn die Tendenz moderner Demokratie, zum Demokratismus des reinen Privategoismus zu werden, den Wohlfahrts- und Rechtsstaat nur als ein Mittel gesicherter Bequemlichkeit und Selbstsucht zu betrachten, scheint mir eine

der großen Gefahren unserer Zeit zu sein. Aber diese Freiheitsideen müßten geläutert werden. Die Menschenrechte der amerikanischen Freiheitserklärung ruhen auf der utilitaristischen Philosophie des 18. Jahrhunderts. Insbesondere die Theorie vom Eigentum, die darin eingeschlossen ist, ist entschieden revisionsbedürftig. Ich glaube, es ist eine der wichtigsten Aufgaben gerade unserer Zeit, eine christliche Definition der Menschenrechte zu finden, an Stelle einer utilitaristischen. Und das Ziel, das vor uns steht, ist, das Kräfteverhältnis von Autorität und Freiheit, von Besonderheit und Gemeinschaft zu bestimmen.

Selbstprüfung: Der deutsche Militarismus

Damit komme ich zum zweiten und letzten: zum Vorwurf des Militarismus in der deutschen Geschichte. Ich glaube, ich kann mich hier kurz fassen. Denn es ist ja gerade ein Buch von mir erschienen über das Problem des Militarismus in Deutschland. Es gibt natürlich einen deutschen Militarismus und wir müssen uns dieser Gefahr bewußt sein. Wir müssen uns aber ebenso darüber klar sein, woher er stammt. Unser Nationalbewußtsein ist in der Zeit der Freiheitskriege entstanden, aus einer Art von Kriegspropaganda, die wir selbst in Dichtungen der Freiheitssänger, wie Ernst Moritz Arndt, finden. Im Kampf, freilich auch in der Besinnung auf die Eigenart des deutschen Geistes im Gegensatz zum Welschtum, ist unser Nationalbewußtsein entstanden und hat von daher gewisse kämpferische, militante Züge behalten.

Es kommt aber noch etwas dazu. Die Lage Deutschlands als kontinentaler Staat ist nicht dieselbe wie die der angelsächsischen Länder, die als insulare Staaten in die Geschichte eingegangen sind. Es ist eine andere Lage, in der wir stehen. Wir haben unsere Freiheitsideen und unser Nationalbewußtsein entwickelt in einer Zeit, in der wir uns einen deutschen Staat erst erkämpfen mußten. Wir haben ihn dann weiter entwickelt in einer Zeit, in der wir ihn behaupten mußten gegen von außen drohende Gefahren. Wir leben in einer Welt, in der wir immer in Gefahr sind, weit mehr in Gefahr, als irgendein anderes Volk der Erde. Wir sind uns heute dessen sehr klar bewußt: wir sind auf keiner Insel. Wir können nicht mit Gemütsruhe und Lässigkeit über die Frage der Selbstverteidigung sprechen wie es andere Völker, die

weiter vom Schuß sind, tun mögen. Wir werden deshalb ein stärkeres Bewußtsein davon haben, daß auch der Friedlichste nicht ohne kämpferische Selbstbehauptung auf dieser Welt existieren kann.

Freilich, es ist keine Frage, daß die deutsche Akademikerschaft des vorigen Jahrhunderts in äußerlicher Nachahmung der Lebenssitten eines vorwiegend adligen Offizierkorps viel dazu beigetragen hat, dem gesamten deutschen Leben einen höchst unerhörtlichen „militaristischen“ Anstrich zu geben — eine Tatsache, die mit der radikalen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zusammenhing. Sie hat den Gegensatz zwischen uns und der westeuropäischen Welt ganz unnötig vertieft. Darüber hinaus hat die deutsche Akademikerschaft lange einer Idealisierung und Verklärung des Krieges gekrönt, die sich auch aus dem Erleben der Freiheitskriege erklärt. Die Kriege des 19. Jahrhunderts waren verhältnismäßig beschränkt in ihrer Auswirkung, sie konnten noch empfunden und gedeutet werden als Wettkämpfe sittlicher Energien. Gerade in Deutschland haben wir eine staatsphilosophische Literatur entwickelt, in der die Entscheidung des Krieges als eine Art sittliche Instanz und der sich im Krieg Behauptende als der sittlich Bessere betrachtet wird. Das kann nicht mehr in Frage kommen. Der Krieg ist nicht eine schöpferische Kulturkrise, wie viele Utopisten des 19. Jahrhunderts glaubten, sondern der Krieg ist der große Kulturzerstörer, ja er hebt sich in gewissem Sinne selber auf, wenn er zur Zerstörung der Möglichkeiten irdischen Lebens schlechthin führen sollte. Das ist eine Einsicht, die erst in unseren Tagen gewonnen ist. Es ist falsch, ein Offizierkorps ohne weiteres als eine Gruppe von geborenen Militaristen anzuschauen. Diese Vorstellung, die im zweiten Weltkrieg so verhängnisvoll geworden ist, hat ihre sachliche Begründung eigentlich vor allem im ersten Weltkrieg erfahren. Ludendorff und die oberste Heeresleitung haben oft alle politische Leitung lahmgelegt, weil ein maßloser kämpferischer Ehrgeiz hier an die Stelle politischer Vernunft trat. Es ist die Einseitigkeit eines militärtechnischen Denkens, die zur Gefahr werden kann.

Aber der zweite Weltkrieg hat uns gezeigt, daß auch Generale gegen den Krieg kämpfen können. Die Führung unserer Armee arbeitete ständig gegen den Krieg und gegen seine Ausbreitung, nicht deshalb bloß, weil er ihr aussichtslos erschien, sondern vor allem deshalb, weil

sie ihn für ein Unrecht hielt. Dieser Überzeugung sind ja dann auch große Opfer an Leben und Ehre gebracht worden. Seltsam ist das Schauspiel, das sich hier begab: Generale kämpfen gegen den Krieg, und der bürgerliche Militarist setzt ihn doch durch. Es wurde uns in Deutschland gepredigt, alle große Politik sei letztlich ein Kampf um Lebensräume. Die darwinistische Vorstellung, daß wie in der Tierwelt so auch in der Menschenwelt alles Leben ein Kampf um die Existenz sei und daß nur der Starke überlebe, hat sich auch hier verhängnisvoll ausgewirkt. Mit Säbelrasseln und drohenden Reden hat vor 1914 vor allem die altdeutsche Bewegung, die sich dann im Nationalsozialismus fortsetzte, Politik machen zu können geglaubt. Wir sollten lernen, daß es auch eine Politik der friedlichen Verständigung gibt. Vielleicht liegt es an der außerordentlich starken Vitalität des deutschen Volkes, daß es eine so kämpferische Gesinnung hat. Die ungeheure Vitalität des deutschen Volkes hat die Welt überrascht. Aber die Kehrseite dieser Vitalität ist eine gefährliche Ungeduld. Wir werden besonders darauf zu achten haben, die Lebensrechte anderer Völker anzuerkennen und nicht bloß uns selber zu sehen.

Die Aufgabe

Damit komme ich zum Schluß. Heute ist die deutsche Macht gebrochen. Deutsche Machtpolitik im alten Sinne kann es überhaupt nicht mehr geben. Sie hat keine Zukunft mehr. Es ist anders als nach dem ersten Weltkrieg. Damals empfand jeder deutsche Gebildete die Entscheidung von 1918 als ungerocht und drängte darauf, recht bald wieder zur Gleichberechtigung unter den Völkern der Erde und zu neuer Macht zu gelangen. Wer die Geschichte recht versteht, muß sagen, daß es damit aus ist, und zwar für immer. Es gibt die beiden großen Weltmächte und einen schmalen Raum dazwischen, einen beängstigend schmalen Raum, der sich Deutschland nennt. Dieser Raum ist, solange nicht Deutschland endlich wieder vereinigt wird, nicht breiter als drei Autostunden. Was soll da Machtpolitik? Dieses nüchterne Faktum muß man ja sehen. Und selbst wenn der Raum sich verbreitern sollte: Machtpolitik europäischer Großmächte im Stil des 19. Jahrhunderts ist in diesen engen Räumen ausgeschlossen. Damit wird auch unsere Aufgabe verändert. Die Aufgabe unseres Patriotismus kann nicht mehr sein:

Stolz auf nationale Größe, auf kriegerischen Ruhm, auf Macht und Geltung in der Welt. Es hat keinen Sinn, sich gegen diese Einsicht zur Wehr zu setzen. Gott hat es so gewollt. Er hat es entschieden. Und er muß wissen, weshalb. Es ist unvorstellbar, daß die Vergangenheit erneuert wird. In diesem Sinne gibt es keine Wiederherstellung der Vergangenheit. Deutschland hat eine Aufgabe überhaupt nur noch im Ganzen einer europäischen Gemeinschaft. Allein hat es keine Bedeutung.

Ist das nun Resignation, ist das das Ende eines gesunden Nationalbewußtseins? An dieser Stelle pflegen die meisten Redner dann von den großen Kulturaufgaben zu sprechen, die uns noch bevorstünden, und uns zu ermahnen, daß wir uns doch betätigen auf dem Gebiet der Wirtschaft und der Geisteskultur. Gut und recht. Aber ich spreche hier von Politik. Vom Staate rede ich. Ist dieser Staat nur noch Resignation? Ich sage nein. Wer die Geschichte der deutschen Widerstandsbewegung genau studiert und sieht, daß es nicht weniger als zehn Ansätze zu Attentaten gegeben hat, die alle an unberechenbaren Zufällen scheiterten, der hört auf, von Zufällen zu sprechen, der spricht von Fügung. Wir sollten in diesen Abgrund stürzen. Ich kann es nicht anders verstehen. Aber warum sollten wir es? Unser Schicksal ist furchtbarer als irgendein Schicksal unserer Vergangenheit, auch als das einer anderen Nation. Vielleicht sollen wir doch darin eine Herausforderung Gottes an uns sehen. Was will er denn von uns? Vielleicht führt er uns in schwerere Nöte als irgendein anderes Volk, weil er von uns größere und bessere Lösungen erwartet.

1. Eine totale, unendlich starke Autorität ist zertrümmert. Die Aufgabe, eine neue Autorität aufzurichten und sie ins rechte Verhältnis zur Freiheit zu setzen, ist so schwer, daß ich selbst im letzten Kriegsjahr geglaubt habe, sie sei unlösbar geworden. Aber sie ist nicht unlösbar. Vielleicht sind wir berufen, diese Probleme, die die neuere Geschichte dauernd beschäftigt — Autorität und Freiheit, wirkliche Gemeinschaft sowohl im Innern des Volkes wie unter den Völkern — besser und tiefer zu lösen als früher.

2. Die sozialen Nöte, die über uns hereingebrochen sind, sind furchtbarer als die irgendeines anderen Landes: 9 Millionen Flüchtlinge, unzählige Bombenzerstörungen,

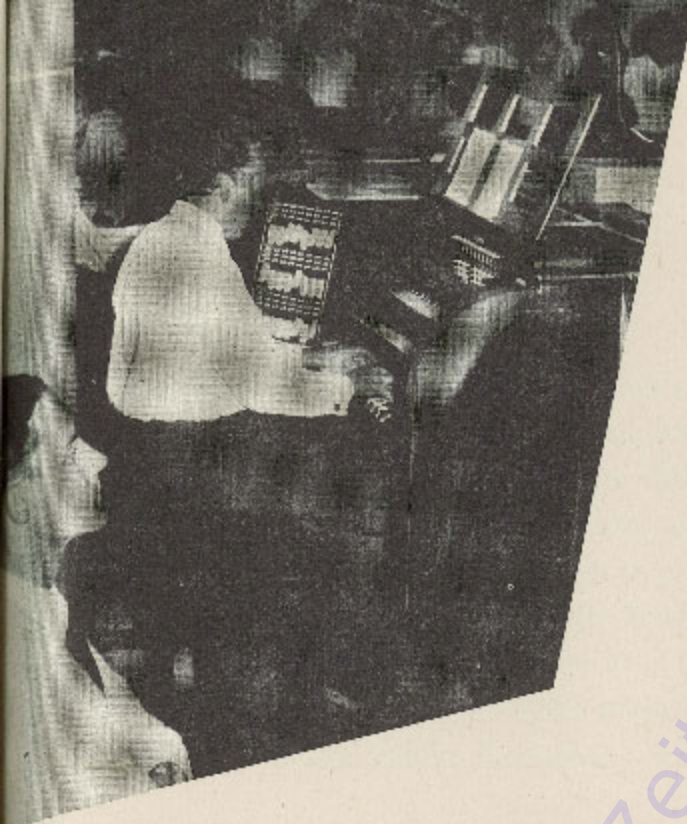
ein Heud ohne Maßen. Warum das? Was sollen wir daraus entnehmen? Vermutlich doch die Aufgabe, eine echte Volksgemeinschaft zu bilden. Unsere Demokratie ist nur möglich als eine Demokratie der Liebe. Demokratie ohne Liebe ist etwas Furchtbares. Was Demokratie ohne Liebe ist, haben wir im Hitlerreich erlebt. Das war auch Demokratie, auch da wurden die Massen in Marsch gesetzt, aber zur Vernichtung. Demokratie der Liebe, das heißt Lösung sozialer Aufgaben mit einem größeren Eifer als irgendwo sonst.

3. Deutschland steht unter einem ungeheuren politischen Druck, unter einem größeren politischen Druck als irgendein anderes Land in Europa, das noch die Freiheit genießt. Sollten wir daraus nicht die Aufforderung entnehmen, uns als Vorkämpfer einer europäischen Gemeinschaft zu bewähren? Das ist eine große und schöne Aufgabe. Mit irgendwelchen „Führungsansprüchen“ hat sie nichts zu tun. Es handelt sich um eine ständige Verpflichtung.

4. Es gibt, im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, kein Sicherheitsgefühl mehr. Wenn ich an die Tage meiner Jugend denke, an die Zeit von 1914, dann erscheint sie mir heute wie eine goldene Zeit, eine unendlich schöne Zeit gesicherter Existenz. Die heutige Menschheit, besonders die deutsche Menschheit, lebt in beständiger Daseinsangst. Unsere Philosophie weiß ja von nichts anderem mehr zu reden als von der Daseinsangst. Diese Daseinsangst überschattet jeden Tag vom Morgen bis zum Abend. Wer ihr nicht erliegen will, der muß sie überwinden. Es gibt aber eine Möglichkeit, die Daseinsangst zu überwinden. Es kann Wunder wirken, wenn man durchstößt durch die Schale des Irdischen im gläubigen Vertrauen auf den Lenker der Geschichte, der seine Vaterhand über uns hält. Tiefer gebeugt als irgendein anderes Kulturvolk Europas sind wir, denke ich, auch stärker und unmittelbarer als alle aufgerufen, diesen Halt zu suchen. Eine moderne Nation als ganze wird niemals wieder christlich sein. Sie war es übrigens nie, auch im Mittelalter nicht. Die Christenheit ist, wie Luther gesagt hat, immer der kleine Haufen. Aber es ist unendlich wichtig, daß dieser kleine Haufen sich um einen festen Kern zusammenschließt, auch innerhalb der deutschen Bildungswelt. Und das ist Ihre Aufgabe.

25-2488-51

Die Evangelische Studentenkantorei
unter Leitung von Prof. Dr. Kellertat sang Werke
von Schütz, Bach und Willi Burkart



Institut für Zeitgeschichte - Archiv

An jenem Tage verließ Jesus das Haus und setzte sich an den See. Und es versammelte sich eine große Volksmenge bei ihm, so daß er in ein Schiff stieg und sich setzte; und alles Volk stand am Gestade. Und er redete zu ihnen vieles in Gleichnissen und sprach: Siehe, der Säemann ging aus, um zu säen. Und indem er säte, fiel etliches auf den Weg, und die Vögel kamen und fraßen es auf. Anderes fiel auf den felsigen Boden, wo es nicht viel Erde hatte, und es ging sogleich auf, weil es nicht tiefe Erde hatte; als aber die Sonne aufging, wurde es verbrannt; und weil es nicht Wurzel hatte, verdorrte es. Anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. Noch anderes fiel auf den guten Boden und brachte Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig. Wer Ohren hat, der höre!



Hugo Maser war seit 1950 Studentenpfarrer in Münden.
Jetzt ist er Rektor des Predigerseminars der Bayrischen Landeskirche in Bayreuth.

Das Reich Gottes wächst. So lautet unser Thema. Wächst es wirklich? Wir haben doch alle den Eindruck, daß die Gefahren wachsen und die Schwierigkeiten, im privaten wie im öffentlichen Bereich, der Philosophie der Lebensangst gesprochen. Heute heißt es: das Reich Gottes wächst. Und ausgerechnet dieses Gleichnis soll uns die Behauptung glaubhaft machen.

Wenn ich ehrlich sein will: mich stört zuweilen schon der idyllische Rahmen. Welch unsagbar große Sache ist es doch um Gottes Königtum! Es ist eine Gefahr, wenn man dies Wort so oft in den Mund nimmt, daß es nur ein Begriff unter anderen wird. Gott herrscht, Gott schafft Gerechtigkeit, Gott ist gegenwärtig, und diese Gegenwart bringt das Leben in Ordnung, heilt und erfüllt alle Existenz mit Sinn und Freude. So muß man doch Gottes Königtum, Gottes Regiment beschreiben. Und hier nun dieser bescheidene, kleinstädtische Zuschnitt!

Überlegen wir uns einmal, wie im Feuilleton einer guten, gepflegten Zeitung über das berichtet würde, was hier geschieht. Da würde wohl zunächst mit leiser, spöttischer, spritziger Überlegenheit von den unbekümmerten Lebensäußerungen des einfachen Volkes erzählt werden: wie das Städtchen Kapernaum auf kleine und große Neuigkeiten und Sensationen erpicht, schaulustig, neugierig sich drängt, wie man es in unbefangener Improvisation so einrichten kann, daß der Meister vom Kahn aus spricht, bildhaft, schlicht, nachdenklich, wie es oben nur eine meditative und seelisch noch unverbrauchte Zeit vermag; und dann würde vielleicht der Bericht mit einer leisen Resignation ausklingen: So unbekümmert, einfältig und unverbraucht sind wir ja nicht mehr. — Aber trotz allem, ein sehr bescheidener Zuschnitt, eine

Idylle. Und Gottes Reich...? Sind das nicht zwei allzu verschiedene Größen? Jagt der nicht einer Illusion nach, der beides miteinander verbinden will?

Doch von Illusionen ist Jesus hier offenbar weit entfernt. Seine Worte sind erschreckend nüchtern. „Siehe, es ging ein Sämann aus, zu säen, und indem er säte, fiel etliches auf den Weg, etliches auf das Steinige, etliches unter die Dornen.“ Jesus täuscht sich nicht. Wenn er aussät, ist der normale Erfolg seiner Predigt der Mißerfolg. So sät kein Sämann. Goethe hat sicher recht gesehen, wenn er, erschrocken und fast ein wenig ärgerlich über die Lebensunfähigkeit der christlichen Religion, am Ende von Ilmenau sagt:

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
nicht schwankend hin, wie dieser Sämann ging,
daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.
Nein! Streue klug wie reich mit männlich steter Hand
den Segen aus auf ein gedankt Land.

Jesus weiß, daß er dort sein Söwerk aufnimmt, wo ein anderer es sich nicht mehr leisten könnte. Und er malt nicht zu schwarz. Die Wirklichkeit seines Lebenswerkes ist noch viel dunkler. Das gleiche Volk, das sich hier um ihn drängt, um ihn zu hören, wird bald reden und eine schreckliche Antwort auf diese Predigt geben: „Kreuzige, kreuzige ihn.“ Nicht nur der Same seines Wortes kommt nicht zur fruchttragenden Reife, sondern über die Person des Sämanns selbst kommt die Katastrophe. Was soll dieses Königtum der göttlichen Wahrheit, das er verkündigt und zuletzt noch einmal vor die Augen des Realpolitikers Pilatus stellt? Man wird ihm sehr bald zeigen,

daß jene drei Nägel, die man für eine Kreuzigung braucht, realer, entscheidender, wirkungsvoller, politisch relevanter sind als alles, was sein Mund gekündigt.

Wir wollen das nicht bloß einen wirkungsvollen Hintergrund sein lassen für all das, was wir jetzt noch miteinander bedenken. Es ist und bleibt die Not der Christenheit, die jedem von uns immer wieder zu schaffen macht. Der normale Erfolg der Predigt des Evangeliums ist der Mißerfolg. Wer unter uns hätte sich nicht schon darüber geärgert? Jesus weiß das alles. Und trotzdem endet das Gleichnis mit jenem Satz, den ich nur mit dankbarem Staunen immer wieder hören kann: „Etlliches fiel auf ein gutes Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.“ D e n n o c h wächst Gottes Reich.

Es wächst allerdings in besonderen Kategorien und Dimensionen, die vielleicht nicht sofort vor unser aller Augen stehen. Gottes Reich wuchs damals, als Jesus in Galliläa predigte. Aber wie? Als sich die Volkshaufen verlaufen hatten, blieb bei ihm die kleine Jüngerschar. Woher kam sie? Wir werden gut tun, uns ganz schlicht an die Gründe zu halten, die das Evangelium selbst angibt: Jesus berief sie nach seinem souveränen Willen, heißt es da. Und sie erkennen den Herrn nicht aus den Möglichkeiten von Fleisch und Blut, sondern weil ihnen Gott, der Herr, die Augen geöffnet hat. Da fällt kein Wort von Leidenschaft und Enthusiasmus, von Romantik und Idealismus, kein Wort von Nibelungentreue und Fingerspitzengefühl. Des Reich Gottes wuchs, weil in Jesu Rede der Geist Gottes geheimnisvoll und dennoch unwiderstehlich am Werke war.

Und das Reich Gottes wuchs — und wuchs wohl am kräftigsten — am Karfreitag, gerade in jenen Stunden, da der Herr von allen verlassen am Kreuze hing. Es wuchs damals mit Gewalt in die Tiefe, in jene entscheidende, wenn auch uns unsichtbare Dimension. Sämänn und Same waren in jener Stunde identisch, und niemals wird es so deutlich wie in dieser Lage: In der Person Jesu kommt das Reich Gottes, da er selbst sich als Same einsetzt in die Erde. Jetzt erwächst Frucht.

Und Gottes Reich wuchs, da am Tage der Pfingsten die Gemeinde versammelt war. An diesem Tag zerschlug sich freilich zugleich allerlei an Hoffnungen und Wünschen der Jünger, die immer noch auf die politische Schlüsselstellung ihres Volkes, auf Macht und Größe ge-

hofft hatten. Und nun mögen es viele zunächst negativ empfunden haben: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr“ (Sach. 4, 6).

So wächst Gottes Reich. Auch in unseren Tagen. In besonderen Dimensionen und Kategorien, in einer uns bisweilen belastenden Indirektheit. Denn das sind doch Worte, an denen wir immer wieder herumräteln müssen, Worte, die uns im Grunde fremd sind: „Geist Gottes, Wort Gottes, die Person Jesu, die Gemeinde!“ Was sind das für Wirklichkeiten? Man kann sie so schwer zeigen, demonstrieren. Und dennoch: Das Reich Gottes wächst als ein Wunder Gottes. Das Wunder zeigt sich daran, daß das Entscheidende nicht aus menschlicher Entwicklung heraus zu begreifen ist. Das Wort ist und bleibt ein fremder Same. Wir können ihn nicht aus unseren Scheuern holen oder etwa so züchten, daß er uns zu Händen wäre. Gottes Reich bleibt immer ein fremdes Reich für diese Welt.

Darum kann man von einer christlichen Welt und von einem christlichen Abendland nur in einem sehr abgeleiteten Sinne sprechen. Gewiß, es gibt eine Segensgeschichte des Evangeliums in dieser Welt, gerade auch in der abendländischen Welt. Aber jene allzu direkte Theologie der Statistik, die etwa jene armenigen elf Jünger des Himmelfahrtstages und ihren schweren Missionsbefehl mit den vielen Millionen verglich, die heute dem Christentum tragen, vergaß, daß Gottes Reich doch etwas anderes ist als ein wohl funktionierendes Kirchenwesen. Nein, keine Entwicklung garantiert die Ernte.

Freilich, man wird die Entwicklungslinie auch nicht in die negative Seite ausziehen dürfen. Man darf auch nicht sagen, daß etwa das 20. Jahrhundert vom Reich Gottes weiter entfernt sei als die apostolische Zeit, die ersten Jahrhunderte. Jede Zeit ist unmittelbar zum Reich Gottes. Das Wachsen des Gottesreiches, von dem wir heute reden müssen, ist ein tägliches Wunder, so wie dem antiken Menschen das Wachsen der Saat niemals als Entwicklung, sondern als ein täglich neues Wunder erschien. Das Wachsen des Gottesreiches ist kein Größerwerden nach unseren Maßstäben. Es läßt sich nicht planen. Es ergibt sich nicht, wenn die Offendlichkeit christlich aufgesogen oder mit dem Programm des „social gospel“ erfüllt wird. Es ist eine Gabe aus Gottes Hand.

Das Wachstum des Reiches Gottes ist ein ganz verborgenes Wachstum. Welcher Christenmensch hat nicht schon darunter gelitten; welcher rechtschaffene Theologe unter uns hätte nicht schon Stunden gehabt, wo er etwas auf den Handwerker, auf den Wirtschaftler, auf den Architekten neidisch war. Denn die können doch nach Wochen und Monaten redlicher Arbeit und sauren Fleißes erleichtert sagen: Das habe ich zuwege gebracht; hoc ego feci. Aber gibt es etwas Unscheinbareres, Zerbrechlicheres, Vergänglicheres als Gottes Wort? Wer mit dem Wort umgehen muß, ist immer in Gefahr. Menschliche Worte kann man manchmal aufhaken mit der Leidenschaft einer Idee, mit dem Fanatismus der Masse. Aber Gottes Wort ist grazil, ganz und gar nicht aufbläbbar. Es will in das Herz des Menschen einsinken, damit es dort ruhe, langsam in der Stille wachse und Frucht trage in einem geduldigen Leben.

Und doch: Neben Stein und Weg und Dorn ist fruchtbares Land, das über das menschliche Maß hinaus Frucht bringt. Warum? Weil Gottes Königtum nie ohne Gottes Volk sein kann. Denn so spricht der Herr: „Das Wort, so aus meinem Munde geht, soll nicht wieder leer zurückkommen, sondern tun, was mir gefällt.“ Und wenn es auch nur Hirten auf dem Felde sind, die dem Kind in der Krippe zu Beifolchem huldigen, es gehört das Volk zum König. Auch hier, auch heute.

Was heißt das? Das heißt auf der einen Seite, „daß das Reich Gottes das ganz Andere, das schlechthin Überweltliche und Gegenweltliche ist“ (K. L. Schmidt). Man darf das aber nun nicht als ein philosophisches „Totaliter-Afiter“ verstehen. Das Reich Gottes ist keine civitas platonica, wie die Reformatoren zu sagen pflegten. Es gehört der jeder Thesis und Antithesis überlegenen Kategorie an, nämlich der Kategorie des göttlichen Wunders. Es ist ganz von fern her, ganz überweltlich, ganz fremd, nicht eine Sache der innerweltlichen Entwicklung — doch es ist zugleich eine Wirklichkeit mitten unter uns. Alle meine Analogien, die ich zur Verfügung habe, versagen hier. Und dennoch, es gibt auf dieser Welt ein Wachsen und ein Fruchtbringen. Es gibt, wie es in der Auslegung dieses Gleichnisses beim Evangelisten Lukas heißt, Menschen von Fleisch und Blut, „die das Wort Gottes hören und behielten in einem reinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld“.

Die Theologen haben natürlich recht, wenn sie nun sagen, daß gerade der Geduldige seine ihn quälende Ungeduld vor Augen haben wird, der wahrhaft Standhafte die Anfechtung, das gute Herz die schweren Fehler. Der Fruchtträger weiß um die Zweideutigkeit jeder menschlichen Tat: „Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben.“ Und es wird daher ein redliches Staunen sein, wenn Gott der Herr sich zu solchem zweideutigen Tun bekennen wird und es als Frucht ansehen will. Aber das darf uns nicht dazu bringen, daß wir nun eine Theologie der Negation treiben. Laßt uns lieber miteinander staunen und miteinander darüber Freude haben, daß Gott den Acker in seinem Sohn gesegnet und bereitet hat zum Erntefest. Christliche Botschaft und eine Wollust am Negativen haben nichts miteinander gemeinsam!

Und darum mag mir heute der nicht ungefährliche Versuch gestattet sein, in aller Vorläufigkeit nach den Zeichen der Trete Gottes Ausschau zu halten, die zwischen Saat und Ernte stehen. Ich weiß das auch, daß ein großer Unterschied sein wird zwischen Saat und Ernte, zwischen der Zeit des Glaubens und der Zeit des Schauens. Solche Zeichen können keine Zeichen der Ernte in ihrer Erfüllung sein und keine Beweise, die evident sind. Aber vielleicht sind sie Anzeichen, daß die harte Kruste dieser Welt eine neue Saat trägt.

Wir denken doch manchmal mit Betroffenheit und Staunen daran, daß das säkularisierte 20. Jahrhundert wahrscheinlich das Jahrhundert ist, das bisher am meisten Märtyrer für Christus gebracht hat. Gottes Reich wächst, wenn uns auch die Dimensionen vielleicht gar nicht gefallen. Man hat sogar schon wagen können, das 20. Jahrhundert das Jahrhundert der Kirche zu nennen. Das könnte, wenn es stimmt, auf keinen Fall heißen, daß die Massen nun der Kirche zufallen oder auch nur zufallen sollen. Sondern es könnte, wenn es stimmt, nur eine Zeit der Schmerzen und der Gefährdungen bezeichnen, genau das Gegenteil von dem, was unsere Väter sich als christliche Welt vorgestellt haben. Es wäre aber immerhin eine Sache, die in die Welt eingreift, fremd und unbegreiflich, störend und aufregend.

Das hören wir aus dem Gleichnis auf alle Fälle, daß immer wieder Frucht kommt. Diese Frucht wächst zuweilen aus kleinstem Samen, aus bescheidensten Anfängen. Vor einer Woche habe ich zufällig in unserer bayerischen Kirchengeschichte gelesen, wie zu Beginn des

vorigen Jahrhunderts in einem Dorfe Südbayerns ein junger Kaplan am Sterbebett einer Bäuerin saß und versuchte, ihr zu helfen. Sie antwortete ihm: „Wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit hin sterben würde, so wüßte ich gewiß, daß ich verdamm't würde. Aber auf Jesus, meinen Heiland, kann ich getrost sterben.“ Von diesen Worten wurde der junge Mann so bewegt, daß er es einigen seiner Freunde schrieb. Der bekannteste unter ihnen hieß Goßner. Von diesem kleinen Kreis katholischer Kapläne hörte 1816 durch Zufall der bekannte Jurist Savigny in Berlin und sagte einem seiner jungen Freunde: „Schau doch einmal nach diesen merkwürdigen Leuten! Der Mann hieß Adolf von Thadden-Trieglaff. Er reiste, und der Sommer 1817 bedeutete eine entscheidende Station seines Lebens. Fast gleichzeitig war dort eine Frau namens Anna Schlatter, die in der Schweiz von diesem Kreis gehört hatte.

Diese Begebenheiten sind so schlicht und primitiv, daß man sich fast nicht getraut, sie zu erzählen. Aber Sie kennen ja wahrscheinlich so viel Kirchengeschichte, um zu wissen, was die drei Namen Goßner, von Thadden-Trieglaff und Schlatter für die deutsche Kirche bedeuten. Ähnliche Beispiele lassen sich zu Hunderten finden. Ich wollte Ihnen ursprünglich davon erzählen, wie Löhe in Neuendettelsau im Jahre 1841 auf schlichteste Weise begann, zwei Handwerker als Pfarrer nach USA zu senden und wie aus diesen Anfängen nun ein wichtiger Baum evangelischen Lebens in Amerika entstanden ist.

Was soll das alles? Zwei Dinge möchte ich Ihnen ganz schlicht damit sagen. Zunächst: keiner von uns weiß, was Gott gerade durch ihn und seine Lebensgeschichte schaffen will. Dieser junge Kaplan wußte es ganz bestimmt nicht. Es gibt einen unerträglichen geistlichen Hochmut, es gibt aber eine nicht weniger verderbliche geistliche Bescheidenheit. Unser Tan reicht weiter, als wir sehen. Es reicht bis in die Ewigkeit. So wie der Brudermörder Kain mit Schrecken hören muß: „Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde“, so heißt es auf der andern Seite aus dem Mund des Königs im Weltgericht: „Was ihr getan habt dem Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan.“ Manche kleine Entscheidung in unserem Leben und im Leben der Völker wird erst viel später deutlich als eine in neue Richtungen weisende Weichenstellung. Wir dürfen und sollen uns ernstnehmen. Jeder!

Und die andere Lehre dieser Anekdote liegt für mich darin, daß es beim Wachsen des Reiches Gottes nicht so sehr und nicht primär um Positionen und Institutionen geht, sondern um die Herzen der Menschen, die der Herr des Himmelreichs beschlagnahmt hat. Die Schlüsselstellung in dem Weltkampf zwischen der Herrschaft Gottes und der Herrschaft des Satans ist des Menschen Herz, und der Besitz dieser Zitadelle entscheidet über weite Räume.

Was ich jetzt gesagt habe, ist ganz und gar mißverständlich. Man könnte das verstehen als einen Lobpreis der Innerlichkeit, als den Rückzug auf das menschliche Seelenleben. Das ist gewiß nicht gemeint. Man könnte es auch verstehen als eine Abwertung der Form, in der solche Entscheidungen dann Gestalt gewinnen müssen. Auch so ist es nicht gemeint. Gerade in meinem jetzigen Amt in einem Predigerseminar muß ich mir immer von neuem mit meinen Leuten darüber Gedanken machen: Wie kommt es zu Form und Gestalt? — Vermutlich ist in dieser „ehrwürdigen“ Heidelberger Festhalle oft das Studentenlied gesungen worden: „Das Haas mag zerfallen, der Geist lebt in uns allen.“ Ein dummes Lied! Wir sind nicht romantisch genug, um zu meinen, daß es formlos zugehen könne, und nicht idealistisch genug, um uns mit einer reinen Innerlichkeit zu begnügen! Aber wir wollen die Schritte in der rechten Reihenfolge machen. Zuerst geht es um den Besitz des Herzens der Menschen. Es geht um die Frage, wer uns reitet, wie Luther sagt, der Herr oder der Satan. Und dann geht es um die Formwerdung, um die Auswirkung. Nicht wahr, wenn ich Thaddon-Trieglaff und Deutscher Kirchentag sage, dann nenne ich doch auch ein Politikum ersten Ranges. Und so kann die Entscheidung eines Menschenherzens ein Politikum ersten Ranges werden.

Es geht also z u n ä c h s t um die Frage, ob der Same des Wortes Gottes Stein oder Boden findet, ob unter Menschen das Wort von der Vergebung zu einer Realität wird, ob wir uns miteinander auf dem Weg wissen hin zu Gottes Gericht, ob wir uns in gemeinsamer Gefährdung und Verheißung füreinander verantwortlich fühlen. Und dann kommen die wichtigen sekundären Fragen nach der offiziellen Anerkennung, nach dem Öffentlichkeitsauftrag der christlichen Religion, nach der Ausformung des Kirchenwesens. Uns muß bei unserem Text vor allem die erste Frage bewegen, die nach unserem

Herzen zielt: „Vierfach ist das Ackerfeld, Mensch, wie ist dein Herz bestellt?“ Das Reich Gottes wächst – wächst es auch in deinem Herzen?

Die Darstellung des vierfachen Ackerfeldes meint sicher nicht vier Typen, ähnlich etwa den menschlichen Temperamenten, die man fast biologisch trennen kann. Es ist auch nicht eine Frage der Antenne für religiöse Fragen nach unseren natürlichen Gegebenheiten, sondern es sind die verschiedenen Möglichkeiten unseres Lebens. Genau genommen muß es heißen: Es sind unsere menschlichen Möglichkeiten des Versagens und das von Gott gewirkte Wunder der Bewährung. Das ist logisch nicht ausgleichbar, versuchen Sie's gar nicht. Es geht um die Schuld des Versagens und um die Gnade des guten und feinen Herzens. Wir hören das Evangelium: „Das Himmelreich ist herbeigekommen“ – und es wird Wirklichkeit, der Herr selbst hat den Anfang gemacht. Er hat das, was unmöglich war, unter uns wirklich gemacht. Darum gibt es jetzt in unserem Leben Jahre der Entscheidung. Wer Ohren hat zu hören, der höre im Blick auf diese göttliche Möglichkeit! Nur so können wir jetzt jene Selbstprüfung üben, die danach fragt, was in uns das Reich nicht kommen lassen will.

Jesus sagt: „Indem er säte, fiel etliches auf den Weg; da kamen die Vögel und fraßen es auf.“ Das ist nicht verwunderlich. Angesichts der Inflation des Wortes, die uns neben all den andern Inflationen des 20. Jahrhundert gebracht hat, schirmt sich der Mensch innerlich gegen jede Botschaft, gegen jedes Wort ab. Täglich ergießt sich über uns ein Sturzbach des Gesprochenen, des Geschriebenen, des mechanisch übertragenen Wortes. Angesichts des Tonbands, angesichts all dieser tausend schrecklichen Möglichkeiten, machen wir es wie die Erde; wir lassen alles an uns herunterlaufen, angelangen von der Vorlesung bis zur Reklame. Wer wäke nichts vom Segen des Abschaltens? Doch wir stehen in der Gefahr, auch dort abzuschalten wo wir nicht abschalten dürfen, wo das Wort Jesu lebendig werden will, wo es in uns eindringen, unsere Herzen bewegen will.

Luther redet von diesen Dingen schon vor der Zeit des Mikrofons auf eine überraschende Weise. Er meint, daß zwei Sorten von Menschen hier besonders gefährdet sind, zwei Sorten, die sich diametral entgegengesetzt sind: der gedankenlose Pöbel, der auch das Wort Gottes zur Hintagsfliege der Sensation macht, und der Wissen-

schaftler und Gelehrte, der alles zum Problem, zur wissenschaftlichen Frage umwandelt. Da wird dann auch das Wort Jesu vom Intellekt und Gedächtnis so lange bearbeitet, bis eine neue Denkaufgabe, ein neues Examen, ein neues Problem auf uns zukommt. „Etliches fiel auf den Weg, da kamen die Vögel und fraßen es auf.“

„Und etliches fiel auf das Steinige, wo es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf; als aber die Sonne aufging, ward es dürr.“ Dieses Bild meint eine dünne Ackerkrume über dem gewachsenen Fels. Vom Samen zur Frucht ist ein weiter Weg. Auch im Christenleben ist die Zeit nach der Blüte, die Zeit, wo man eigentlich kaum etwas sieht, die wichtigste Stufe. Am zweiten Schritt scheitern wir am häufigsten. Es ist jener Bereich, den man mit den biblischen Worten „bleiben, sich bewähren, Geduld haben, ausharren“ unschreiben mag.

Wie sieht diese Krise wohl für einen Studenten aus? Lassen Sie es mich so speziell auslegen. Wenn ich recht sehe, dann nimmt man zunächst auch die Dinge des religiösen Bereichs gern in sich auf. Sie gehören offensichtlich zur Fülle eines wachen Lebens. Man gehört gern zur christlichen Gemeinde und Gemeinschaft, um das eigene Weltbild durch die existenziellen Grenzfragen des Lebens zu vertiefen oder um in der Studentengemeinde ein Gegengewicht gegen die einseitige Beanspruchung unserer rationalen Kräfte im Studium zu haben. Hier ist der Lebensraum, in dem auch die Kräfte des Gemüts gepflegt werden. Da kommen die fruchtbarsten Impulse christlicher Lehre in unser Denken. Da kommen die erzieherischen Faktoren evangelischer Ethik zur Wirkung. Das alles bereichert unser Leben. Wer wollte das leugnen? Aber dann kommt der Augenblick, wo die Nachfolge Jesu Christi nicht mehr unmittelbar bereichert, wo Dienst verlangt wird, ein Dienst, der unserer Persönlichkeit nicht mehr die Selbstentfaltung erlaubt, sondern die Selbsterleugnung auflegt. Das wird dann langweilig. Da werden Verzicht nicht nur materieller Art verlangt. Dann kommt die Krisis. Man wächst dann, so heißt es, über die Episode der christlichen Gemeinschaft hinaus. Sie hat einem viel gegeben, und man denkt mit der Zähre der Wehmut und der Sentimentalität an diese herrlich schönen Zeiten gern zurück. Aber man wächst darüber hinaus.

Damit ist genau der gleiche Vorgang beschrieben auf den Jesus abzielt. Er gebrauchte nur andere Worte. Er sagt: „Und da es nicht Wurzel hatte, ward es dürr.“ Matthäus gibt eine noch tiefere Erklärung, er folgt in ganz andere Tiefen hinab. Da heißt es etwa, daß die kritische Zeit „die Zeit der Trübsal und der Verfolgung“ sei. Vielleicht müßten wir jetzt sehr ernst miteinander im Blick auf Geschichte und Gegenwart vom erschütternden Versagen eines Glaubens reden, der sich immer noch auf sich selbst und nicht auf Gott verließ. Verfolgungszeiten, die uns zeitlich und räumlich nicht ferne sind, sind unerbittliche Zerreißen für die Echtheit unseres Glaubensgehorsams. Aber darüber wird man besser von Mensch zu Mensch sprechen.

Die meisten von uns sind wohl von jener viel geringer erscheinenden Gefährdung angefochten, die Religion zu einem Mittel der Selbstenfaltung ihrer Persönlichkeit zu degradieren. Es gilt aber die Allüren des Sonnenkönigs abzulegen, der sich den Spiegelssaal schuf, um von allen Seiten nur sich und sein Bild zu sehen und, tausendfältig veräußert, sich immer bei sich selbst zu sein. Doch das ist sehr schwer! Darum sprachen wir am Anfang davon, daß der normale Erfolg des Wortes Gottes der Mißerfolg ist.

Und noch einmal läßt der Herr an: „Etlliches fiel unter die Dornen, und die Dornen erstickten es.“ In der Erklärung des Gleichnisses, die Lukas gibt, steht hier von den Sorgen dieser Welt und von dem Betrug des Reichtums. Wir stellen uns dabei vielleicht recht extravagante Dinge vor. Aber in Wirklichkeit handelt es sich um wohlbekannte Erscheinungen unseres Lebens. Kaum ist man dem Druck des Examsens entronnen, da wird man hineingenommen in den Konkurrenzkampf, man ist überlastet durch die Umstellung von der Theorie in die mühsame Welt der Praxis. Wozu hat man denn noch Zeit? Es dauert ja lange Jahre, bis man für sich und bald noch für die Familie eine Existenzgrundlage geschaffen hat. Man fragt sich dabei zuweilen, wie frühere Generationen überhaupt noch Zeit hatten für ihre großen Ideale. Und über allem wachsen die Dornen auf. Es bleibt so viel liegen: Unwichtiges, Halbwichtiges, Wichtiges, Lebenswichtiges. Es erstickt so viel, ganz lautlos. Man merkt es kaum. Auch die Pflänzlein sind dabei, die aus einem frommen Hören des Wortes Gottes erwachsen sind. Was hilft aber dann die schönste Blüte?

Es ist nun schon einige Jahre her, seit der württembergische Landesbischof in einem Rundbrief leitende Männer der Wirtschaft bat, „den täglichen Pflichten nicht so zu verfallen, daß von dem Dampf unseres Schaffens die Menschen neben uns, der Himmel über uns und die Seele in uns verdeckt werden.“ Viele ernsthaftige Männer haben damals dem Bischof mit respektablen Gegengründen geantwortet und haben zu beweisen gesucht: wir haben keine Wahl. Da hieß es in einem Brief: „Die Wirtschaft handelt nicht mutwillig, sondern sie folgt hier einem Zwang, von dem sie wahrhaftig nicht weiß, wie sie ihn abschütteln soll.“ — Man hätte ebenso gut auch eine andere Berufsgruppe herausgreifen können, vielleicht uns Theologen. Nicht wahr, auch wir müssen viele ehrenwerte, christliche Unternehmungen starten; das ist auch nicht unser hobby, sondern der Zwang der Aufgaben; das sind die Verhältnisse. Da ist so vielerlei zu tun, daß auch wir, menschlich gesehen, keine Zeit mehr haben, mit gutem und feinem Herzen Frucht zu tragen in Geduld. Wer mag hier entinnen? Wenn die Sorgen kommen, wer mag sie verschonen? Wenn die Überlastung kommt, wer kann ihr begegnen? Es ist ein Teufelskreis, über dem das Wort steht: „Und die Dornen wuchsen auf und erstickten es“.

Aber damit brauchen wir jetzt nicht zu schließen. Am Ende steht jenes Wort, das man mit dankbarem Staunen hören mag: Etlliches fiel auf ein gutes Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig. Das ist das Wunder des Evangeliums, dessen ich mich tröste, so daß ich in dem Getriebe zuweilen meine Bibel aufschlage und diesen Satz lese: „und etliches fiel auf ein gutes Land“. Aus diesem Wachstum, das Gottes Treue uns schenkt, wird Gottes Reich groß und gewaltig, wie wir es uns gar nicht ausdenken können. Gewiß, die Welt wird von Jahrhundert zu Jahrhundert weder besser noch christlicher, aber unter der Decke verändert sich mancherlei. Und einst mag die Kruste springen. Dann mag vor aller Augen offenbar sein, wie Gottes Meisterhand unsere trotzigsten, vorzagetten und unruhigen Herzen zu einem fruchtbaren Land bereitet hat. Gottes Reich wächst auf unerklärliche Weise bei uns. Wer an Gottes Treue und Macht glaubt, der muß und darf gewiß sein: Gottes Reich wächst, Gottes Reich kommt, Gottes Reich bleibt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ZS-2488-56



Dr. Erwin Krämer war 1946-1949 Studentenfürer in Bonn. Seitdem ist er Dozent für Pädagogik und Psychologie am Sozialpädagogischen Seminar in Dortmund. Vor kurzem wurde er als Nachfolger von Siegmund Schulte Direktor dieses Instituts.

Dr. Erwin Krümer

Welchen Zusammenhang haben Nationalbewußtsein und Antisemitismus?

Ich bin aufgefordert worden, auf einem Evangelischen Studententag zu sprechen. Als ich mir überlegte, was das wohl bedeute, habe ich mir sagen müssen, daß man sich hier nicht als irgendein Privatmann vor Sie hinstellen und einfach drauflosreden kann, irgendwohin und irgendwie. Auch von Ihnen kann ich nicht erwarten, daß Sie Zuhörer sind, die irgendwie zuhören. Evangelischer Studententag heißt vielmehr, daß hier evangelische Christen miteinander zusammengelassen sind, um nach der Wahrheit zu fragen. Die Wahrheit hat sehr mannigfaltige Gestalten in diesem unserem Leben, sie hat aber überall als Hintergrund die eine Wahrheit, die Jesus heißt. In Jesus Christus wird uns etwas gegeben, was über diese Mannigfaltigkeit des Lebens hinausgeht. Wir haben also alle miteinander hier einen bestimmten Standort. Auf diesem Standort hören wir und nehmen etwas an, oder besser und genauer gesagt, haben wir gehört und haben etwas angenommen. Diese letzte Wahrheit, von der wir alle herkommen, die uns allen bereits gültig ist, ist keine Wahrheit, die wir uns selber gesucht haben. Wir haben sie vorgefunden. Sie ist nicht als Leistung unseres eigenen Nachdenkens herausgesprungen, sondern war fix und fertig; wir haben sie nur akzeptieren können. Akzeptieren aber heißt, daß wir in dieser Wahrheit unsere eigene Begnadigung angenommen haben. Alles Leben ist Kreatur, deren Anfang und deren Ziel in den Händen des Schöpfers verborgen liegt. Diese Wahrheit wird all unser Nachdenken, das wir jetzt anstellen müssen, zu begleiten haben.

Christliches Denken

Von daher gesehen bedeutet Nachdenken für den Christen: Konsequenzen ziehen aus der einen großen Wahr-

heit. Studententag kann doch nur heißen: es handelt sich hier um sehr spezifische Aufgaben für uns alle, um unser akademisches Leben, um unser geistiges Werden, um Bildung, um unsere eigene inwendige Gestalt und Verfassung. Denn „Studententum“ bezeichnet eine Phase im Leben, in der Denken und Leben eins sind, in der Denken zum Leben wird, und in der sich Leben als Denken auszudrücken hat. Christliches Studententum wird dann nur heißen können: verpflichtetes Denken. Und das bedeutet dreierlei:

Erstens: verpflichtetes Denken bedeutet, daß christliches Denken Gewichte zu setzen hat. Christliches Denken hat die Aufgabe, zu unterscheiden. Es hat das Belangvolle vom Belanglosen zu trennen, das Böse vom Guten, das Fromme vom Unfrommen, vom Gotteslästerlichen. Es gibt ein gläubiges Denken, das solches vermag. Es hat nichts mit Sentimentalität zu tun, ist in keiner Weise gefühlig, erst recht nicht utopisch, sondern sehr kritisch, sehr aktuell. Es ist ein Denken, in dem die Gnade stets unvorgessens bleibt, in dem sie immer größer ist als alles andere sonst.

Zweitens: verpflichtetes Denken muß redliches Denken sein, zu-Ende-Denken. Ich werde mich heute bemühen, mit Ihnen gemeinsam zu Ende zu denken. Nicht in dem Sinne, daß wir hier Ergebnisse haben werden. Ich glaube, es ist nicht so sehr die Aufgabe der Teilnehmer eines Evangelischen Studententages, mit Ergebnissen nach Hause zu fahren, als vielmehr miteinander gedacht zu haben. Gläubiges Denken heißt auch furchtloses Denken. Das fällt uns Deutschen meist sehr schwer. Auch zum Denken gehört Mut.

Und drittens: Christliches Denken wird immer ethisches Denken sein müssen. Denken wird immer dann zur Sünde, wenn es unornstes Denken ist. Der Christ weiß,

daß in der Ethik, gleichgültig von woher sie sich begründen mag, Erkenntnis und Verhalten des Menschen zusammengehen. Von daher erhält sein Denken diesen Ernst. Im christlichen Denken ist nicht unser Interesse für einen Stoff Voraussetzung, sondern christliches Denken fordert unser Interesse und braucht es nicht erst vorauszusetzen. Wo vom Glauben an ein Thema herangegangen wird, da gibt es keine Distanzierung mehr. Als Iwan Karamasow den großen Versuch macht, sein Denken zu distanzieren von den Themen, die ihn nicht interessieren, sagt er seinem Bruder Alioscha: „Hier hast du das Billet für den Himmel deines Gottes zurück, ich wende mich anderen Dingen zu“. Und nun breitet sich den ganzen großen Roman hindurch das fürchterliche Schweigen aus zwischen dem, der glaubt, sich die Themen für sein Denken und für sein Leben selbst aussuchen zu dürfen, und jenem anderen, dem Mönch, der da vor ihm steht und allein mit seiner Existenz diese ständige Frage ist: Hast du ein Recht, dir deine Themen selber zu suchen? Dieses fürchterliche Schweigen endet damit, daß dann eines Tages Iwan den Teufel auf seinem Sofa sitzen findet und nun von einer anderen Seite doch an die Themen herangebracht wird, von denen er sich abgewendet hat. In dieser Verbindlichkeit fragen wir nun nach dem deutschen Nationalbewußtsein.

Nationalbewußtsein — biologisch, romantisch, geschichtlich

Bewußtsein kann ja nur heißen „Wissen“: Nationalbewußtsein kann also nur bedeuten: Wissen um die eigene Nation. Wir wollen hier von vornherein die Begriffe des Nationalstolzes und der Nationallehre ausschalten. Das sind andere Themen. Nationalbewußtsein hält die Frage nach unserer Nation wach. Es hat, soweit ich sehe, zwei Möglichkeiten gegeben, diese Frage zu beantworten. Die eine ist die Möglichkeit, diese Frage auf naturhaftem Weg, letztlich (und bis in unsere Zeit hineinragend) rassistisch zu beantworten. Nation wird als organisches Prinzip verstanden. Dieses Verständnis setzt den Darwinismus voraus und ist, soweit ich sehe, von Lagarde zum ersten Mal auf die Nation angewendet worden. Wir wissen heute, daß dieses naturhaft-biologische Prinzip ernsthaft nicht zu vertreten ist, allein deshalb, weil die Komplexität des Naturhaften innerhalb

einer Nation und in Bezug auf eine Nation so groß ist, daß wir kein genügend klares unterscheidendes Wissen haben können. Darum kann es aber beim Nationalbewußtsein nur gehen, daß man genügendes, klares Wissen habe. Das deutsche Volk ist keine naturhafte suzugesagene geborene Schöpfung, sondern das deutsche Volk ist auf eine uns einsehbar Weise geworden. Natürlich haben naturhafte Faktoren dabei ihren Ort, aber sie sind nicht abschließend und genau umrissen ins Bewußtsein, ins Wissen zu erheben.

Das Organismus-Prinzip im deutschen Nationalbewußtsein kommt aber noch von einer anderen Seite her, nämlich von der deutschen Romantik. Herder, der ja wohl der Vater dieser Idee ist, hat den Begriff der Volksseele geprägt. Volksseele zielt auf das Seelische, zielt auf das, was wir umschreibend und ungenau mit dem Begriff des Charakters meinen. Aber es ist sehr bezeichnend, daß die Dinge im Grunde auch bei ihm nicht faßbar, nicht definierbar, nicht formulierbar sind. Er spricht immer wieder, gerade in seinen grundlegenden Werken, vom Fühlen, vom Erfühlen, vom Erfahren dieser Dinge. Herder war ein dichterischer Denker. Er war ein genialer Mensch. Er schaute Dinge, wie sie waren. Er erblickte gestalthafte Wahrheiten im Leben. Aber Herder, und das macht eigentlich seine Genialität nun ganz und abrundend aus, verzichtete dabei auf die Deutung, auf die Definition. Er schuf den Begriff der Volksseele und erschaute in dichterischen Formen und Gestalten diese Dinge einfach leibhaftig, aber scheute sich vor begrifflicher Definition.

Das haben seine Epigonen getan, und dann wurde es schlimm. Dann wurde nämlich ein X für ein U gemacht, eine Unbekannte durch eine oder mehrere ersetzt. Denn man begann zu definieren, was Volksseele sein könnte, aber man definierte durch irrationale Größen. Dafür finden Sie genügend Beispiele bei Fichte, Schelling, Hegel bis hin zu Goltz. Vielleicht den Extrakt dessen, was zu dem Thema erschienen ist, stellt ein Buch dar, das den schönen Titel hatte: Die Wissenschaft vom deutschen Nationalcharakter. Ich entnehme aus dieser umfangreichen Literatur nur ein paar Stellen, die charakteristisch sind. So sagte Schelling, die höchste und reinste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, sei der deutsche Mensch. Bogumil Goltz meinte, der deutsche Mensch sei der Universal-mensch, der die Einseitigkeiten der ande-

ren Völker ergänze, die Mutter der anderen Nationen, oder noch ekstatischer: das Weib des Menschengeschlechts. Die Welt, heißt es in Fichtes „Reden“, solle der Deutsche werden, der Deutsche soll die Welt in sich fassen. Sie sehen hier jenen Zug zum Grenzenlosen, der der deutschen Romantik innewohnt, die Furcht vor den Grenzen. Grenze aber heißt immer: Dinge mit Namen nennen. Grenze heißt: Rede und Antwort stehen. Grenze heißt: definieren, heißt Klarheit. Deshalb die Scheu vor den Grenzen. Es hat eine Linie im deutschen Nationalbewußtsein gegeben, die das etwas einzuschränken versucht hat. An ihrem Anfang steht Ernst Moritz Arndt. Arndt versucht, die nationale Problematik durch Tugenden zu klären: Tapferkeit, Frömmigkeit, Redlichkeit seien die Definitionen für das deutsche Wesen. Nun, auch er konnte nicht leugnen, daß das Tugenden sind, die auch in anderen Völkern als Tugenden dastehen und vorhanden sind. Es blieb ihm dann nichts anderes übrig als zu sagen, daß der Deutsche sozusagen der Komparativ der anderen Völker sei, daß er also mehr Tapferkeit, mehr Frömmigkeit, mehr Redlichkeit habe. „Einfältiger Sitte bist Du und weise, bist crasteren, tieferen Geistes, Kraft ist Dein Wort, Entscheidung Dein Schwert.“ Das ist ein Vers von Fichte. Deutschland ist das Urvolk, meint er. Wer Fichtes Reden an die deutsche Nation kennt, der weiß, daß hier der Versuch gemacht wird, von dem Begriff der „lebendigen Sprache“ her nachzuweisen, daß das deutsche Volk in einer ungebrochenen, kontinuierlichen Linie aus Urzeiten herkomme. Aber das Wort Ur ist eine romantische Vokabel. Das Wort Ur bedeutet: da ist hinten irgendwo etwas Uneinsichtiges, das wir akzeptieren müssen. Das ist das goldene Zeitalter; dort hat sich alles Gute und Schöne vollendet. Von dort her leben wir. Der deutsche Geist kommt als das Ursprüngliche von einer dunklen, uneinsichtigen Vergangenheit her. Volkseele sind unsere dauernden Erinnerungen, so hat Reinhard Buchwaldt definiert.

Es gibt eine dritte Möglichkeit. Man kann die Nation geschichtlich definieren. Nation bedeutet dann: gemeinsame Herkunft, gemeinsames Schicksal, gemeinsamer Raum, gemeinsame Sprache, Sitte und gemeinsame Aufgaben. Das ist eine klare Angelegenheit. Wir wissen, was damit gemeint sein kann. Was dabei als Nationalbewußtsein herauspringen kann, dürfte etwas Ähnli-

ches sein wie ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl: Wir sind doch Deutsche! An diesem „wir sind doch“ hängt dann immer konkrete Verpflichtung. Und das kann echt sein.

Tendenzen des Nationalbewußtseins

All diese Möglichkeiten vom Naturhaft-Rossischen bis zum Historisierenden-Organhaften, all diese letztlich irrationalen Möglichkeiten, Volk und Nationalbewußtsein zu definieren, haben bestimmte Eigenschaften gemeinsam. Zunächst bedeuten sie immer abwertender Ausschluß des Fremden. Nationalbewußtsein in diesem Sinne ist also Negation. Die Ungleichheit steht von vornherein fest. Man verzichtet auf positive Formulierungen, man kann sie ja auch nicht leisten. Man kann nur negative Abgrenzung setzen. Das menschliche Denken ist so geschaffen, daß es leichter Negationen als Positionen beziehen und formulieren kann. Jedes Bewußtsein im normalen Sinne ist transitiv, d. h. es hat ein Objekt, es muß klar ins Auge fassen. Das deutsche Nationalbewußtsein ist intransitiv gewesen. Und es hat sozusagen als Entladung dieses intransitiven inneren Drucks einen transitiven Begriff des Fremden geschaffen. Das Fremde, das Andere kann man formulieren, und zwar besonders bequem im Sinne des Abwertens. Nationalbewußtsein hat keine klare Theorie von sich selber geliefert. Aber es hat bestimmte Tendenzen gezeigt. Ich nenne drei solcher Tendenzen:

a) Neigung zu radikalen Gegensätzen: Starke — Schwache, Edle — Uedle, schwarz und blond, blau und schwarze Augen. Sie wissen, was dabei alles mitklingen mag. Die radikalen Gegensätze werden auch im Bezug auf menschliches Verhalten für unaufhebbar gehalten.

b) Nationalbewußtsein hat sich ausgerichtet nach dem Schema des Freund-Feind-Verhältnisses. Dieses Schema ist in die gesamte Lebensauffassung eingedrungen und hat als inneres Klima das hervorgebracht, was wir in der Psychologie die „Irritabilität“ nennen, jene merkwürdige Haltung des Gereizten, des Überspannten, wie wenn eine a-Saite auf e gestimmt ist. Es fehlt die Gelöstheit im inneren Gefüge.

c) Nationalbewußtsein ist in diesem Sinne immer verknüpft gewesen mit einer außerrational begründeten Selbstgerechtigkeit und Selbstzufriedenheit. „Und es mag an deutschem Wesen einmal noch die Welt genesen.“ hat immerhin ein deutscher Professor gerieimt. Er heißt Fichte. „Macht Europas Herz gesunden und das Heil ist euch gefunden,“ hat Emanuel Geibel gesungen. Europas Herz, das ist Deutschland. Es ist aber die Selbstgerechtigkeit, die sich auf das Herz zurückzieht, die niederträchtigste und infamste aller Selbstgerechtigkeiten.

Nationalbewußtsein als Gesinnungsterror

Besonders wichtig ist mir nun folgende Beobachtung. Nationalbewußtsein kommt her aus Gefühlsbindungen. Erfülltes wird behauptet. Behauptete Gefühle werden in die Gesinnung lokalisiert, und Gesinnung wird zur Norm von Urteilen erhoben. Das ist eigentlich das zentrale Problem unseres deutschen Nationalbewußtseins: der Normcharakter einer Gesinnung. Das ist eine ethische Frage erster Ordnung. Denn in demselben Sinn, wie klar formulierte ethische Werte Gebote, ethische Imperative fordern, wird hier auch gefordert. Aber es wird Gesinnung gefordert. Es entsteht in diesem Klima so etwas wie ein Konformismus durch Zwang. Gesinnung als Norm führt geradeswegs in den Terror. Und es ist sicher nicht zufällig, daß Nationalbewußtsein in diesem Sinne immer eine permanente, treue Begleiterscheinung hat: die Feindschaft gegen den Intellektualismus, d. h. die Feindschaft gegen das nüchterne, klare Denken. Es hat Furcht vor Präzision. Wer sich um Klarheit des Denkens bemüht, ist ein „Problematiker“ oder eine „Intelligenzbestie“. Des aber ist der Anfang jeglicher Barbarei. Denn am Anfang der Barbarei steht immer das simplifizierende Denken. Jede Ethik basiert auf Werten. Und diese Werte müssen klar erkannt und klar bekannt werden. Es ist ein Unterschied zwischen dem Akt des Erkennens und dem Akt des Bekennens. Erkennen kann ich, ohne dazu Stellung nehmen zu müssen. Es ist ein Zweites, ob ich das Erkannte für mich bejahe, bekenne. Dieses Bejahen ist die eigentlich religiöse Wurzel der Ethik. Ethik ist ohne saubere Formulierung nicht denkbar.

Das deutsche Nationalbewußtsein ist immer an der Grenze der Denksauberkeit, des Ungefährten, des nur zu Erfühlenden gewesen. „Deutschland – das Herz Europas!“ Als ich ein Schüler war, hat unser Lehrer einmal diesen Begriff genannt, und wir haben ihn als Jungen zunächst ganz simpel, wie sollten wir es anders, geographisch verstanden. Das ist eine klare Sache. Geographisch mag, auch wenn man alle wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Konsequenzen dazu nimmt, gelten: Deutschland, das Herz Europas. Aber da hat der Lehrer uns gesagt: Nein, das Herz Europas sei noch mehr als nur eine geographische, wirtschaftliche, politische Sache. Ich weiß es noch wie heute, wie ich ihn damals nach diesem „Mehr“ gefragt habe. Er hat mich angesehen und hat gesagt: Dazu bist du noch zu jung! Ich möchte ein zweites Beispiel nennen, ein sehr konkretes, das Sie alle kennen. Deutschland ist ja Fußballweltmeister geworden. Daß Deutschland sich freut, wenn seine Mannschaft siegt, daß diese Freude hier und da bis zur Arroganz gehen kann, das alles kann ich noch verstehen. Aber etwas anderes kann ich nicht mehr verstehen: daß der Mann, der immerhin Deutschland auf diesem Gebiet am meisten repräsentiert, es fertig bringt zu sagen: am deutschen Fußballsieg werde sichtbar, wie ein besiegtes Volk sich wieder aus dem Staub erhebe. Das ist das, was ich Denkmätsche nenne. Das ist schlimmer als alle Arroganz, viel gefährlicher und unmoralischer. Ich habe deshalb den sonst von mir wirklich und tatsächlich sehr verachteten deutschen Bundespräsidenten nicht verstanden, daß er Dr. Pecco Bauwens hier entschuldigt hat. Und nun lassen Sie mich von daher die Frage des Antisemitismus betrachten.

Vom Jidenhaß zum Antisemitismus

Anti: das ist eine sehr klare Vokabel, eine transitive Vokabel. Sie bedeutet hier Feindschaft gegen die Semiten. Das Wort ist nicht sehr alt. Ich habe mich bemüht herauszufinden, wann es aufgetaucht ist, und ich habe als frühesten Termin das Jahr 1879 gefunden. Es taucht dort in einer Reichstagspetition auf, die interessanterweise von Förster, dem Schwager Nietzsches, im Reichstag vorgebracht wurde. Vielleicht ist es auch noch älter. Ist die Sache, die damit gemeint ist, auch so neu? Die

Vokabel „Antisemitismus“ hieß früher anders. Sie hieß früher Judenhaß. Haß gegen die Juden ist auf eine moderne Vokabel gebracht worden, die Vokabel Antisemitismus. Ich kann mich heute nicht mit Ihnen über die Geschichte des Judenhasses unterhalten. Das ist ein Thema für sich, wahrlich wichtig und gewissen-schwer genug, daß wir alle darüber einmal nachdenken sollten. Mich interessiert dieser andere Vorgang: Was bedeutet das Verlassen der Vokabel „Judenhaß“ und die Hinwendung zur Vokabel „Antisemitismus“?

Es bedeutet offenbar zunächst Ausschaltung des religiö-sen Motivs.

Dann aber soll die Einführung eines naturhaft-ras-sischen Begriffs doch offenbar anzeigen, daß man sich in eine andere Dimension begeben will. Man will mit dem Anspruch eines objektiven nachweisbaren Grundes auf-treten. Das Wort Antisemitismus klingt wissenschaft-licher als das Wort Judenhaß. Es schaltet scheinbar das Ich aus. „Ich bin ein Antisemit“ – das ist etwas anderes, als wenn man sagen muß: „Ich hasse die Juden“. Dazu kommt eine Tendenz unseres modernen Lebens, die sehr bezeichnend ist, nämlich die scheinbare Objektivierung und Technisierung bestimmter Begriffe, die eig-entlich keine technischen Begriffe sind. Ein kluger Mann hat einmal gesagt: Es würde vielleicht die Welt verändern, wenn man statt „Auferstehung Christi“ „Le-vation Christi“ sagte. Wir sollten auch dem einmal nachdenken.

Die Einführung des Begriffs Antisemitismus bedeutet aber vor allem Radikalisierung des Problems: Ausschal-tung des menschlichen Verhaltens auf der anderen Seite. Beim Worte Judenhaß ist ja das Verhalten der Juden mit ins Auge gefaßt. Beim Wort Antisemitismus nicht mehr. Das Wort Antisemitismus trifft den Semitismus, ein Sein, ein Dasein, ein Vorhandensein. Die alten For-men des Judenhasses ließen deshalb dem Juden auch immer noch Freiheit. Er konnte sich, wenn es gar zu arg wurde, dem Judenhaß entziehen, indem er sich taufen ließ. Das ist im Mittelalter zur Genüge geschehen, ja sogar gefordert worden. Es gibt jüdische Märtyrerakten aus mittelalterlichen Prozessen, wo immer wieder die Forderung stand: Laß dich taufen. Das ist beim Anti-semitismus ausgeschlossen. Es gibt beim Antisemitismus für den vom „Anti“ Betroffenen absolut keine

Rettung mehr. Es geht nicht mehr um sein Verhalten, durch das er sich gleichsam retten könnte, sondern es geht um sein Sein als solches.

Aber nun ist noch ein Viertes zu sagen zum Antisemitis-mus. Der Antisemitismus meint im Grunde nicht das, was er trotz dieses perfekt technischen Ausdrucks sagt. Er meint nämlich im Grunde doch nicht die Semiten, sondern die Juden, nach wie vor. Die rassistisch-natur-hafte Erweiterung des Begriffs ist offenbar nur ein Vor-wand für die Radikalisierung und Säkularisierung ge-wesen. Der faktische Vorzug des Antisemitismus auf die Verfolgung des außerjüdischen Semitischen beweis-t es. Er zeigt aber auch, daß der Antisemitismus im Grunde kein logisch denkbares, kein wissenschaftlich einwandfreies, sondern nach wie vor ein tendenziös af-fektives Problem ist. Damit hängt zusammen, daß dieser Begriff willkürlich gehandhabt worden ist. Das „Anti“ entpuppt sich im Grunde doch als eine Gesinnungs-vokabel.

Damit zeigt sich fünftens der Antisemitismus als eine politische Theorie, aber als eine politische Theorie, die ebenfalls eine Gesinnung zur Begründung hat. Politische Theorien beabsichtigen Wirkung auf Menschen. Und es ist sehr bezeichnend, daß diese Wirkung auf eine dema-gogische Weise hervorgerufen wurde, nämlich indem der Antisemitismus eine Gegengestalt entworfen hat, die Ungestalt des Juden: auf ästhetischem Gebiet (von der Hakennase bis zum feigen Verhalten), auf moralischem Gebiete (der Wucher-Jude), aber auch auf geistig-logi-schem Gebiete, indem den Juden das bloß analytische Denken nachgesagt wurde oder indem sie, wie Richard von Schaukal dann formuliert hat, die Großstadtmens-chen ohne gemeinsame Bindungen, d. h. die von ihrem Denken her gefährlichen Menschen genannt werden. Da, wo man nicht Positionen beziehen kann, versucht man wenigstens, von den Negationen her Eingrenzungen zu vollziehen. Das Arierium positiv zu formulieren ist nie jemandem gelungen. Aber das Arierium hat sich trotz-er, obzwar eine unklare Größe, vom Antisemitismus, von der Ungestalt des Juden ernährt. Der Antisemitismus gründet also auch letztlich in der Sphäre der Gesinnung. Er ist ein Totalurteil, das aus dieser Gesinnung ge-füllt wird.

Nun können wir die Frage des Zusammenhangs zwischen Nationalbewußtsein und Antisemitismus klar beantworten. Es geht in beidem um Gesinnungshafte, das zur Norm erhoben wird. Nationalbewußtsein und Antisemitismus sind politische Theorien mit gesinnungshafte-gefühliger Begründung. Wo aber die rationale Begründung einer Idee fehlt, da wird aus ihr eine Art Beschwörungsformel. Deutsches Nationalbewußtsein und Antisemitismus sind zu stilllichen Pflichten erhoben worden, ohne daß Einsicht benötigt wurde. Die Antisemiten sind diejenigen, die von den Juden am wenigsten wissen. Fichte gab zu, nie einen Juden gekannt zu haben; aber er lehrte den Judenhaß vom Katheder einer Universität.

Vielleicht ist es nicht zufällig, daß hier vor unsrem geistigen Auge die Gestalt des deutschen Michels auftaucht. Der deutsche Michel ist der, der nie ganz versteht, der leicht übers Ohr gehauen wird, aber der leicht begeistert werden kann und der unter den Terror gerät. Fichte hat einmal gesagt, der Deutsche sei durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung leicht zu erheben, und seine Begeisterung halte aus für das Leben. Zu jedweder Begeisterung! Wir wissen, wohin das geführt hat. Nationalbewußtsein und Antisemitismus sind beides Vokabeln, die das eigentlich Gesinnungshafte, das in ihnen schlummert, cochieren und nicht offen zugeben. Dadurch ist der Terror so wirksam geworden.

Der Christ als Deutscher

Und nun möchte ich in einem letzten Teil die Frage stellen, die wir als Christen zu stellen haben. Bisher haben wir Nationalbewußtsein und Antisemitismus in ihrem Selbstverständnis zu betrachten und ihr Entscheidungsbild ein wenig zu beschreiben versucht. Was sagt christliche Erkenntnis dazu?

Was ist das Volk im christlichen Verständnis? Die Historiker betonen immer wieder mit aller Deutlichkeit, daß Volk kein lediglich Naturhaftes sei. Analog dazu müssen wir theologisch sagen, daß Volk nicht etne Schöpfungsordnung Gottes ist. Volk ist nicht von Anfang an da, und es steht nirgends geschrieben, daß es auf Ewigkeit hin ist. Volk gehört zu dem, was man in der Sprache

des Christentums zur Vorsehung Gottes rechnet. Gott fügt die Völker. Die Vorsehung Gottes aber ist dem Menschen nicht einschbar. Er kann ihr nur nachsehen. Das heißt: Volk ereignet sich in dieser unsrer befristeten Zeit und ist mit ihr veränderlich, kann enden, kann neu anfangen. Völker entstehen und Völker vergehen, Völker dauern eine Weile, Völker verändern sich, manchmal sichtbar, manchmal unmerklich.

„Volk“ hat verschiedene Komponenten, natürlich auch eine naturhafte, auch eine rassische. Aber eins ist wesentlich. Volk ist immer im Präsens da. Es ist eine Gemeinschaft von Menschen, die miteinander im Präsens, in ihrer Gegenwart stehen. Präsens ist ja ein Wort, das räumlich und zeitlich zu verstehen ist. Im Präsens wird der Raum zur Zeit, zum Jetzt. Das Jetzt ereignet sich in einem gemeinsamen Raum und nur da. Die Zeit-Raum-Verknüpfung zeigt sich in dem was wir das Präsens nennen, die Gegenwart. Menschen, die nebeneinander, miteinander, voreinander stehen, das ist Volk. Nun vom Christlichen her gesehen: Volk ist sozusagen der geometrische Ort, wo die Gebote Gottes zu tun sind. Volk: das sind die Nächsten, die wir haben, zwar nicht grundsätzlich, aber praktisch. Volk ist, mit einem Wort des Predigers Salomo, was vorhanden, vor unsren Händen ist. Das Vorhandene, das ist Volk. Die Gebote Gottes, die an jedem Ort in der Welt gelten, gelten auch hier für dieses Volk. Es gibt nicht Gebote nur für ein Volk. Es gibt keine spezifischen Volksgebote. Aber es gibt eine spezifische Art, sie zu erfüllen und zu leisten. Jeweils in dem ein Volk steht.

Volk in diesem Sinne bedeutet auch räumliches und sprachliches Vertrautsein, bedeutet Heimat. Wir meinen Heimat aber nicht als Schöpfungsordnung mit allem, was da nun wieder an mystischen Rückenschauern mitklingen mag, sondern Heimat als Freude, als Vertrautsein mit den Menschen, als Zuhause, als Eigentum, als Freundschaft und Eingefügtheit. Heimat heißt immer und zuerst: Menschen. Heimat heißt helfen und sich helfen lassen. Laßt uns aufhören, immer von göttlichem Recht auf Heimat zu reden. Laßt uns vielmehr fragen, nun allerdings mit allem Ernst und mit viel größerer Vollmacht, ob andere Menschen das Recht haben, Heimat zu nehmen; ob sie ein Recht haben zu stehlen, zu töten, zu beleidigen, falsch Zeugnis zu reden und Menschen von da zu vertreiben, wo sie sind. Wir fragen

nicht im Sinne der Schöpfungsordnung, sondern in schlichtem Sinne der Gebotserfüllung: Dürft ihr Menschen aus ihrer Familie reißen, dürft ihr sie daran hindern, als solche, die einander lieb haben, wieder zusammenzukommen, dürft ihr sie daran hindern, miteinander zu arbeiten, Freund zu sein miteinander, wo sie sind, habt ihr ein Recht, die Güter und die Schönheit und die Freude des Lebens zu zerstören? Ich glaube, diese Frage sollte heute auch von der Politik gestellt werden. Die Rede „Deutschlands Einheit muß wieder hergestellt werden!“ ist mir eine verdächtige Rede. Es scheint mir wieder so etwas mit Rückenschauern zu sein, wie wir Deutschen ja das Wort Nation nicht ohne Rückenschauer aussprechen können. Wir sollten aber dieses sagen: Laßt Familien zusammenkommen, gebt Kindern wieder ihre Eltern zurück! Das, glaube ich, sollte mit allem Ernst und mit allem Nachdruck, mit aller Beherrlichkeit und Unbeirrbarkeit, mit aller Geduld, aber wirklich mit aller Zielstrebigkeit gesagt werden. Das ist vollmächtiger als alles Reden von der Wiederherstellung der deutschen Einheit, solange nicht klar ist, was man unter Einheit versteht. In diesem Sinne müssen und sollen wir auch heute von Nationalbewußtsein sprechen: als Verpflichtung von Mensch zu Mensch, als gemeinsames Tun, als das gemeinsame Wissen um gemeinsame Aufgaben. Nationalbewußtsein kann nur imperativischen Charakter haben: Volk bedeutet Aufgabe und nicht Norm in der Erfüllung der Aufgabe. Die Norm für die Erfüllung der Aufgabe kommt von anderswo her. Ich glaube, wo das geschieht, da wird ein Volk ohne Krampf und ohne Gesinnungsterror wieder zu sich selber finden können oder auch in einer schönen Weise sich selber verlieren können. Die Bibel berichtet auch von Heimatverletzung. Sie berichtet sogar an einer entscheidenden Stelle auch von Heimatgewinnung. Aber jetzt sind wir schon bei der letzten Frage: Was ist vom Christentum her zur Judenfrage zu sagen?

Der Christ vor der Judenfrage

Auch das jüdische Volk ist nach christlichem und nach seinem eigenen Verständnis kein Volk von der Schöpfung her. Aber es steht unmittelbar zu Gott. Am Anfang des jüdischen Volkes steht eine Emigration. Abraham wandert aus. Ausdrücklich, sicher nicht zufällig, wird in

der Bibel über ihn gesagt: „Geh aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause.“ Dann taucht der Begriff „Mein Volk“ auf, als Mose von Gott gerufen wird: „Geh hin zu meinem Volk!“ Die Juden sind das Volk des Bundes Gottes mit den Menschen. Sie haben historische Schicksale wie andere Völker auch, aber das Schicksal der Juden hat eine Pointe, und diese Pointe hat kein anderes Volk sonst. In Israel wird die Absicht Gottes einmal durchschaubar. Was wir sonst nicht vermögen, menschliche Geschichte zu deuten, das vermögen wir hier. Israels Geschichte ist anders definiert als die der anderen Völker. Israels Geschichte ist die Geschichte einer Bewahrung durch Gott, und seine Geschichte ist Abbild der Bewahrung der Menschheit als solcher. Diese Bewahrung durch Gott vollzieht sich außerhalb eines Vaterlandes. Die Juden sind heute ein Volk ohne Vaterland, ein Volk ohne Heimat. Hören Sie, ich brauche nicht viel dazu zu sagen, das Gedicht eines modernen Juden:

Wir ziehn, fraget nicht, wohin?
Wir ziehn, so ward uns aufgetragen
Seit Ururvätertagen.
Abram zog, Jakob zog,
Alle zogen.
Zogen ins Land, zogen vom Land,
Alle gebogen
Überm Pfad der Fahrenden,
Nimmer sich Bewahrenden.
Alle zogen, Stob in wegharter Hand.
Verheißung im Herzen, im Blicke Ihn.
Unsern Gott, der uns hieß, förder und fürder ziehn
Ziehn nach dem einen einzigen Ziel —
Schauniges Rasten, wo's Ihm gefiel.
Seltsames Wandern zum Rhein vom Nil.
Wandern lange im Bangen,
Bis Quellen sprangen,
Karge Quellen
Für unster ruhlose Rast —
Und doch hatt ich vor jenen Fuß gefaßt,
Die nun mich jagen, blieb ich doch Gast.
Im Land der anderen Gast.
Unausdenkbar lang hab ich dort geruht,
Weiß doch nie, wie Ruh'n tut.
Unser Ruh war getränkt mit Tränen, Schweiß und Blut;

Ein jäher Blitz brach sie entzwei
 In einem Schrei:
 Vorbei, vorbei!
 Eben als mitten die Sonne schien —
 Wir ziehn.
 Wieder drängt er uns,
 Wieder verhängt er uns
 Seinen ewigen Fug:
 Den Weiterzug,
 Den Weiterzug.

Israel ist das wandernde Volk, als Abbild dessen, daß alle Menschheit wandert. „Gnade fand das Volk in der Wüste, dem Schwerte entronnen, Israel, das wandert, um zu seiner Ruhe zu kommen. Von ferne erschien ihm der Herr: Ich habe dich mit ewiger Liebe geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus Güte. Ich erbaue dich wieder und du wirst gebaut sein.“ Dieses Wort des Propheten Jeremia bezeichnet den Ort, an dem Israel steht. In der Mitte der Menschheitsgeschichte, nicht an seinem Rande, steht Israels Geschichte, in der Sinnmitte. Alle Völkergeschichte ist Randgeschichte, die Ränder mögen sich ausdehnen und flächenhaft weiten, ja unüberschaubar für uns werden. Alle Menschheitsgeschichte ist unterwegs zum Ziel, und die verheißene Heimholung Israels meint alle Heimholung der Völker. Aber daraus folgt: Wer Israel antastet, der verhält sich damit zu Gott und zu seinem Bund unmittelbar. Das gibt es nirgends sonst. Wenn irgendwo in unserer Geschichte, dann sind an dieser Stelle die Rückenschauer angebracht. Da, wo Israel angetastet wird, reagiert Gott. Er reagiert, indem er Israel bewahrt. Der Mittel, um Israel zu bewahren, sind viele. Er kann seine Feinde zerschlagen, er kann seine Feinde zur Einsicht bringen. Aber Gott reagiert, wo Israel angetastet wird. „Ich werde segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen.“ Dieses Wort steht am Anfang der Geschichte Israels, sozusagen in der Stiftungsakte des Volkes. Es ist post Christum nicht aufgehoben, sondern besiegelt.

Als Bernhard von Clairvaux im Jahre 1145 seine beiden Sendschreiben gegen die Judenpogrome schrieb, die im Zusammenhang mit den Kreuzzügen sich überall erhoben, da schrieb er ein warnendes Wort: *vivi quidam opices nobis sunt*. Die Juden sind für uns lebendige

Berggipfel. Völker werden ein Ende haben. Sie werden deshalb ein Ende haben, weil sie zu einem Volke werden. Die Geschichte Israels könnte eine Sehnsucht in allen Völkern wachrufen, ein Volk zu werden. Die Geschichte Israels beginnt mit der Zerstörung der Völker in dem Kapitel des Turmbaus zu Babel. Die Geschichte Israels vollendet sich dort, wo Pfingsten geschieht. Von da ab ist die Geschichte Israels nur noch Warten. Es geschieht nichts mehr in Israel nach Pfingsten. Pfingsten ist das letzte Ereignis in Israel. Aber das Worton Israels ist bewahrtes Warten. Und so ist Israel zugleich ein Volk und zugleich ein Nicht-Volk, beides in einem, ein Volk ohne Vaterland, ein Volk im Niemandsland, ein Volk, das auf Schiffen fährt und nirgends landen darf, ein Volk, in dem das Unzuhause dieser Welt allen Völkern offenbar werden sollte. Aber dieses Volk mit den verwanderten Gesichtern macht den Völkern auf eine geheimnisvolle Weise offenbar, was in dieser Welt Eigenliches geschehen ist. Ich sagte, es könnte das Heimweh in uns offenbar machen.

Als das Volk Israel in die Verbannung nach Persien getrieben wurde, da haben seine Priester das Feuer vom Altar des Tempels in einem tiefen Brunnen versteckt. Als sie mit dem Propheten Nehemia wieder heimkehren durften, suchten sie in den Tiefen des Brunnens nach jenem versteckten Feuer. Aber was sie herausholten, war nichts weiter als eine Handvoll Schlamm. Da befahl Nehemia, diesen Schlamm auf den neu errichteten Altar Gottes zu tun. Und siehe da, die Sonne schien auf den Schlamm und der Schlamm fing an zu brennen. Das haben die Juden, gewiß mit Recht, auf sich bezogen: Wir sind das Volk mit dem Schlamm in der Hand. Aber der Schlamm, vor den Augen der Menschen unansichtlich, ist das Zeichen des Trostes für uns. Das Gebet, das Nehemia anstimmte, als der Schlamm zu brennen begann, endet mit den Worten: „Pflanze dein Volk wieder an deinen heiligen Ort, wie Mose gesagt hat.“ Dieses Wort meint uns mit. Denn Israel hat dieses Wort nie für sich allein beansprucht, sondern gewußt, daß damit alle Menschen gemeint sind. Pflanze dein Volk wieder an deinen heiligen Ort. Das wird dann ein Volk sein, das unmittelbar Schöpfung Gottes ist. Der Bericht der Bibel über dieses Ereignis schließt mit den Worten:

Danach sangen die Priester Lobgesänge.

25-2488-61



Auch die Gäste aus dem Ausland beteiligten sich lebhaft an den Gesprächen in den Diskussionsgruppen



Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Archiv

Als er aber auf dem Ölberg saß, traten die Jünger für sich allein zu ihm und sprachen: Sage uns, wann wird dies geschehen, und was wird das Zeichen deiner Wiederkunft und des Endes der Welt sein? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Sehet zu, daß euch niemand irreführe! Denn viele werden unter meinem Namen kommen und sagen: Ich bin der Christus, und werden viele irreführen. Ihr werdet aber von Kriegen und Kriegengerüchten hören; sehet zu, erschreckt nicht, denn es muß so kommen, aber es ist noch nicht das Ende. Denn erheben wird sich Volk wider Volk und Reich wider Reich, und es werden da und dort Hungersnöte und Erdbeben kommen. Dies alles aber ist erst der Anfang der Wehen.

Dann wird man euch der Drangsal preisgeben und euch töten, und ihr werdet um meines Namens willen von allen Völkern gehaßt sein. Und dann „werden viele abfallen“ und werden einander verraten und einander hassen. Und viele falsche Propheten werden auftreten und werden viele irreführen. Und weil die Gesetzesverachtung überhand nimmt, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden. Und dieses Evangelium vom Reiche wird auf dem ganzen Erdkreis gepredigt werden, allen Völkern zum Zeugnis, und dann wird das Ende kommen.

Institut für Zeitgeschichte



Kurt Wiegand war nach dem Krieg zuerst als Jugendpfarrer, dann als Studentenfarrer in Heidelberg tätig. Seit 1962 ist er Pfarrer im Lungenkurort Todmoos im Südschwarzwald.

Eigentlich müßte ich zunächst einmal fragen, wie es dazu gekommen ist, daß dieser schwere und gefährliche Text ausgewählt wurde. Gefährlich einmal, weil er uns bei unserem Geschäft hinderlich zu sein scheint, gefährlich zweitens, weil er politische Prognosen stellt. Wir halten es doch als Christen für etwas vom Gefährlichsten, politische Prognosen zu stellen, noch dazu in einer so unscharfen Weise. Hier wird gesagt: Es wird Krieg geben und Kriegsgerichte. Das muß sogar sein, es ist anscheinend unvermeidlich. Die Völker werden Aufstände machen und sich gegeneinander erheben. Ein Staat wird gegen den anderen angehen, und es wird ein Kampf aller gegen alle sein im ständigen Wechsel dorer, die die Oberhand haben.

Merkwürdig aber, wie wenig der Mann, der die Prognose stellt, engagiert ist an dieser Stelle. Die politischen Prognosen verraten sich an den Schlußfolgerungen, die aus ihnen gezogen werden, an den Imperativen. Jesus aber redet mit einem großen Abstand, als wären wir bei diesen Kriegen gar nicht beteiligt, als wären das gar nicht unsere Kriege, als wären wir bloß Zuschauer. Anschließend sind die Jünger nicht unter denen, die Kriege machen. Sie hören nur davon: von Kriegen, Kriegsangst, Kriegshetze, Kriegsgerede.

Und nun die Schlußfolgerung, der Befehl: Sehet euch das an, machd die Augen auf! Können wir übersetzen: Seid Zuschauer? Ich glaube nicht, denn es geht nicht um ein Zuschauen, das überlegen ist, sondern es geht um ein Zuschauen, das interessiert und scharf hinschaut, mit einer ganz bestimmten Frage, nämlich ob diese Dinge das Letzte sind, worauf es ankommt, das Ende. Schaut prüfend hin und laßt euch sagen: das ist nicht das Ende. Danach schauen die Jünger Jesu aus. Und es gehört

wohl auch zu uns, daß wir Ausschau halten nach der sichtbaren Gegenwart unseres Herrn. Wir möchten unseren Herrn endlich einmal identifizieren können mit etwas, was wir erfahren. Die Jünger sind gewiß, daß dann, wenn in dieser Welt der Herr Jesus sich wirklich unzweifelhaft zu erkennen gibt, die Welt an ihrem Ziel ist, daß dann der Abschluß alles dessen gekommen ist, was fortwährend geschieht. Danach fragen sie.

Die Jünger waren also Menschen, denen es um große Dinge ging, etwa so, wie uns Prof. Wittrain ermuntert hat, auch als Christen große Dinge ins Auge zu fassen. Es geht ihnen darum, daß Jesus und die Welt endgültig zusammenkommen und daß alle Welt endlich vollendet wird. Es geht also nicht nur um mein Leben, nicht nur um mein Denken und Wünschen, nicht nur um unser Volk, sondern um alle Welt. Habt ihr daran gedacht, daß unsere ausländischen Gäste uns eine stündige Erinnerung daran sind, daß auch ihre Dinge mitverhandelt werden? Dann werden wir hinter den Weltwirren endlich Christus erblicken, wir werden nicht umsonst nach ihm gesucht und auf ihn gewartet haben. Endlich wird das rätselhafte Dunkel und Zwielicht über der Geschichte aufgehellt vor Christus.

Wenn Menschen so fragen, wenn sie es nicht lassen können, so zu fragen, dann sind sie ganz besonders bedroht von Täuschungen. Der Christ ist ganz besonders bedroht von Täuschungen, indem er die Perspektive falsch, verkürzend sieht. Jedes Ereignis auf dieser Welt könnte möglicherweise das Ende ankünden. Und so hatten denn ja auch die Juden, das Volk, das auf Gottes Punkte in der Geschichte wartete und auf den Abschluß des Weges aller Völker hinwanderte, schon eine ganze Reihe von Anzeichen und Merkmalen festgestellt, die das Ende an-

kündigten. Diese Anzeichen nimmt Jesus auf und sagt: Jawohl, Kriege gehören dazu. Es war ganz in Übereinstimmung mit dem Neuen Testament, wenn auf dieser Tagung gesagt wurde, Kriege seien keine schöpferische Kulturauseinandersetzung, sondern ganz große zerstörerische Bedrohungen. Sind sie womöglich die totale Zerstörung? Unser Text sagt: Nein. Sind sie dann vielleicht eine letzte Anstrengung, das Böse und das Unrecht und die Widerstände der Welt zu Boden zu werfen und die Endzeit herbeizuführen? Nein, sagt das Neue Testament.

Schaut ganz nüchtern hin. Die Kriege kommen; ihr vermeidet sie nicht, indem ihr ganz geflüssentlich an ihrer drohenden Möglichkeit vorbeischaut. Sie müssen sogar kommen in einer rätselhaften Zwangsläufigkeit. Das hat Gott so ins Auge gefaßt; das kommt von Gottes Hand, die das trotzig verkämpfte Böse in der Welt in seinen Willen hineinzwingt. Laßt euch nicht erschrecken und kopfscheu machen von der unheimlichen Gewalt, mit der solches Unheil jeweils hereinbricht. Gott hat es in der Gewalt. Es ist noch nicht das Ende.

Mit dem Ende hat es allerdings etwas zu tun. Es sind die Wehen, die vor der Geburt der Vollendung anheben. Es sind Schmerzen, Zuckungen und Qualen, ohne die wir nicht zum Aufatmen des ewigen Lebens gelangen. Es geht hier also nicht um ein normales Auf und Nieder im Weltenlauf der Geschichte, sondern es geht um ein chaotisches Gegeneinander, wo man einen Sinn nicht mehr heraus- oder hineindeuten kann, wo eine Auflösung die andere und eine Erschütterung die andere überfällt.

Die Welt ist aus den Fugen. Wir können sie nicht mehr durch kluge Geschichtsperspektiven zusammenkleimen, wir können sie auch nicht durch bruchlose Definitionen in Päckchen packen. Das gläubige Denken als ein resolutes und unerschrockenes Schauen auf den Wirrwarr der Phänomene kann kein Zu-Ende-Denken sein, sondern es kann nur ein Denken sein, das sich als ein sehr endliches Denken weiß und das sich begnügt, die Abgrenzung gegen das wirkliche Ende klar zu sehen. Ich glaube, es ist uns nicht gegeben, für alle schlüssig zu definieren, was Nation heißt.

Aber wir sollten, glaube ich, alle zu einer Klarheit kommen, was Nation mit dem Reiche Gottes zu tun hat. Die Nation, mag sie auch unbestimmbar bleiben in der Delt-

nition, hat eine klare Front da, wo sie gegen das Reich Gottes stößt. Das haben wir ja von den Referenten gehört. Aller Aufbau geschieht auf Abbruch, hieß es einmal. Die Nation ist nicht heilig, sondern ganz und gar sündig, hieß es das andere Mal. Völker entstehen, vergehen, verändern sich. Es gibt keine ewigen Sendungen. Was können wir denn vom Sinn der Geschichte erkennen? Sie kann uns je und dann die Wahrheit des Gotteswortes deutlich machen, daß es mit der ganzen Welt und auch mit uns zu Ende geht, daß aber das Ende noch nicht da ist. Man täuscht sich also, wenn man etwa sagt: „Tabula rasa, Vaterland gib's für mich nicht mehr; ich bin der Geschichte müde, Geschichte von gestern ist vorbei; Geschichte wird morgen ohne mich sein. Auch das ist gegen Gottes Wort. Da setzt man eigenmächtig ein Ende, wo doch Gottes Wort sagt: Das sind erst die Wehen, denen du dich nicht entziehen darfst, wenn du ins ewige Leben hineingeboren und gereift werden willst.

Zwischenein muß ich noch ein Wort sagen gegen sehr kluge Gedanken, die auch mein Herz umschlichen haben. Ich spreche jetzt mit den Theologen über jene Ansicht, das Ende sei ständig über uns, wir lebten in jedem Augenblick vor Gott und unser Leben sei faktisch zu Ende; wir brauchten deshalb das alte Wort von einem Ende der Geschichte an einem Tage nicht mehr. O nein, das Leben ist noch nicht zu Ende. Das kann man schon daran merken, wie wacker noch weiter entmythologisiert wird. Hin Leben, das zu Ende ist, entmythologisiert nicht mehr weiter. Mich dünkt, wir seien noch sehr lebendig dabei, uns dem simplen Wort zu entziehen: „Das ist noch nicht das Ende.“ Nur der lebt tatsächlich von dem wirklichen Wort, der alle Tage auf den Herrn zulobt, der noch kommen wird auf einen bestimmten letzten Tag, den ich erwarte und erhoffe. Alles andere ist ein Tun „als ob“.

Es ist ein Kennzeichen der letzten Zeit und des herannahenden Endes, daß es erfüllt ist mit einem christlichen Tun „als ob“. Es ist die Zeit der großen Irreführungen. Augen auf, laßt euch nicht irreführen, sagt Jesus ein paar Mal in unserem Text. Wir sollen verleitet werden, zu tun, als ob das Ende schon aufweisbar wäre, als könnte man schon sagen: der Wille Gottes liegt offen am Tag; jetzt wissen wir, was Gott mit uns vorhat und mit unserem Volk. Seht hierhin: Gott hat uns doch eine unaufgebbare Sendung gegeben! Seht dorthin: Gott hat uns

geschlagen, weil wir Israel angetastet haben! Seht hierhin: Gott will die Wiedervereinigung! Seht dorthin: Gott will, daß wir für die Freiheit sterben! Nein, schaut euch das alles ganz durchdringend an, ob es nicht unerlaubte Verkürzungen sind. Seid nicht so leichtgläubig! Laßt nicht jedem nach, der euch damit erpressen will, daß er die Zeichen der Zeit in einer letzten Eindeutigkeit deuten kann. Diese Fälschmüder und Ubersifrigen sind ein Zeichen dafür, daß ich nahe bin, sagt Jesus, aber nicht so vor aller Augen. Ich bin kein Gott der Zeugen Jehovas und alles, die ihnen nahestehen.

Jesus ist immer noch derselbe wie vor 2000 Jahren, beunruhigend und mühsam in seiner Indirektheit, immer noch nicht erfolgreicher als jener Sämann, immer noch dem Mißverständnis derer ausgesetzt, die den Willen Gottes genau zu kennen meinen und ihn einen Diener Beelzebubs nennen, immer noch unfähig, Böses mit Bösem zu vertreiben, immer noch der, der da versucht worden ist. Was war die Versuchung Jesu in seinem ganzen Leben anderes als das Angebot, kurzschlüssig selber darüber zu befinden, was für Konsequenzen er aus seinem Heilandsein zu ziehen habe, mehr wissen zu wollen als den Willen Gottes? Zum Gehorsam gehört eben, daß er sich versuchen lassen mußte, daß er in der Versuchung beim Vater verharrte und sich nicht zu vorsehnellem Ergreifen der Gelegenheit verleiten ließ. Die Stunde gibt der Vater. Darum hat er sich auch von dem klar erkannten Untergang nicht abschrecken lassen.

Jesus wird nur da zu finden sein, wo wir uns in den Versuchungen um seinetwillen erkennen. Darum weist der Herr jetzt dahin, wo Menschen in verdächtige Bedrängnis geraten. Und das sind wir. Bei Markus heißt es im entsprechenden Text: Schaut auf euch selber. Eigentlich müßte übersetzt werden: Gebt auf euch selber acht, hütet euch! Der eigentliche Kampfplatz seid ihr, ihr seid auch das eigentliche Kampfobjekt. Das ist eines der Zeichen des nahenden Endes, daß man euch von der Hoffnung, der Geduld und der Beharrlichkeit abbringen will. Man wird euch ausliefen, weil ihr zu mir gehört. Die anderen erkennen viel klarer als wir, daß die Christen das eigentliche Zeichen dafür sind, daß die Welt ins Gericht muß, daß ihre Ansprüche unecht und irreführend sind. Die Welt erkennt es besser als wir, daß wir ein Fremdkörper sind in der Welt, daß wir das leibhaftige Ende der Welt sind, das jetzt schon in der Welt unver-

daulich drinsteckt und das man deshalb als einen Fremdkörper ausscheiden muß. Die Völker hassen euch, wird jetzt von den Völkern gesagt. Eigenartig, wie jetzt plötzlich alle Völker zusammenrücken und nicht mehr in ihrem Gegeneinander, sondern als eine Front gesehen werden. Sie sind die Front der gottfremden Menschheit, die nicht anerkennen will, daß Gott in ihrer Mitte seine Menschen hat, an denen er das durchführt, was er für alle vorhat. Das ist uns gestern sehr klar am Judentum aufgezeichnet worden. Nur bedauere ich, daß es uns nicht deutlich genug gemacht worden ist, daß inzwischen etwas Furchtbares geschehen ist: Israel ist eingeschwenkt zu den Völkern. Es hat den ausgeliefert und getötet, der das Ziel aller Wanderungen war: Jesus. Israel hat gemeinsame Sache mit den anonymen Völkern der Welt gemacht, indem es einen Heiland abgoten hat und nicht sehen wollte, daß er der Sinn seiner Geschichte war. Seitdem gibt es kein altes Israel mehr; seitdem gibt es nur widersprüchliche und zwielichtige Aussagen über die Fragmente von Israel, die noch in der Geschichte weiter bewahrt werden. Sie werden bewahrt nicht in der Mitte der Geschichte, sondern in einem Exil, in das sie sich selber hinausgeschlossen haben.

Die Mitte der Geschichte ist jener Jesus, den sie preisgegeben haben und der in diesem Preisgegebenwerden bewahrt und gerettet worden ist durch Gott. Wenn etwas heute in der Geschichte deutbar ist, dann ist es nicht die Geschichte des Judentums, sondern die Geschichte derer, welche aus Juden und Völkern zu Jesus gebracht worden sind, für die er der Ausgangspunkt ihres Lebens, der Herr ihrer Gegenwart und die Hoffnung ihres Endes ist. Sie heißen „das neue Israel“. Von ihnen gilt, daß, wer sich an ihnen vergreift, es mit Gott selber zu tun bekommt. Ihr seid alle miteinander nun wirklich der Augapfel Gottes in dieser Welt. Und wenn man euch auseinanderreißen, aus dem Leibe Christi herauslocken, herauszwickeln, herauszwingen will — das wird geschehen —, dann tastet man Gott an. Sie werden euch preisgeben, sie werden euch hassen, und damit werden sie euch wider ihren Willen bestätigen, daß ihr tatsächlich zum Herrn gehört, der gehaßt und verraten ward. Was heißt „ausgeliefert werden“? Ich werde es euch nicht sagen, denn ich glaube, es gibt genug unter euch, die das besser wissen als ich. Aber zum Haß muß ich noch etwas

sagen. Der Haß ist keine Emotion. Den Hassern sind die Christen einfach unbegreiflich. Sie müssen sie instinktiv ablehnen, weil sie so unberechenbar reagieren. Sie sind so unzuverlässig. Einmal sind sie frei, wo sie eigentlich gebunden sein müßten, und dann wieder sind sie so entsetzlich gebunden, wo sie bloß einen Schritt tun müßten, um frei zu sein. Sie sind so merkwürdig und unergiebig. Sie sind ein Sorgenkind für alle, die Schlagzeilen brauchen. Jeder Versuch, sie irgendwie für die Welt auszubeten, endet mit einer Enttäuschung. Auch wir werden mit unserem Studententag eine Enttäuschung sein für alle, die gedacht haben: Wir werden sie unterstützen; irgendwo gibt es Wasser auf unsere Mühle! Für alle diese Menschen kommt nichts Rechtes heraus aus dem Studententag.

Wenn solche Enttäuschung aber auf uns selber übergreift, dann beginnt der eigentliche Kampf auf diesem Studententag: der Böse will uns entmutigen, damit wir uns nicht daran genügen lassen, daß wir durch Christus zusammengehören. Er wird zu erreichen suchen, daß der eine des anderen überdrüssig wird; daß wir einander nicht recht verstehen; daß wir enttäuscht sind, weil wir nicht zum Wort kommen, nicht recht ausdrücken konnten, was uns am Herzen lag; daß wir dann einander loslassen und Besinnungsgenossen da suchen, wo man uns versteht, auch wenn der Herr nicht zwischen uns steht; daß wir einander preisgeben und verraten. Hier kann einem wirklich der Atem wegbleiben. Denn Jesus sagt nicht: gebt acht, daß das nicht passiert, sondern er sagt: das wird passieren. Bedenkt: unter uns sind Leute, denen das passieren wird. Sie werden sich locken und verführen lassen. Sie werden anfangen, zu verraten und zu hassen. Es wird ihnen etwas Vorletztes wichtiger sein, als daß wir beisammen bleiben. Die Weissagung Jesu nennt uns das Verhängnis, welchem sie erliegen. Sie geraten in den Sog der Ungerechtigkeiten, die in der Welt überhandnehmen. Wo keine heilige Scheu, keine Skrupel und kein Recht mehr die Ruchlosigkeiten aufhalten, da greift der Argwohn um sich. Da isoliert man sich in berechnender Gleichgültigkeit oder kalter Menschenverachtung. Keiner unter uns ist gegen das Verhängnis gefeit, daß die Liebe auch in ihm erkaltet.

Bewahrt bleibt, wer ausharrt. Dies Ausharren belastet uns jedoch nicht mit der unerträglichen Anspannung, ein fernes Ende, dessen Stunde niemand ehnt, zu fixieren.

Nein, bis ans Ende beharrt, wer die Hoffnung nicht fahren läßt, daß der Herr Jesus an seiner Liebe zu uns bis ans Ende festhält. Die Träne Gottes will tagtäglich erprobt werden von denen, die ihm zu Liebe beisammen bleiben. Ich glaube, daß die Christenheit in der bedauernden Lage ist, kein Programm zu brauchen. Wenn sie zusammenkommt, ist das Wichtigste schon getan. Wir brauchen der verführerischen Meinung nicht zu verfallen, es würde unser Zusammensein erst durch das sinnvoll, was wir dann noch machen. Aber wir können nur zusammenbleiben, wenn wir uns gegenseitig von Gott geliebt wissen. Denn können wir einander nicht aufgeben, trotz allem, was von uns aus verkehrt und böse gelaufen ist, auch hier auf diesem Studententage. Ich möchte euch herzlich bitten, daß ihr daran denkt, wenn ihr heute zum Abendmahl geht. Wir werden vieles unerledigt mitnehmen aus unseren Gesprächen, aber es darf und braucht nicht gehässig oder verräterisch zurückbehalten werden, wenn wir zu guter Letzt den Herrn an seinem Tische finden.

Und nun rücken die Völker ein letztes Mal in unser Blickfeld. Wir werden daran gemahnt, daß das Ende erst dann kommt, wenn allen Völkern auf dem ganzen Erdkreis vorgehalten worden ist, wer am Ende kommt. Sind wir uns dessen bewußt, daß wir durch unser Festhalten aneinander für die Vielen ringsum ein Zeichen sind, daß man sich auf das Wort Christi bis ans Ende verlassen kann? Es ist immer eine verdächtige Sache, wenn wir so ungemein mit uns selbst beschäftigt sind. Wir sind nicht für uns da auf diesem Studententag, sondern für alle, die zu den Völkern gerechnet werden. Damit sind die Menschen bezeichnet, die zu Gemeinschaften zusammengelassen sind, ohne sich an den Herrn Christus binden zu lassen. Beherzigen wir, daß die Botschaft, die uns zusammenbindet, letzten Endes jenen da draußen gilt? Keiner wird ausharren bis ans Ende, der nicht damit beschäftigt ist, das Evangelium an sein Ziel zu bringen, nämlich zu den Vielen. Geben wir uns genug Mühe, uns den anderen wirklich verständlich zu machen? Was wir ihnen zu sagen haben, ist das schlichte Evangelium, daß Jesus das Ende auch für sie ist.

Diesem Ende entkommt keiner, ob er es nun leugnet oder ob er sich selbst ein Ende setzt. Wer dies Ende aber für sich anerkennt und dem Herrn Jesus das letzte Wort über sich gibt, der wird von Gott anerkannt werden. Das

heißt gerettet werden, wenn Gott sein letztes endgültiges „Ja“ zu uns spricht. Wir sind es den Menschen in den Völkern einfach schuldig, daß wir ihnen das glaubwürdig machen: „Ihr sollt gerettet werden!“ Ich glaube nicht, daß ein Volk das insgesamt annimmt und Buße tut. Ich glaube aber, daß immer wieder Menschen Buße tun werden. Ich meine, daß Menschen dann sehr persönlich sa-

25-2488-65
gen können: „In Verbindung mit diesem oder jenem Ereignis meines Lebens und unserer Geschichte bin ich zur Buße gerufen worden und ich frage euch andere: geht es euch vielleicht auch so?“ So kann Buße wachsen in einem Volk. Wir werden nicht um sie herankommen. Denn sie verbürgt die Zukunft die uns retten soll.

Institut für Zeitgeschichte - A 111



Dr. Heinz Zahnt war nach dem Kriege Studentenfarrer in Kiel. Seit 1954 ist er Mitarbeiter in der Redaktion des Sonntagabblattes in Hamburg.

Dr. Heinz Zahent

Welchen Einfluß hat
der Glauben an Jesus Christus
auf die nationale Hoffnung?

Das Gelände, auf dem der Kirchentag in Leipzig stattfand, war auf der einen Seite begrenzt durch den sowjetischen Pavillon, der in seinem Stil eine seltsam anmutende Mischung aus einer mehrschichtigen Hallenkirche und einem Moskauer U-Bahnhof darstellt, im Innern mit einer überlebensgroßen Statue Stalins, über der, ähnlich wie in St. Peter zu Rom, im Rund der Kuppel die Worte laufen „Die Werke Stalins dauern durch die Jahrhunderte“, an den Wänden geschnitten mit Bildern aus dem Leben des werktätigen Volkes und außen gekrönt mit dem hohen roten Sowjetstern. Auf der anderen Seite des Geländes ragte der graue Koloss des Völkerschlachtdenkmal empor, an der Stirnseite die Riesengestalt des heiligen Michael, über der die Inschrift steht „Gott mit uns“, im Innern der Krypta mit den Totenwächtern und den Symbolen der deutschen Tugenden und außen als Kreuz um die Kuppel herum die zwölf riesigen Kriegergestalten, die als Hüter der Freiheit des deutschen Volkes weit ins Land schauen.

Das Problem

Diese geographische Ortsbestimmung des Kirchentages erscheint fast symbolhaft für die gegenwärtige Situation der Kirche Gottes in der Welt. Auf der einen Seite der Tempel der neuen messianischen Erwartung, auf der anderen das Heiligtum der alten nationalen Hoffnung — und zwischen diesen beiden spielte sich der Kirchentag ab, zwischen diesen beiden geschieht heute Kirche. Im Mittelpunkt des Geschehens in Leipzig stand fraglos der sowjetische Pavillon. Was dem Leipziger Kirchentag sein besonderes, einmaliges Gepräge gab, war das,

was sich hier ereignete. Auch an dem Völkerschlachtdenkmal sollte eine Männerkundgebung stattfinden, mit dem Thema „Gott will Realisten“ — „Gott will Realisten“: was für ein Thema angesichts dieses Denkmals, zu dessen Füßen der nationale Rausch so manches Mal seine Feste gefeiert hat! Aber die Kundgebung fiel aus wegen Regens. Auch das könnte fast wie ein Zeichen erscheinen. Die nationale Hoffnung spielt im Osten scheinbar keine Rolle mehr. Mag man auch, aus welchen Gründen immer, die nationalen Überlieferungen pflegen und sogar die nationale Eigenständigkeit betonen — die Nation ist hier doch nicht mehr die alles bestimmende Größe. Die Klasse ist das auserwählte Volk in allen Nationen.

Anders verhält es sich bei uns im Westen. Wir bemühen uns hier ja mit Ernst um eine neue Staatlichkeit, um eine neue Bindung und Verteidigung unseres staatlichen Lebens. Wir suchen nach einem Ferment, das das Ganze zusammenbindet. Manchmal blicken wir vielleicht sogar mit einem gewissen Neid zum Osten hinüber, wo sie eine festgefügte, nützliche Ideologie besitzen, die sich bis in die äußerste Regung staatlichen und gesellschaftlichen Lebens ausprägt. Man kann einen Staat eben nicht nur am Reißbrett konstruieren. Es gehört mehr dazu. Dieses Mehr aber kann man nicht machen. Eine Nationalhymne kriegt man nicht auf Bestellung — das haben wir erlebt. Und so beginnen wir nun in unserem Bemühen um eine tiefere Bindung unseres staatlichen Lebens, nach dem zurückzutragen, was sich für uns seit mehr als einem Jahrhundert in dem Begriff der „Nation“ zusammenfaßt. Wie das im einzelnen aussieht und in welchen verschiedenen, oft abstoßenden Erscheinungen sich das ausdrückt,

brauche ich nicht zu schildern. Es geschieht ja auch nicht in geplantem Rückgriff, nicht in bewußter Reflexion und als festumrissenes Programm (oder doch nur höchst selten), sondern in unbewußten Stimmungen und Gefühlen. Unbewußte Stimmungen und Gefühle aber haben sich oft als geschichtsmächtiger erwiesen als klare Gedanken und Programme.

Aber damit steht nun die Frage vor uns: Kann der Begriff der Nation noch leisten, was wir von ihm erwarten? Ist er noch kräftig genug, um unser staatliches Leben zu tragen? Hält der Boden noch, auf den wir treten? Ja, ist der Begriff der Nation überhaupt für alle Zeit notwendig für die Erhaltung staatlichen Lebens? Und wenn er das ist, woher hat er dann seine Notwendigkeit, aus sich selbst oder von anderswo her? Oder ist die Nation vielleicht gar nicht von dauernder Notwendigkeit, sondern nur das Ergebnis einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung, die in unseren Tagen ausläuft? Wir hören heute ja manchmal davon reden, daß das Ende der Nationalstaaten gekommen sei. Das alles ist nun nicht nur eine historische, sondern auch eine eminent theologische Frage. Denn die Nation hat von jeher eine merkwürdige Affinität zur Religion gezeigt. Diese Affinität kritisch zu untersuchen, fällt dem Theologen zu. Und weiter: wenn wir uns überlegen, ob die Zeit der Nationen vorüber sei, dann steht dahinter doch verborgen die Frage nach dem Willen Gottes in der Geschichte, nach seinem Anspruch an uns in der gegenwärtigen Stunde. Also wiederum eine theologische Frage. Darum geschieht es mit gutem Recht, wenn in dem Vorbereitungsheft dieses Studententages die Frage aufgeworfen wird: Welche theologische Relevanz hat der Begriff der Nation? Was ist der theologische Sinn von Nation? Diese Frage erscheint doppelt berechtigt, wenn wir bedenken, daß wir hier im Westen doch christlich sein möchten. Nach der theologischen Relevanz einer Sache fragen aber heißt nicht nur, ihren allgemeinen religiösen Gehalt feststellen, gleichsam ihre religiöse Temperatur messen, sondern heißt die in Frage stehende Sache dem Urteil des Gottes unterwerfen, der uns in Jesus Christus seinen Willen kundgetan hat. Nach der theologischen Relevanz des Begriffes „Nation“ fragen, heißt also, die Nation in das Licht der Christusoffenbarung rücken. Und so stehen wir vor der Frage: Welche Bedeutung hat der Glaube an Jesus Christus für die nationale Hoffnung?

Volkwerdung in Europa

Es ist nun gar nicht einfach anzugeben, was die Nation eigentlich ist. Zuviel schwingt darin mit. Vielleicht ist eine einhellige Definition überhaupt unmöglich. Der Begriff hat sich ja auch erst im Laufe der Geschichte entfaltet, bis er jene Energie und Fülle enthält, die er heute für uns hat. Am besten arbeiten wir uns wohl an ihn heran, indem wir von dem Begriff des Volkes ausgehen. Die Größe Volk ist durch ein Dreifaches bestimmt. Da ist zunächst die biologische Grundlage. Aber das biologische Verständnis allein reicht nicht aus. Als bloßes „Biologoumenon“ wäre das Volk anonym, hätte es kein Gesicht. Man kann einem herausgenommenen Blinddarm nicht ansehen, ob er einem Deutschen oder einem Engländer gehört hat; Blinddarm ist Blinddarm, gleichgültig, in wessen Bauch er sitzt. So ist der Biologe allein nicht im Stande, uns zu sagen, was ein Volk ist. Volk ist eben nicht nur Natur, nicht nur ein bloßer Verwandtschaftsbegriff, sondern „eine auf der natürlichen Grundlage ins Schicksalhafte vordringende Ordnung“. Ein Volk wird immer erst durch das Rätselhafte und Undurchdringliche des geschichtlichen Schicksals, das es erleidet und gestaltet. Die Physiognomie eines Volkes ist geprägt durch seine Geschichte. Und endlich gehört zum Volk die gemeinsame Sprache, in der es sich ausdrückt. Volk ist nur dort, wo ein Volk sich seiner selbst bewußt ist, wo ein Volk spricht: Ich bin; und eben dieses Selbstbewußtsein drückt es in der ihm eigenen Sprache aus.

Die Volkwerdung in Europa vollzog sich um das 9. und 10. Jahrhundert. Damals begannen Deutsche, Franzosen, Engländer, Polen usw. als Individualitäten hervorzutreten. Aber das war ein langer Prozeß, der sich über Jahrhunderte hinzog: Wann sind die Holländer gekommen, wann die Belgier? Andererseits: Wo sind die Bretonen geblieben, wo die Burgunder? Im Mittelalter hat man auch schon von „Nationen“ gesprochen. An den Universitäten waren die Studenten in „Nationen“ gegliedert, auf den großen Reformkonzilien des ausgehenden Mittelalters stimmte man nach Nationen ab, und das Heilige Römische Reich war ein Reich deutscher Nation. Im 14./15. Jahrhundert begannen dann die großen nationalen Machtstaaten im Westen aus dem Unum Christianum hervorzutreten. Zur gleichen Zeit schwärmten die Humanisten in Deutschland von der Wiedererweckung

vergangener Reichsgröße. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt sich der deutsche Nationalgeist dann in der Tat seiner Eigenart bewußt zu werden; in ihrem Denken, Dichten und Singen wird die Nation eins. Aber aus alledem hat man damals noch keine politischen Konsequenzen gezogen. Der Begriff der „Nation“ war noch nicht mit den ungeheuren politischen Energien aufgefüllt, die sich in unseren Tagen entladen sollen. Als politischer Willensträger galt der Souverän, daneben allerhöchstens die Stände, also der Adel und die Prälaten. Von Nation in unserem Sinne aber können wir erst dort reden, wo sich das geeinte Volk nach innen eine gemeinsame Ordnung gibt und nach außen seinen Willen geschlossen durchsetzt, wo das Volk sich mit dem Staat identifiziert und als Staatsvolk alle seine politischen, wirtschaftlichen und geistigen Energien auslebt.

Frankreich ist darin vorangeschritten. In der Französischen Revolution konstituiert sich der dritte Stand als Nation. Jetzt wird die Nation zum politischen Willensträger: die Nation ist der souveräne Staat, und der souveräne Staat ist die Nation. Fortan empfängt der Staat seine Würde nicht mehr aus der Aufgabe, Hüter von Recht und Frieden zu sein, sondern aus der Idee der Nation. Damit hört er auf, eine göttliche Ordnung zu bilden. Eine Würde aber braucht der Staat nun einmal, und so strömt in das entstehende Vacuum von selbst der geistige Inhalt der Nation ein. Die Nationalisierung Frankreichs bedeutet zugleich seine Säkularisierung.

Dabei wird der Staat sofort religiös überhöht. Das bisherige Verhältnis von Staat und Religion wird genau umgekehrt. Im Mittelalter war der Staat für die Religion da, jetzt hat die Religion für den Staat da zu sein. Im Juni 1792 verfügt die Gesetzgebende Versammlung, daß in allen Gemeinden ein Vaterlandsaltar errichtet werden sollte, auf dem die Erklärung der Menschenrechte einzumeißeln sei, dazu die Inschrift: „Die Staatsbürger werden geboren, leben und sterben für das Vaterland.“ Das einzige Dogma dieser „Vaterlandsreligion“ ist die Gleichheit aller. Das ist in der Tat eine neue Religion — aber was bedeutet diese neue Religion anders als die vollendete Säkularisierung? Knepp anderthalb Jahrhunderte später sollten wir in Deutschland Ähnliches erleben: da waren Altar die Stufen der Feldherrnhalle, und das einzige Dogma dieser Religion, die sich als positives

Christentum ausgab, lautete: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

So ist der Nationalstaat in Europa zunächst ein Ergebnis der französischen Geschichte. Hier ist der neue Nationalismus, der dann für die ganze Welt vorbildlich werden sollte, zum ersten Male verwirklicht worden. Frankreich ist sozusagen „der klassische Fall der Nation“ geworden; von ihm aus hat sich das Ideengut des Nationalismus in die anderen Länder verbreitet.

Von hier aus ist es auch nach Deutschland gekommen. Das ist zunächst wichtig als historische Feststellung, da man auch an der Entstehung des Nationalismus Preußen Schuld gegeben hat. Der Nationalismus ist aber nicht von den Kasernenhöfen Potsdams ausgegangen, sondern von den Bänken der Volksvertretung in Paris. Freilich ist er dann auch nach Deutschland gekommen. Aber das deutsche Volk hat die französischen Ideen nicht einfach übernommen, sondern hat sie seiner Art entsprechend abgewandelt und vertieft, dadurch aber nicht ungefährlicher gemacht. Immer hat ja dieses „wunderlich fromme Volk“ die umstürzlerischen Ideen, die aus der Fremde zu ihm kamen, gemildert und mit seinem Glauben in Einklang zu bringen versucht. Während man zur Zeit der Renaissance in Italien unbekümmert den heidnischen Idealen der Antike anhing, blieb das Leben in Deutschland übertönt vom Klang der Kirchenglocken, und während die französischen Aufklärer unbekümmert das Dasein Gottes leugneten, mühten die deutschen sich um einen Ausgleich von Vernunft und Offenbarung. Und so wurden auch jetzt zu Beginn des 19. Jahrhunderts die französischen Ideen verwandelt und vertieft, ja eher abgestoßen als angezogen.

Die Romantik und das deutsche Nationalbewußtsein

Durch zwei große Bewegungen war die geschichtliche Situation Deutschlands damals bestimmt: durch die Romantik und durch den Befreiungskampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Diese beiden Bewegungen haben in gegenseitiger Wechselwirkung der nationalen Hoffnung in Deutschland die Ausprägung gegeben, die für sie bis ins 20. Jahrhundert hinein charakteristisch geblieben ist. Vier Kennzeichen sind hervorzuheben.

1. Volk und Nation erhalten eine enge Beziehung zueinander. Während die Nation in Frankreich vornehmlich auf den Staat bezogen ist, ist sie in Deutschland stärker auf das Volk bezogen. Der Unterschied geht ins Vokabular hinein: nationalité bezeichnet in Frankreich die Staatszugehörigkeit; in Deutschland meinen wir mit Nationalität hingegen die Volkstumszugehörigkeit. Die Wurzel für diese Unterscheidung liegt bereits in der Romantik. Sie bringt ein Dreifaches für das Verständnis der Nation ein: ihr Staatsideal, das im Unterschied zur mechanischen Staatseuffassung der Aufklärung, wie sie die Lehre vom Gesellschaftsvertrag darstellt, den Einzelnen und die Gemeinschaft schöpferisch aufeinander bezieht; die Idee des Volksgeistes, das lebendige Erleben des eigenen Volkstums; und endlich die Besinnung auf die geschichtliche Vergangenheit, der neu erwachte historische Sinn. Dies alles führt dazu, daß das neu entstehende Nationalbewußtsein in Deutschland tiefer im Volklichen verwurzelt ist als etwa in Frankreich. So schreibt Jahn im „Deutschen Volkstum“ (1817): „Nichts ist ein Volk ohne Staat, ein seelenloses Kunstwerk . . . nur ein Schatten vom Leben, ein lebloser, luftiger Schemen. Ein Volk ohne Staat ist entleert wie die wehflüchtigen Juden und Zigeuner. Ein Staat ohne Volk ist entseelt wie die Zwingherrinnen aller Zeiten. Staat und Volk in Eins geben erst das Reich, und dessen Halt- und Waukraft bleibt das Volkstum.“ Dieser volkliche Unterton hat bei uns Deutschen in unserer nationalen Hoffnung immer mitgeschwungen, bis er nach dem ersten Weltkrieg in der sog. volkischen Idee zur Dominante und zum allbeherrschenden Prinzip wurde.

2. Der kämpferische Gegensatz gegen eine als feindlich empfundene Umwelt wird ein starkes Element im deutschen Nationalbewußtsein. Achim v. Arnim schreibt in einem Brief aus der Zeit der Befreiungskriege: „Unter den Waffen fand ich mein Vaterland und mein Volk, das ich so lange vermißt und vergebens gesucht hatte.“ „Unter den Waffen“ — das ist entscheidend. Unter den Waffen ist das deutsche Nationalbewußtsein entstanden, es ist aus einer Kampfsituation erwachsen, aus der Auflehnung gegen eine Fremdherrschaft. So haftet dem deutschen Nationalismus von Anfang an ein kämpferischer Zug an, er ist belastet durch die Feindschaft gegen den „Erbfeind“ Frankreich. Aber auch nachdem die Ein-

heit des Reiches hergestellt ist, bleibt er kämpferisch bestimmt, nur daß sich das Schwergewicht des Gegensatzes jetzt mehr nach dem Osten verlagert. In der Grenzkampf Stimmung gegen die Slaven steigert sich der deutsche Nationalismus bis zur Selbstüberhebung der „germanischen Herrenrasse“ über die „slawische Sklavennator“. Schließlich findet er neue Nahrung an der Parole „Volk ohne Raum“, mit der die völkische Bewegung neuen nationalen Lebensraum durch Expansion fordert. Dieser ständige kämpferische Gegensatz gegen eine als feindlich empfundene Umwelt hat den deutschen Nationalismus zu einem „Kampf“ gesteigert, der sich dann im Dritten Reich so scheußlich entladen hat (G. Ritter).

3. Gesteigert wird der kämpferische Einsatz durch das Bewußtsein, eine besondere Sendung in der Geschichte zu haben, die keiner anderen Nation auf Erden zukommt, nicht einen Auftrag unter anderen Aufträgen — daß etwa jedes Volk seinen besonderen Auftrag hätte —, sondern einen höchsten, letzten Auftrag, der das deutsche Volk über alle anderen Völker hinaushebt. So schreibt Schiller in der „Deutschen Größe“ (1797): „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Bente der ganzen Zeit, und des Deutschen Tag wird scheitern, wenn der Zeiten Kreis sich füllt.“ Von Schillers Auffassung der Deutschen als dem „Kern der Menschheit“ führt eine Linie über Fichtes Vorstellung von dem „Urvolk, das das Recht hat, sich das Volk schlechthin zu nennen“, zu dem Wort von dem deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll.

Dies alles ist natürlich zunächst nicht imperialistisch gemeint, nicht im Sinne einer militänten Weltüberoberung. Aber es ist doch nur ein Schritt, um daraus auch politische und militärische Konsequenzen zu ziehen. Dies Sendungsbewußtsein drängt ja geradezu dahin, nun auch zu verwirklichen, was es glaubt, den anderen Nationen an dem eigenen gottgespendeten Segen Anteil zu geben — und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Das Wesen des Einzelnen wird auf diese Weise wundersam gesteigert. Jedes noch so schlichte Glied der Nation wird auf eine nie geahnte weltgeschichtliche Höhe emporgehoben und beginnt sein kleines Ich mit dem großen Ich der Nation zu identifizieren. Auf diesem Wege strebt es nach seiner Selbstverwirklichung. Nimmt es uns da wunder, wenn wir sehen, wie bei den großen nationalen

Feiern auf den Gesichtern der Menschen fast eine göttliche doxa, gleichsam ein himmlischer Lichtglanz liegt? Selbstverständlich steht das deutsche Volk mit diesem nationalen Sendungsbewußtsein nicht allein. Fast jede Nation teilt es. England dünkte sich das auserwählte Volk des Herrn, das das Recht auf den Meeren auszuteilen hat; Frankreich verstand sich lange Zeit, und vielleicht immer noch, als das Missionsvolk der Zivilisation in Europa; und in Rußland hielt man den russischen Menschen für den Almenschen. Moskau galt als das dritte Rom. In den mannigfach verschlungenen Prozetzen von Nationalisierung und Säkularisierung scheint jede Nation den Titel des auserwählten Volkes, der alleine Israel zukommt, auf sich zu übertragen. So wird das Volk zum eschatologischen Heilsträger in der Geschichte — ein gefährliches Selbstverständnis, das jederzeit zu einer metaphysischen Rechtfertigung brutaler Expansionspläne werden kann.

plan, in dem Gedicht eines Hugenotten aus derselben Zeit. Es ist als Zwiegespräch zwischen einem Franken und einem Preußen geschrieben:

Franke:

Gladiatoren sind wir, stumm ergeben
Einer eisernen Notwendigkeit;
Christen nicht, die froh der Erd' entschwoben,
Wenn der Todesengel es gebeut ...

Preuße:

Auf dem Feld erheben sich Altäre,
Und das Lager wird zum Heiligtum,
Tiefe Demut vor dem Gott der Heere
Krönt unsers Königs Heldenruhm.
Mit dem Ew'gen schließt die tapf're Menge
Froh des Sakramentes festen Bund,
Und der Kirche heilige Gesänge
Klingen schöner aus der Krieger Mund.

4. Damit kommen wir zu dem Kern des deutschen Nationalbewußtseins, damit treten wir gleichsam in das innerste Heiligtum der nationalen Hoffnung ein. Wie Gott einst mit dem Volke Israel einen Bund geschlossen hat, so hat er jetzt zur Bezwingung Napoleons einen neuen Bund geschlossen, mit dem deutschen Volk: die Sache der Deutschen ist die Sache Gottes. Darum ist die kämpferische Selbstbehauptung des Volkes Gottesdienst, der Einsatz im Kampf Frömmigkeit. So schreibt E. M. Arndt im „Geist der Zeit“: „Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für Eine Sache, mit dem blutigen Schwert der Rache zusammenzulaufen, das ist die Religion unserer Zeit ... Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu Einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen und zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit ... das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder ... seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen.“ „Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottesdienst.“ Das ist der Gott, der Eisen wachsen liebt!

Gottes Wille in der Geschichte liegt vor dem Schreiber dieses Gedichtes offen aufgedeckt. Es scheint klar: Gott steht auf der Seite der Preußen, und so wird der Krieg zu einem heiligen Krieg. Damit ist der kämpferische Gegensatz zugleich religiös überhöht. Die Franzosen gehorchen nur wie Heiden stumm ergeben einem blinden Schicksal, die Preußen hingegen ziehen als Christen in den Kampf, in der Überzeugung: Gott ist mit uns! So wird Gott zum Garanten der nationalen Wohlfahrt, der Herr des Lebens wird zum bloßen Lebens-Mittel. Peinlich wird die Sache nur, wenn Hüben und drüben dieselbe Überzeugung herrscht, wenn jede der beiden Parteien meint, daß Gott mit ihr, und nur mit ihr, sei. Deshalb trömer wieder das Dilemma, wenn im Kriege jedes Volk für den Sieg der eigenen Sache betet. Der Vorwurf, daß die Kirche die Waffen im Kriege gesegnet habe, ist zwar ein alter marxistischer Leichenhüter. Dennoch sollten wir diesen Vorwurf nicht einfach abtun, sondern sollten uns durch ihn immer wieder verwunden lassen. Denn es ist doch nun einmal eine Tatsache, daß die Regierungen sich im Kriege auf die Kirchen im allgemeinen verlassen konnten!

Noch deutlicher wird die Identifikation der eigenen nationalen Sache mit dem Willen Gottes, die Unentbehrlichkeit des deutschen Volkes für den göttlichen Welt-

Wo Gott so zum Garanten der nationalen Wohlfahrt wird, dort wird der Universalismus seines Heilswillens eingeschränkt, dort wird der König der Welt ein bloßer

Territorialfürst, dort wird Gott letzten Endes aufgeteilt in einen deutschen, einen französischen, einen englischen Gott. Dort kann man dann mit E. M. Arndt sagen: „Der alte Gott, der deutsche Gott, läßt sich noch immer schauen.“

Geschichtsdeutung „ex analogia entis“

Ist das nun alles nur Geschichte? Ist das alles ein für allemal vorbei? Oder lebt es noch in irgendeiner Form in uns, vielleicht unbewußt? Jede Begegnung mit der Geschichte bedeutet ja eine Revision der Geschichte, nicht in dem pharisäischen Sinne, daß wir die Wege der Väter verurteilen, sondern daß wir ihre Wege als unsere Möglichkeiten erkennen.

Die Gleichsetzung des Politisch-Nationalen mit dem Religiösen ist etwas, das in jedem Menschen tief angelegt zu sein scheint, wenigstens im europäischen. Seine Wurzeln liegen bereits im Vorchristlichen. Es ist eine bestimmte Art, die Geschichte zu betrachten, die sich darin ausdrückt. Wir können sie die Geschichtsbetrachtung „ex analogia entis“ nennen. Denn sie beruht auf der Annahme, daß zwischen dem Sein Gottes und dem Sein der Welt eine erkennbare Entsprechung besteht, und daß es demnach möglich ist, von der sinnlich-wahrnehmbaren Erscheinung auf den Willen Gottes zurückzuschließen. Der natürliche Mensch stellt sich gleichsam an den Wegrand der Geschichte und läßt die einzelnen Ereignisse an sich Revue passieren, um auf diese Weise den Willen Gottes abzulesen. Und da er weiß — wobei eigentlich? —, daß Gott gerecht und gut und mächtig ist, vermutet er ihn dort, wo er Stärke, Macht und Reichtum sieht. Der Erfolg ist für ihn der Ort Gottes in der Geschichte. Diese Art, die Geschichte ex analogia entis zu betrachten, erscheint Luther als das Kennzeichen und Grundprinzip aller natürlichen Religion: „Dies ist der größt und weitest Glaube oder Religio auf Erden, darauf alle Menschen nach Fleisch und Blut bleiben, können auch kein anders für Seligkeit achten.“

Wenn ich aber nun Gott unmittelbar im Sichtbar-Anschaulichen konstatieren zu können meine, dann werde ich ganz von selbst bestrebt sein, mir und meinem Tun den Anschein einer sichtbar-anschaulichen göttlichen Bestätigung zu geben. Wer in dem geschichtlichen Erfolg das sichtbare Zeichen göttlichen Wohlgefallens erblickt,

der wird sich in seinem Handeln auf das göttliche Recht oder die gute Sache berufen; der wird für sein Tun die Bestätigung Gottes in Anspruch nehmen. Und so wird das „Gott mit uns“ zum Impuls des nationalen Handelns und zum zentralen Dogma der nationalen Religion. So ist es schon im antiken Heidentum. Für die ganze antike Religion gilt die Anschauung, daß die Götter die politischen Gemeinschaften der Menschen, Stadt, Stamm, Volk und Reich, tragen und schützen. Das nationale Glück als Beweis der göttlichen Erwähltheit und das nationale Unglück als Zeichen des göttlichen Zornes anzusehen, gehört zum festen Bestandteil des politischen Glaubens in aller Welt. Den Römern lag darum so viel an der rechten Verehrung der Götter, weil sie meinten, daß davon die Wohlfahrt ihres Staates abhänge. Hatten sie Erfolg, so nahmen sie dies als eine Bestätigung dafür, daß sie die richtigen Götter besaßen und sie in der richtigen Weise verehrten; hatten sie Mißerfolg, erlitten sie eine Niederlage, so fragten sie sogleich, wo man es an der rechten Verehrung der Götter habe fehlen lassen. Und eben darum verfolgten sie die Christen, sie konnten gar nicht anders als sie verfolgen, denn durch ihre Verleugung, den Göttern zu opfern, drohten sie nationales Unheil heraufzubeschwören.

Aber wird es denn mit dem Sieg des Christentums sehr viel anders? Bei Konstantin dem Großen tritt nur an die Stelle der vielen Götter resp. des heidnischen Summus Deus der Christengott, das Wesen seiner Frömmigkeit aber bleibt das gleiche. Auch bei ihm bildet die Überzeugung, daß die rechte Verehrung der Gottheit das Wohl des Staates garantiere, das Herzstück der Religion. In seinem Sieg über Maxentius am Ponte molle hat sich der Christengott sichtbar zu ihm bekant, und so sieht er es fortan als seinen göttlichen Auftrag an, dem Glauben an diesen Gott Schutz und Raum zu verschaffen. Wo dieser Glaube gestört wird, dort ist höchste Gefahr für den Staat im Verzug; dort droht nationales Unheil. Darum ist Konstantin so sehr interessiert an der Einheit der Kirche, darum greift er in den denatistischen Streit in Nordafrika ein, darum sucht er die Lehrstreitigkeiten innerhalb der Kirche zu schlichten. Der nationale Glaube kann keine Konfessionen brauchen. Das alles ist nicht politische Berechnung im niederen Sinne, sondern das stammt aus jener uralten Verquickung von Religion und Politik, aus jener Gleichung zwischen Gott und Ge-

schichte, aus jener Geschichtsbetrachtung der analogia entis, die das Urprinzip aller natürlichen Religion darstellt und auch durch die Geschichte der christlichen Kirche hindurchgeht, so wahr die natürliche Theologie die christliche allzeit wie ein Schatten begleitet hat. Seine magische Verdichtung erfährt der politische Glaube in dem Symbol der Fahne. Die Fahne ist das Unterpfand des göttlichen Beistandes, sie verbürgt den Sieg und wird deshalb als „heilig“ aus der profanen Sphäre ausgegrenzt. Von der Fahne geht magische Kraft aus; die Fahne gehört an den Altar. Auch das beginnt bereits bei Konstantin dem Großen. Vor der Schlacht gegen Maxentius schaut er im Traum das Zeichen des Kreuzes mit der Versicherung, daß er in diesem Zeichen siegen werde. Und alsbald läßt er das Christusmonogramm an den Schilden seiner Legionäre befestigen und macht es zum Feldzeichen, das den Soldaten in der Schlacht vorangetragen wird. Oder ein anderes Beispiel. Nach einer alten Sage soll der Danebrog, die dänische Fahne mit dem weißen Kreuz im roten Feld, eines Tages vom Himmel herabgefallen und von einem Hirtknaben auf der Heide gefunden worden sein. Als ich im Januar 1949 mit Kommilitonen in Kopenhagen war, sahen wir in der Grundtvig-Kirche unmittelbar hinter dem Altar einen riesigen Danebrog von der Decke bis auf die Erde herabhängen; aber wir fanden keinen Crucifixus auf dem Altar. Als wir einem unserer dänischen Freunde unser Erschrockensein darüber ausdrückten — wir waren damals ja gebrannte Kinder —, da zeigte dieser sich zwar auch befremdet, meinte aber dann doch, daß das Kreuz schließlich im Danebrog vorhanden gewesen sei. Nicht wahr, von hier aus ist nur noch ein kurzer Schritt zu dem Gott in den Standarten.

Das Kreuz Jesu Christi über den Völkern

Das alles ist der Gott, der Eisen wachsen läßt. Das ist der Gott in der Geschichte. Das ist auch Gott. Ganz gewiß ist Gott in allem Geschehen der Geschichte da, aber er ist in ihm verborgen da, sein Antlitz ist uns darin verhüllt. Wo Gott uns sein Antlitz aufdeckt, dort ist es ganz anders. Das ist nicht mehr der Gott, der Eisen wachsen läßt und keine Knochle will, sondern das ist der Gott, der selber Knecht geworden ist und am Holz des Kreuzes hängt. Wenn Gott nach menschlichem Urteil

irgendwo in der Geschichte nicht sein kann, dann in Jesus Christus. Denn wo treten uns Niederlage und Mißerfolg deutlicher entgegen als am Kreuz auf Golgatha? Wo geht es „ungöttlicher“ zu als hier? Und gerade hier ist Gott am Werk! Indem Gott tötet, macht er lebendig; indem er verurteilt, rechtfertigt er; indem er zerstört, baut er; wenn er uns in die Tiefe führt, macht er uns groß; wo er am fernsten scheint, dort ist er am nächsten. Kurzum, Gott ist gerade immer dort, wo die Menschen meinen, dort könne doch Gott nicht sein.

Damit ist jeder Geschichtsbetrachtung, die in analogem Rückschluß den Willen Gottes meint an der historischen Wirklichkeit ablesen zu können, das Urteil gesprochen. Nachdem es sich ereignet hat, daß Christus gekreuzigt worden ist, ist es uns untersagt, jeden Sieg als Gnade und jede Niederlage als Strafe Gottes zu deuten, aus dem Erfolg auf seine Nähe und aus dem Mißerfolg auf seine Ferne zu schließen. Gott selbst hat durch Christus alle menschlichen Versuche, seinen Standort in der Geschichte festzulegen, widerlegt. Das Kreuz Jesu Christi streicht die Geschichtsbetrachtung ex analogia entis durch. Damit aber trifft es den nationalen Glauben ins Herz.

Die Umkehrung des menschlichen Urteils durch die Christusoffenbarung darf nun aber nicht dazu verleiten, wiederum eine Gleichung aufzustellen, diesmal nur die umgekehrte, und also nun nicht Sieg, Erfolg und Glück, sondern Unglück, Mißerfolg und Niederlage als Beweise der besonderen Nähe Gottes, als Zeichen göttlicher Erwähltheit zu nehmen. Wer so urteilt, verfährt wieder nach einer — diesmal nur negativen — analogia entis. Auch auf diese Weise hat sich die nationale Hoffnung zu begründen versucht. So hat sich das polnische Volk als der leidende Messias unter den Völkern verstanden; nationales Unglück und politisches Leid wurden von ihm als Zeichen der besonderen göttlichen Erwähltheit gedeutet. Und waren wir Deutschen in den ersten Jahren nach dem Kriege von solcher Geschichtsdeutung gar zu weit entfernt? Zunächst hatten wir 1933 geglaubt, daß der „Frühling der Nation“ eine besondere Gnadenstunde Gottes sei. Wir hatten die Windsäcke gleichsam weit aufgespannt und warteten darauf, daß der Heilige Geist hineinblasen sollte. Aber der Heilige Geist blieb nicht. Nachdem sich so der nationale Aufbruch nicht als ein Zeichen der besonderen Nähe Gottes erwiesen hatte,

meinten wir 1945 nun umgekehrt, daß die Stunde des nationalen Unheils eine Stunde des göttlichen Heils sei. Aber auch wer auf diese Weise, auf dem Wege einer analogia entis negativa, die Geschichte zu deuten sucht, stellt sich das Göttliche als ein innerweltliches Phänomen vor, das der Mensch zu konstatieren vermag, und sucht Gott so wiederum in der Geschichte festzulegen und an die eigene Nation zu binden.

Das Kreuz Jesu Christi bedeutet das Ende jeder sichtbaren Analogie zwischen Gott und der Geschichte und damit das Ende aller Nationalreligion. Der Gott, der sich in Christus offenbart, ist nicht eine Projektion oder Ausweitung nationaler Ideale, nicht eine komplementäre Ergänzung der Nation — dieser Gott steht über allem, über Mensch und Nation, und muß als Feind erfahren werden, bevor er als Freund erkannt werden kann. Gott muß zunächst ein „Gott gegen uns“ sein, bevor er ein „Gott mit uns“ sein kann.

Deutlich wird dies in einer Szene des Alten Testaments. David hat den Erbfeind, die Philister, besiegt und die Einheit des Reiches hergestellt. In diesem Augenblick erinnert er sich an die Bundeslade. Jahrzehntlang war sie vergessen, jetzt wird sie wieder hervorgeholt. Was bedeutet das? Einmal den Rückgriff auf die Tradition, die Besinnung auf die große geschichtliche Vergangenheit, auf die Wüstenzeit, gleichsam auf das herrliche göttliche Mittelalter. Zum andern aber steht dahinter der Wunsch, daß man Gott dabei haben will; Gott soll den Schlußstein in der Kuppel des Reichsbauwerks bilden. So ruft man die junge wehrhafte Mannschaft zusammen und veranstaltet ein großes Fest, in dessen Verlauf die Lade feierlich eingeholt wird. Aber da geschieht es, daß die Rinder, die den Wagen ziehen, scheuen. Die Lade beginnt zu wanken. Der junge Usa springt hinzu, um sie zu halten, aber da wird er von einem Schlag getroffen und sinkt tot zu Boden. Es ist gefährlich, mit dem lebendigen Gott umzugehen. Gott läßt sich nicht ohne weiteres für unsere nationalen Zwecke handhaben. Gott bedeutet nicht Steigerung, sondern Grenze menschlicher Macht und Absicht. Als Usa tot am Boden liegt, bekommt David Angst. Er gibt seinen Plan auf und läßt die Bundeslade im Hause Obed Edoms unterstellen. Aber da geschieht es nun, daß von der Lade ein Segen über das Haus Obed Edoms ausgeht. Und jetzt darf David auch die Bundeslade einholen.

Gott läßt nicht über seine Gegenwart verfügen, sondern gibt und versagt sich, wie er will. Nicht der Mensch bestimmt Stunde und Ort des göttlichen Heils, sondern Gott verfügt, wann und wo er sich von uns finden lassen will, und der Mensch hat nichts anderes zu tun, als auf die Stunde Gottes zu warten und sich an den Ort zu begeben, an dem Gott mit ihm reden will.

Aber das Kreuz Jesu Christi offenbart nicht nur die Transzendenz Gottes, seine Jenseitigkeit und Fremdheit gegenüber allen Nationen, sondern in demselben Maße, als es die Inkongruenz Gottes mit jeder Nation aufdeckt, deckt es auch die Inkongruenz jeder Nation mit Gott auf. Gott und Nation lassen sich nicht nur darum nicht zur Deckung bringen, weil Gott Gott ist, sondern auch weil die Nation Nation ist. Jede Nation mißt sich in ihrer Selbsteinschätzung eine Qualität bei, die ihr in Wahrheit nicht zukommt; sie hält sich für besser, gerechter und vollkommener als alle anderen Nationen rings um sie her. Im Lichte des Kreuzes Christi aber wird offenbar, was an einer Nation ist; das Kreuz Christi deckt die Sünden auch der Nationen auf. Eigentlich sollte uns das gar nicht so befremden. Denn die christliche Beurteilung unserer Qualitäten entspricht doch genau dem, was wir übereinander sagen, nur daß wir das Böse immer nur von den anderen sagen, Gott aber von uns. Wo eine Nation göttliche Bestätigung für sich beansprucht, wo sie meint, daß Gott mit ihr sei, dort setzt sie im Grunde als selbstverständlich voraus, daß ihr Wille mit dem Willen Gottes gleichgestaltet sei. Aber das ist Irrtum und Anmaßung. Der Wille des Menschen muß zerbrochen und erneuert werden, bevor es eine Übereinstimmung zwischen seinem Willen und dem Willen Gottes geben kann.

Doch diese Entlarvung des falschen Anspruchs der Nationen ist nicht im Sinne einer moralischen Disqualifizierung gemeint, so wahr Sünde nicht einfach Unmoral ist. Vielmehr wird im Lichte des Kreuzes Christi die nationale Selbstverherrlichung als Aufruhr gegen Gott entlarvt, als ein Versuch, aus der eigenen nationalen Kraft zu leben, und damit als einer der vielen Versuche der Menschen, sich selbst das Leben zu besorgen.

Wo eine Nation eine besondere Sendung für sich in Anspruch nimmt, eine besondere göttliche Erwähltheit, dort macht sie das eigene Schicksal zur Sinnmitte des Schicksals der gesamten Menschheit. Das heißt aber:

dort nimmt sie ein einzelnes Ereignis, eben sich selbst, aus dem vergänglichen Strom der Geschichte heraus und gibt ihm übergeschichtliche Bedeutung. Dort madt sie ein Relativum zu einem Absolutum. Dahinter steht der Glaube, daß die Lösung der Rätsel der Geschichte innerhalb der Geschichte selbst liegt, daß die Geschichte selbst in ihrem Verlauf das Heil bringt. Indem die nationale Hoffnung diesen Glauben teilt, bildet sie nur eine Strophe in dem neuen Lied der Hoffnung, das das ganze 19. Jahrhundert gesungen hat.

Aber der Sinn der Geschichte erfüllt sich eben nicht in ihr selbst. Keinem Gebilde der Geschichte, keinem Menschen und keiner Nation, ist ein letzter Triumph vorbehalten, und kein Gebilde der Geschichte, kein Mensch und keine Nation, kann der Welt das Heil bringen. Der Sinn der Geschichte ist nur außerhalb ihrer selbst zu finden, und das Heil der Welt kann nur von oben kommen. Ehe der Welt Grund gelegt war, vor allen Völkern und Nationen, hat Gott das Heil der Welt gewirkt. Jesus Christus ist das Heil der Welt. In ihm kommt Gott selbst, um an der gefallenen Schöpfung wieder zu seinem Recht zu gelangen und so die Geschichte zum Ziele zu führen. Die Offenbarung bedeutet nie nur Bezeugung, sondern immer zugleich auch Verwirklichung; sie ist nicht Metaphysik, sondern Eschatologie. Mit Christus bricht eine neue Wirklichkeit in der Geschichte an.

Diese neue Wirklichkeit ist überall verborgen da, wo das Wort verkündet und das Sakrament ausgeteilt wird. Wo aber das Wort verkündet und das Sakrament ausgeteilt wird, dort entsteht eine neue Gemeinschaft, die in allen Nationen und über allen Nationen ist, das tertium genus, das dritte Geschlecht, von dem es im Neuen Testament heißt: „Hier ist kein Jude noch Grieche“, und wir können fortfahren: kein Deutscher noch Franzose, kein Russe noch Amerikaner.

Der Auftrag heißt: Erhaltung der Welt

Aber ist das alles, was der christliche Glaube zur Nation zu sagen hat? Bedeutet das Kreuz Christi nur Verwerfung, nur Ende und Gericht für die nationale Hoffnung? Das Kreuz offenbart ja nicht nur das Gericht Gottes über die Welt, sondern durch das fremde Werk des Gerichts wirkt Gott das eigene Werk der Gnade. Unter dem lauten Nein zur Sünde vernehmen der Glaube das ver-

borgene Ja zum Menschen. Überall in der Weltgeschichte können wir gleichsam nur die Hand Gottes erkennen, in Christus aber deckt uns Gott sein Herz auf. Daß Gott die Welt geschaffen hat und den Menschen in der Welt, daß er die Bahnen der Sterne lenkt und die Völker regiert, daß er unverbrüchliche Ordnungen gestiftet hat und über Gut und Böse wachet, das alles und noch mehr wissen wir von Gott auch ohne Christus, das wissen auch die Heiden, das kann man heute bei uns im Westen sogar schon in der Zeitung lesen. In Christus aber wird uns über Gott ein übriges ausgesagt, etwas, worauf wir von uns aus niemals kommen konnten, was Gott nur selbst von sich sagen konnte; in Christus wird uns gesagt, daß Gott Liebe ist. Nun aber ist es Gottes Ehre, daß er auch nach außen wird, was er in sich selber ist. Darum ist das ewige Ziel seiner Liebe die Erlösung der Menschen, die neue Welt. Aber diese neue Welt ist keine andere Welt, sondern es ist diese Welt. Weil Gott mit dieser Welt so Großes vorhat, weil er ein ewiges Ziel für sie hat, darum ist er auf ihre Erhaltung aus. „Deus vult, ut generatio hominum maneat.“ Gott will, daß das Menschengeschlecht bleibe. Und dieser Welterhaltungswille Gottes wählt uns zu seinen Mitarbeitern.

Damit wird dieselbe Liebe, die sich am Kreuz offenbart, zur Norm unseres weltlichen Handelns. Durch unser politisches und soziales Tun muß etwas hindurchklingen von der Gewißheit des endgültigen Sieges der göttlichen Barmherzigkeit. Das Ja, das Gott in Christus, in seinem Sterben und Aufstehen, zu dieser Erde gesprochen hat, muß uns alsbald in Bewegung setzen, diese Erde in unsere Fürsorge und Obhut zu nehmen. „Wir werden nicht in die Elappe geschickt, um dort die Proklamation des Siegers abzuwarten, sondern in die Kampftruppe eingereiht gegen den, dessen Bundesgenossen wir bisher waren (Iwan).“ Der Ort, an dem sich unsere Liebe zu bewähren hat, ist nicht irgendeine private, weltentrückte Sphäre, nicht ein aus der Welt ausgegrenzter eschatologischer Bezirk, sondern ist die politische und soziale Öffentlichkeit, ist diese Welt selbst in dem ganzen Umfang ihrer Lebensbeziehungen. Die Welt stellt keinen unterchristlichen Bereich dar, in dem der Christ trotz seiner eschatologischen Existenz nolens volens immer noch lebt, sondern bildet gerade das Betätigungsfeld seines Glaubens. Wir haben dem, der unter die

Mörder gefallen ist, nicht nur die Wunden zu verbinden und ein Almosen zu geben, sondern wir haben dafür Sorge zu tragen, daß einer überhaupt nicht erst unter die Mörder fällt, daß die Straßen anständig beleuchtet sind und den Räubern das Handwerk gelegt wird. Das bedeutet aber die Relevanz der christlichen Liebe zur jeweiligen Struktur des gesellschaftlichen Lebens. Das Liebesgebot bricht sich in dem konkreten Medium der Strukturgesetze dieses Aons; es wird verwirklicht mit den konkret-geschichtlichen Mitteln dieser Welt. Damit wird gerade von den Christen viel Nachdenken und profunde Sachkenntnis gefordert. Das gibt unserem Studium einen völlig neuen Aspekt; gerade als sachgemäße Vorbereitung auf den Beruf erscheint es jetzt als Einübung in derjenigen Liebe, die mit Gott die Welt erhalten will. Und eben hierdurch gewinnt es eine eminent politische Bedeutung. Denn die Liebe Christi ist ein Politicum ersten Ranges.

Aber seien wir uns dabei der Grenze unseres Tuns bewußt! Hüten wir uns, nach der Abweisung der nationalen Mythisierung der Politik nun in ihre christliche Mythisierung zu verfallen! Der Sinn unseres politischen Handelns ist es, die Welt zu erhalten. Erhalten sollen wir die Welt, wir sollen sie nicht erlösen, wir sollen uns nicht anheischig machen, mit unserem Tun das Heil der Welt zu schaffen. Gott hat den Menschen nicht zum Heiland der Welt bestellt, sondern zu ihrem Hüter, daß er mit seinen Werken die Welt in ihrem Weltsein hütet, auf daß die Welt Welt bleibe. Der Politiker soll Ordnung schaffen und nicht das Reich Gottes aufrichten; der Arzt soll den Leib heilen und nicht die Seele retten; der Richter soll Recht sprechen und nicht das Jüngste Gericht vollstrecken; der Historiker soll feststellen, wie es gewesen ist, und nicht den Willen Gottes ergründen; der Künstler soll Freude bereiten und nicht den Weg der Erlösung weisen.

Wenn wir gesagt haben, daß das christliche Liebesgebot sich in dem konkreten Medium der Strukturgesetze dieses Aons breche, dann ergibt sich daraus, daß es auch der Tatsache der Völkerrechnung zu tragen hat. Menschheit gibt es augenscheinlich nur in der Gestalt von Völkern. Mensch bin ich nur, indem ich zugleich von einem bestimmten Volk geprägt bin. Gott hat die Gaben des Leibes und des Geistes in einer unüberschbaren Vielfalt und Unterschiedenheit ausgeteilt. Jeder

Versuch, an die Stelle der Völker eine uniforme Menschheit oder Klasse zu setzen, ist Ungehorsam gegen die Wirklichkeit, in die Gott uns versetzt hat. Das muß ebenso gegen einen humanitären Spiritualismus wie gegen einen pietistischen Defaitismus geltend gemacht werden; sie stimmen beide darin überein, daß sie der Schöpfung Gottes und damit der Erde untreu sind. Aber das heißt nun nicht, daß die Völker ewige, sich allzeit gleichbleibende Ordnungen sind, in die die Menschen hineingepreßt werden, wie ein Metall in seine Form. Der Begriff einer göttlichen Ordnung für diese Welt darf nicht im Sinne eines statischen Systems mißverstanden werden. Weil Gottes lebendiger Wille die Geschichte der Welt auf ein Ziel zuführt, darum bleiben auch seine Ordnungen allzeit in einer lebendigen Wandlung. Wer die gegenwärtige Aufteilung der Menschheit in Völker aus Treue gegen Gott unbedingt festhalten zu müssen meint, maßt sich ein Wissen von Gottes Willen an, das ihm nicht zukommt. Wer sagt mir denn, daß es Gottes Wille ist, daß es in alle Ewigkeit Deutsche, Dänen, Belgier, Franzosen, Amerikaner und Russen geben soll? Volk ist eine veränderliche geschichtliche Größe. Völker wachsen zusammen und fallen auseinander. Es gibt Völkerwandlung und sogar Völkertod.

Nicht daß dieselben Völker in alle Ewigkeit bleiben sollen, ist uns zugesagt; verheißen ist uns aber, das es allzeit eine staatliche Ordnung in dieser Welt geben soll, weil Gott Geduld hat mit den Menschen und sie um der Erlösung willen in ihrer Sünde (trotz ihrer Sünde) erhalten will. Der Staat ist die haltende Macht, die die Menschheit vor dem Chaos bewahrt. Die Legitimation hierzu empfängt er aber nicht aus der Idee des Volkes oder der Nation, auch nicht von irgendeiner anderen Größe, etwa von der Gesellschaft oder einem Individuum — die Ordnung des Staates steht nicht auf anderen Ordnungen als ein bloßer Überbau, sondern steht auf göttlicher Setzung. Der Staat hat sein Herrschaftsamt allein von Gott. Eben darum bleibt er, während die Völker, Nationen und Gesellschaftsformen sich wandeln und vergehen. Aber eben darum, weil er in dem lebendigen Willen Gottes begründet ist, ist auch er keine stabile, uniforme Größe, sondern in seiner Gestalt und Form dem geschichtlichen Wandel unterworfen. Und eben darum ist es nicht gesagt, daß er in seiner heutigen Gestalt als „Nation“ bestehen bleibt, sondern es kann

sehr gut sein, daß diese Gestalt des nationalen Staates in unseren Tagen zu Ende geht.

Hat nicht der Nationalstaat letzten Endes zu einer Entwicklung geführt, die eine genaue Verkehrung dessen darstellt, was der Staat sein soll? Der Staat ist dazu da, das Leben der Menschen zu erhalten. Heute aber scheinen die Menschen dazu da zu sein, das Leben des Staates zu erhalten. Die Menschen bilden gleichsam nur noch das Material, mit dem der Moloch Staat gefüttert wird. In dieser Situation beginnen wir uns neu an die göttliche Bestimmung des Staates zu erinnern, nämlich daß der Staat für den Menschen und nicht der Mensch für den Staat da zu sein hat. Ist das nicht eine Erkenntnis, die in den letzten Jahren überall zu dümmern beginnt? Und eben darum, weil der Staat für den Menschen da zu sein hat, streben wir heute zu umfassenderen politischen Ordnungen hin, denn es hat sich inzwischen erwiesen, daß der Nationalstaat keine ausreichende Basis darstellt, um das Leben der Menschen wirklich zu tragen, und daher notwendigerweise immer wieder zu Konflikten führen muß. Winkt hier nicht eine politische Aufgabe, die der nationalen Idee an Größe und Kraft nicht nachsteht? Vor anderthalb Jahrhunder-

25-2488-71
ten sind es vor allem die Studenten gewesen, die von der neuen nationalen Hoffnung erfüllt waren. Heute klagt man allgemein darüber, daß es bei uns keine politischen Impulse und Ideale gäbe, die unsere studentische Jugend wahrhaft ergreifen könnten. Aber kann man sich denn eine größere politische Aufgabe denken als die, dazu mitzuwirken, daß neue Ordnungen entstehen, die es möglich machen, daß der Mensch Mensch bleibe?

Wir lenken zum Schluß noch einmal zurück zum Bild des Leipziger Kirchentages. Wir erinnern uns: auf der einen Seite der Sowjetpavillon und auf der anderen das Völkerschlachtdenkmal, auf der einen Seite der Tempel der messianischen Erwartung und auf der andern das Heiligtum der nationalen Hoffnung. Zwischen ihnen beiden aber versammelte sich die Gemeinde Jesu Christi und dachte darüber nach, was sie tun könne, um dem Menschen, der unter die Mörder gefallen ist, zu helfen, was sie dazu tun könne, daß der Mensch Mensch bleibe, auf daß es ihm wohl gehe und er lange lebe auf Erden. Das macht: vor ihr war das Kreuz aufgerichtet, an dem der hängt, von dem es heißt: Siehe da, ein Mensch!



Ohne Organisation geht es nicht.
Jeder braucht ein Quartier und etwas zu essen.
Aber Studenten haben wenig Geld.
Was fehlte, füllten zahlreiche Spender auf.



Institut für Zeitgeschichte

Es war in den Studentengemeinden der DDR nicht nötig, die Werbeträger für den 3. Deutschen Ev. Studententag zu rühren. Eine kurze Bekanntgabe in jeder Gemeinde genügte, um jedenfalls mehr Studenten zur Teilnahme zu begeistern, als die Schlüsselzahlen vorsahen. 250 sollten offiziell kommen, 350 kamen und weit mehr wären gekommen, wenn nicht energisch gebremst worden wäre. An diesem Interesse der DDR-Studentengemeinden war bestimmt nicht die Thematik schuld, sondern einfach die Tatsache, daß sich in Heidelberg die Ev. Studentengemeinde in Deutschland treffen sollte. Die Thematik, das Programm, die Redner riefen eher Bedenken hervor. Nicht nur bei mir. Man fragte allgemein: Werden wir da mitreden können? Werden wir nicht nur Zuhörer sein? Wie wird die ostdeutsche Stimme laut werden können, da alle Redner aus Westdeutschland sind? Werden wir nicht nur als Störenfriede auftreten, wenn wir das Wort nehmen? Ist es nicht viel zu früh, die Frage nach dem deutschen Reich zu stellen? Ist das auch unsere Problematik oder nicht vielmehr eine typisch westliche? Und die größten Skeptiker meinten: Was kann anders beabsichtigt sein, als die Akklamation der christlichen Studenten zur westdeutschen Regierungspolitik? Da ein restaurativer Vaterlandsbegriff nicht wünschenswert ist, sollen nun wohl die Christen das Nationalbewußtsein neu aufpumpen. So dachten nicht alle. Aber wir hatten alle Bedenken irgendwelcher Art, als wir nach Heidelberg kamen.

Der Studententag liegt hinter uns. Wir versuchen ein Fazit zu ziehen. Wir sind froh, in Heidelberg gewesen zu sein. Daß wir dabei waren, war wichtig, nicht nur für uns, sondern für den ganzen Studententag. Wir sind nicht so vormessen zu meinen, ohne uns wären weniger und schlechtere Ergebnisse bei der Erarbeitung der Thematik zustande gekommen. Im Gegenteil. Unsere existentiellen Fragen hemmten zuweilen eine klare ekumenische Diskussion. Vielleicht wäre man ohne uns

weitergekommen. Aber wir entdeckten, daß man über Deutschland, deutsches Reich, deutsche Nation, deutsche Aufgabe gemeinsam reden muß, daß es nicht einer der beiden Teile Deutschlands für sich allein tun kann, ohne den andern zu hören. Es gibt Fragen, die ein Teil für den andern stellvertretend mitbedenken muß und kann. Aber dazu gehört die Frage nach dem deutschen Ich ganz gewiß nicht. So war es gut, daß wir den Schwierigkeiten des Gesprächs, der Verständigung zwischen zwei Erfahrungsbereichen, nicht auswichen. Wir staunten, daß gemeinsame Schritte getan werden konnten, daß wir gemeinsame Erkenntnisse zustande brachten.

Wir fanden nicht nur eine gemeinsame Ebene, da wo wir auf Gottes Wort hörten, in Gottesdienst und Bibelstunden, zusammen sangen und beteten und Abendmahl miteinander feierten, sondern auch in der Arbeit am Thema „Das Reich der Deutschen“.

Wir stellen sogar fest und bedauern, daß die Bibelarbeiten über das Reich Gottes am Rande des wesentlichen Geschehens gestanden haben. Eigentlich belangvoll war in Heidelberg nur die Frage nach dem Reich der Deutschen. Das Reich der Deutschen, nicht das Reich Gottes wurde mit Ernst, Eifer und Interesse auf Wesen, Wert und Inhalt geprüft. Aber man hätte wohl weniger nüchtern danach gefragt, wenn nicht der gesamte Fragenkomplex durch die Fragen nach dem Reich Gottes, die die Bibelarbeiten stellten, schon auf den richtigen Platz verwiesen und als etwas Relatives, Sekundäres erkannt worden wäre.

Es gab eine völlige Übereinstimmung darüber, daß das, was man je unter Deutschem Reich verstanden hatte, kein neues Ziel sein könne. Man begreb gemeinsam das deutsche Sendungsbewußtsein, den Gott, der Elsen wachsen ließ, und alles gefühls- und gesinnungshafte Denken über Vaterland, das seit der Romantik unter uns lebendig war. Man lernte allgemein einen tradi-

tionsfreudigen Nationalismus als heute nicht mehr möglich ab.

Es gab auch Übereinstimmung bei den Versuchen, Volk und Nation zu definieren. Volk und Nation sind keine Schöpfungsordnungen. Es gibt keine zwingende geschichtliche oder theologische Notwendigkeit für das Fortbestehen eines Volkes. Gott läßt Völker entstehen und vergehen. Ein Volk besteht, solange es eine Schicksalsgemeinschaft bildet und stellt sich als das Vorhandene dar und damit die Zugehörigkeit zu einem Volk als Aufgabe an Menschen, die einem „vor Händen“ sind.

An dieser Stelle setzten unsere Fragen ein. Seit 1945 haben wir eine getrennte Geschichte. Wie lange hält noch das Band der alten Schicksalsgemeinschaft? Wird es nicht höchste Zeit, das geteilte Deutschland wieder zu vereinigen, wenn es überhaupt noch möglich sein soll? Aber gibt es eine zwingende Notwendigkeit dazu? Die nationale Notwendigkeit hatten wir selbst abgebaut. Wir fanden auch keine theologische Begründung für die Wiedervereinigung. Wenn wir doch immer wieder darauf zurückkamen, so geschah das in vollem Bewußtsein dessen, daß Gott es auch anders einrichten und uns in einem kommunistischen Ostdeutschland Lebensraum geben kann, — der Vorwurf: Wir machten die Wiedervereinigung zum Götzchen, traf uns nicht — aber wir ließen nicht locker, weil wir sie als die vorhandene Aufgabe ansehen um der Menschen willen. An ihnen werden wir schuldig, wenn wir die Hände in den Schoß legen und theologische Begründungen fordern, wo praktische vorhanden sind. Beim Betrachten der gemeinsamen Vergangenheit bis 1945 entdeckten wir neu, daß wir nicht nur ein Volk als Schicksalsgemeinschaft gewesen sind, sondern auch eine Schuldgemeinschaft. Das gemeinsame Schuldkonto ist noch nicht beglichen. Daher gibt es noch gemeinsame Aufgaben, mögen auch seit 1945 zwei neue Traditionen im Entstehen begriffen sein. Deutschland hat Aufgaben, wo es um das friedliche Nebeneinander der Völker geht, um die Wiedervereinigung des Vertrauens der Länder, an denen es schuldig geworden ist. Es geht nicht nur um das Verhältnis zu Frankreich und Holland, sondern auch zu Polen und Rußland.

Und schließlich geht es darum, Angst und Mißtrauen in Deutschland zwischen östlichen und westlichen Men-

schen abzubauen; wo sie im eigenen Lande gegeneinanderstoßen, Kommunismus und Antikommunismus als das, was sie sind, zu entlarven. Die westliche „Freiheit“ ist für uns unglaubwürdig, wenn sie sich nur als Antikommunismus gebärdet. „Ich bin frei, indem ich es wage frei zu sein“, das ist unsere Formel. Wir können nicht ohne weiteres an- und übernehmen, was Westdeutschland an Idealen anzubieten hat. Darum waren wir auch empfindlich (vielleicht hätten wir es mehr mit Humor aufnehmen sollen!), wenn man von Deutschland sprach und nur Westdeutschland meinte. Wir denken, daß ein zukünftiges Deutschland nicht auf die Erfahrungen des einen Bereichs verzichten kann, daß Westdeutschland auch von Ostdeutschland einiges lernen kann und nicht nur umgekehrt.

Weiter sind wir nicht gekommen im Gespräch miteinander. Wir haben ein falsches Nationalbewußtsein abgebaut, wir haben versucht zu klären, was Volk, Vaterland, Nation, Reich bedeuten, aber wir haben die Begriffe nicht aufs Neue positiv füllen können. Es ist gut, daß wir uns nicht vorschnell mit Scheinlösungen zufriedengaben, daß wir unpathetisch und nüchtern blieben. Der Einschnitt 1945 war tiefer, als daß irgendein Flickwerk ihn überbrücken könnte.

Aber uns wird die Frage, die in Heidelberg angeschnitten ist, nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Wir werden weiter fragen, was Gottes Wille mit den deutschen Menschen ist und weiter suchen, welche Aufgaben an ihnen er uns stellt.

So haben sich viele unserer Bedenken, mit denen wir nach Heidelberg kamen, als unrichtig erwiesen: Wir sind Teilnehmer des Gesprächs gewesen (wenn man sich auch auf einem Studententag mehr öffentliches Zu-Wort-Kommen von Studenten gewünscht hätte!), unsere Fragen wurden verhandelt. Das Hauptthema stellte sich als gemeinsames heraus. Es war nicht zu früh, dieses Problem anzupacken, sondern höchste Zeit. Es gab keine öffentliche oder heimliche Treuekundgebung zu westlicher oder östlicher Regierungspolitik, sondern ein gemeinsames Mühen um die uns aufgegebenen Fragen.

Su sind wir dankbar aus Heidelberg zurückgekommen.

Elisabeth Adler/Ost-Berlin

Sehr oft haben wir vor und nach dem Studententag in Heidelberg gehört, daß unsere Aufgabe dort nicht darin bestehe, eine fertige Lösung zu finden oder eine einmütige Resolution zu fassen. Es ist auch nichts der Art geschehen. Trotzdem stelle ich mir seither immer wieder die Frage: Was ist denn eigentlich geschehen? Oft sagten mir Freunde und Bekannte hinterher: Wir haben es nicht bereut, hier gewesen zu sein. Es war eine fruchtbare Sache und wir haben viel daraus gelernt. Was war denn eigentlich fruchtbar? Was haben wir gelernt? Mir ist unbehaglich zu Mute, wenn ich nach einer offensichtlich so ereignisreichen und wichtigen Tagung — das wird schon aus dem vielstimmigen Pressecho ersichtlich — nichts Konkretes in der Hand habe, keine Erkenntnis, die ich nach Hause tragen kann, keine Lehre, die ich mir zu Herzen nehmen muß, keine Aufgabe, an deren Erfüllung ich heranzugehen habe. Seit ich nun versuche, mir über das Ergebnis des Studententages klar zu werden, merke ich, wie schwierig dieser Versuch ist.

Zunächst habe ich mich darüber gefreut, daß uns die geschichtlichen Entwicklungen und die sachlichen Hintergründe aufgezeigt wurden, die zur Bildung des Deutschen Reiches führten. Das hatten wir bitter nötig, denn die Kenntnis unserer Vergangenheit war bei den meisten von uns kläglich. Noch bedeutsamer erscheint mir die Nüchternheit, mit der die Redner an die Behandlung unserer Geschichte herangingen, und die Klarheit, mit der sie die häufig gebrauchten Begriffe Vaterland, Nation, Reich abgrenzten und definierten.

Diese Nüchternheit und Klarheit kam uns zugute. Wir sind jetzt nicht mehr in Versuchung, unser Land als ein heiliges Land anzusehen. Zwar war schon, wie mir viele Freunde bestätigten, von Anfang an in den Diskussionen keine Rede mehr vom „Mythos“ des Deutschen Reiches, zumindest nicht bei den Gliedern der

Studentengemeinde. Aber es mußte uns doch noch einmal deutlich werden, daß die Nation und das Volk nicht Schöpfungsordnungen Gottes sind und daß Gott den Deutschen nicht in irgend einer Weise besonders nahe steht oder womöglich gerade sie durch einen besonderen Auftrag vor den anderen Völkern ausgezeichnet hat. Gerade diese Erkenntnis gibt uns aber die Verpflichtung, unsere Vergangenheit zu untersuchen. Wenn wir das mit voller Nüchternheit tun, stellen wir fest, daß wir unsere Vergangenheit nur in Verbindung mit unserer Schuld entschuldigen können. Dabei handelt es sich nicht allein um eine Schuld, wie eben jeder einmal schuldig wird, sondern hierin sind wir Deutschen in der Tat jeder etwas Besonderes vor den anderen. Diese Erkenntnis ist sehr schmerzlich, auch für uns: die sogenannte Nachkriegsgeneration.

Vielleicht haben wir gerade aus dieser Erkenntnis heraus so vorsichtig über die Wiedervereinigung geredet. Es wurde allerdings viel darüber geredet — mir schien dies Thema im Hinblick auf das Gesamthema des Studententages sogar zu stark in den Vordergrund zu rücken — ich war aber froh, daß sich nirgendwo die Meinung durchsetzte, es sei Gottes Wille, daß die Einheit Deutschlands erreicht wird. Ebenso wenig darf man natürlich auf der anderen Seite sagen: Nach Gottes Wille kann eine Wiedervereinigung Deutschlands nicht geschehen. Daraus ergibt sich, daß wir durchaus nach der Wiedervereinigung streben dürfen. Aber wir müssen die Grundlage für unser Verlangen prüfen. Wir werden sie auf familiärer, menschlicher, wirtschaftlicher, vielleicht auch geschichtlicher Basis finden. Wenn wir uns so über die Gründe klar geworden sind, wird unser Wunsch, die Grenzen innerhalb Deutschlands fallen zu sehen, nicht schwächer werden. Wir werden uns um so kräftiger nach realen Möglichkeiten umsehen, wir werden jede nur mögliche Verbindung zwischen Deutschen aus allen Landesteilen pflegen und

zusammen nach einem Weg für die Verwirklichung unseres Wunsches suchen.

Die gemeinsamen Gespräche zwischen Studenten aus Ost- und Westdeutschland sind fruchtbar gewesen. Ich glaube, niemand hatte sich vorher eingedacht, daß die Gespräche reibungslos verlaufen würden. Viel wichtiger als die Differenzen, die sich ergaben, war für mich die Beobachtung, daß wir sachlich über ein politisches Thema sprechen konnten, daß wir offen miteinander redeten und daß keiner mit seiner Meinung zurückhielt. Das ist gar nicht selbstverständlich. Der Wille zur guten Verständigung hätte so stark sein können, daß man an strittigen Punkten lieber geschwiegen hätte. So aber konnten wir in mehreren Gruppen nach Erörterung und teilweiser Beseitigung der gegensätzlichen Meinung gemeinsam und damit vielleicht auch frei von Vorurteilen und von verschiedenen, oft gegensätzlichen äußeren Einflüssen unsere Fragen besprechen.

Nach dem Studententag beschäftigt mich die große Frage: Was wird nun von allem, was wir in Heidelberg besprochen, übrig bleiben? Werden mehr als nur einige der anwesenden Studenten die angeschnittenen Fragen aufnehmen und weiter verfolgen? Werden wir uns dar-

über Rechenschaft ablegen, was wir an Stelle des „entmythologisierten“ Vaterlandes zu setzen haben? Werden wir uns selbst fortan kritisch prüfen, wenn wir von Deutschland sprechen, daß wir es nicht selbstverständlich, nicht pathetisch und nicht hochmütig tun? Werden wir die angeblich guten Taten der Deutschen kritisch prüfen und den Mut haben, Vorwürfe der Ausländer gegen uns zu untersuchen und unsere Schwächen einzugestehen? Werden wir uns für die Arbeit unserer Regierung und des Parlaments interessieren, die unser Schicksal bestimmen und die uns auch im Ausland repräsentieren? Werden wir endlich in unseren Forderungen nach Wiedervereinigung demütig reden und handeln, aber in unseren Bemühungen nicht nachlassen? Werden wir die Politik unserer Regierung prüfen, ob sie mit allen Mitteln auf eine Wiedervereinigung hinarbeitet, und uns nach Kräften dafür einsetzen? Werden wir in unserer privaten Sphäre alle Möglichkeiten für eine Verständigung ausnutzen und erfindend sein? Es wäre schade, wenn wir nach dem Studententag über Ansätze und guten Willen nicht hinauskämen.

Erhard Lenz/Stuttgart

Herausgegeben im Auftrage
der Evangelischen Studentengemeinde
in Deutschland
von Heinz Bannich

Graphische Gestaltung:
Gee Hornscheidt, Stuttgart

Druck:
Wilhelm Rössler, Stuttgart

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

DEUTSCHER EVANGELISCHER STUDENTENTAG HEIDELBERG 1954



Heilig Vaterland ?

Institut für Zeitgeschichte	
Akt. 9053/33	25 2488
Res.	

Evangelische Studentengemeinde in Deutschland
Stuttgart

ES-2988-76
Mariusz Fugitz
Juni 1954

HEILIG VATERLAND?

Zur Vorbereitung des

3. Deutschen Evangelischen Studententages

Heidelberg 1954

INHALT

Horst Bannach: An deutschem Wesen ...?

Seite 3

Dolf Sternberger: Vaterland

Seite 9

Klaus Scholder: Die Jugend und das Vaterland

Seite 27

25-2488-77

HORST BANNACH

An deutschem Wesen . . . ?

Schon das ist eine Frage, ob wir Deutschen gut daran tun, uns gegenseitig zu einer Besinnung über uns selbst anzuregen. Allzu leicht geht sie über in jene andere Besinnung auf uns selbst, d. h. in jene Überzeugung, wir hätten in den Anderen ja doch niemals Freunde, bestenfalls neutrale, zur Mißgunst neigende, kritiksüchtige Beobachter, in der Regel jedoch feindselige Ränkeschmiede, die nach dem Ende unserer nationalen Existenz trachten. In unserer eigenen Kraft lägen allein die Vorbedingungen unseres Lebens. Im Grunde sei das auch für die Welt um uns herum das Beste. Die Deutschen müßten nun einmal überall dort heran, wo es schwierig ist. Und sie schaffen es. Sie schaffen das Unmögliche. Und dann folgt das Zitat der germanischen Tugenden: Treue, Fleiß, Standfestigkeit, Opfermut.

Das ist die Gefahr und das Risiko. Es wird niemand eine Garantie dafür übernehmen können, daß die deutsche Selbstbesinnung nicht jene verhängnisvolle Wendung bekommt. Und doch muß es wohl gewagt werden. Es scheint, daß die jungen Deutschen nicht mehr lange im Unbewußten verharren werden. Nicht mehr lange werden sie schweigsam an dem vorübergehen, was der älteren Generation höchster Wert gewesen ist. Vermutlich werden sie bald dazu übergehen, präzise Aussagen zu machen, Aussagen der Ablehnung oder der Annahme. Noch sind wir im Stadium des Gesprächs, noch sind nirgends Verfestigungen, noch sind gute Entwicklungen möglich.

Es läßt sich doch denken, daß wir inzwischen fähig geworden sind, einzusehen, daß die Anderen an deutschem Wesen nicht nur ihre Freude, sondern auch mit Recht ihren Ärger haben. Es könnte ja sein, daß wir inzwischen gelernt haben, unsere Schwächen zu sehen und zuzugeben. Das wäre in der Tat schon ein Schritt vorwärts.

Vielleicht fördert der kommende Studententag, der zu einer solchen Besinnung Gelegenheit bieten soll, auch ganz neue Töne zutage, etwa die Mahnung zur Bescheidenheit, den Verzicht auf die große politische Rolle, die Abkehr von den tönenden Parolen. Die Vorbereitung auf dieses Ereignis wird wohl am besten so geschehen, daß wir uns die Fragen deutlich machen, um die es in diesem Bereich geht. Mehr kann man zunächst nicht tun. Es ist auch schon geholfen, wenn wir präzise Fragen stellen können.

1. Deutschland und die Anderen — darin steckt eine Frage, mit der man wohl beginnen kann. Sie lautet in Frageform: Sollen wir nach allem, was uns von den anderen getrennt und nun auch wieder mit ihnen verbunden hat, mit nationalstaatlichem Denken oder doch wenigstens mit nationalstaatlichen Gefühlen beginnen? Wenn ja, welche neuen politischen Einsichten geben uns eigentlich den Mut dazu? Ist Deutschland allein eine Basis, die eine politische Existenz zu tragen in der Lage ist? Bisher ist diese Frage immer verneint worden. Es sind sogar Zweifel daran geäußert worden, ob bei den heutigen Verhältnissen selbst ein europäischer Staatenverband ausreichend ist. Hat sich denn die Situation wesentlich geändert? Oder sind wir etwa der Meinung, daß Deutschland selber eine politische Rolle spielen könnte, zu der die Gemeinschaft der europäischen Nationen, selbst wenn sie funktionieren würde, kaum in der Lage wäre? Worauf gründet sich denn eigentlich ein so mächtig erstarktes deutsches Selbstbewußtsein?
2. Deutschland und die Anderen — diese Frage hat noch einen zweiten Aspekt. Es geht nämlich darum, wie die Deutschen mit den anderen Völkern zumindest im europäischen Raum zusammenleben wollen. Ist,

wenn die nationalstaatlichen Tendenzen an Breite gewinnen sollten, der Ruf nach Europa gar nicht ernst gemeint gewesen? War die kurze Entflammung gerade der deutschen Studenten für die Verwirklichung der europäischen Einheit nur ein Strohfeder? Oder war etwa jener Gedanke nur darum lebendig, weil Deutschland damals die Anderen offensichtlich brauchte, heute jedoch sie entbehren zu können meint? Wenn es uns aber immer noch um die Verwirklichung der europäischen Einheit geht, was meinen wir damit? Es interessiert uns hier nicht so sehr die wirtschaftliche und militärische Seite des Problems, uns interessiert die menschliche. Sind denn die Deutschen unserer Tage überhaupt bereit, mit den Völkern zusammenzuleben? Dieser Tage berichtete mir ein Holländer, wie sich die deutschen Omnibus-Reisegesellschaften in Holland auswirken. Er berichtete humorvoll und ohne Bitterkeit, aber er war ganz offensichtlich voller Ablehnung. Leider mit Recht. Er berichtete, es sei wiederholt vorgekommen, daß betrunkene Deutsche in den Straßen einer holländischen Stadt das Horst-Wessel-Lied gesungen hätten. Nehmen wir an, es handele sich um eine bedauerliche Entgleisung. Dennoch bleibt das Phänomen als solches interessant. In Deutschland pflegen auch Betrunkene das Horst-Wessel-Lied nicht zu singen. Vermutlich begreifen sie, daß man die Holländer damit ärgern kann. Vermutlich wollen sie sie auch ärgern. Nun, das ist eine Kinderei. Doch aus vielen derartigen Kinderereien entsteht das Klima, in dem Völker miteinander leben.

Also noch einmal: Sind denn die Deutschen bereit, mit den anderen Völkern zusammenzuleben, um dieses Zusammenlebens willen Opfer zu bringen? Man nehme einmal als exemplarischen Fall, sozusagen als Test, unser Verhältnis zu Frankreich. Wiederum interessiert uns nur die menschliche Seite der Sache. Es lohnt sich, daß wir uns gegenseitig vertragen, was wir insgeheim, unter Freunden, inoffiziell über Frankreich und die Franzosen denken. Wie würde hier die Aufgabe aussehen, mit Frankreich zusammenzuleben? Das wäre weiterhin durchzuprüfen für unser Verhältnis zu den anderen Nationen. Mit Amerika könnte man die Reihe abschließen. Hier zählen die Gedanken und Empfindungen des kleinen Mannes, des Mannes aus dem Volke mehr als die der Staatsmänner. Sein Haß oder sein dummstolzer Hochmut hätten mehr Gewicht als 100 taktvolle Reden von Kabinett zu Kabinett.

3. Eine weitere Frage richtet sich auf das Moment des Gefühls, das allem Nationalbewußtsein innewohnt. Wir Deutschen müßten doch eine Erinnerung daran bewahren, daß hier unsere gefährliche Stelle liegt. Wir sind für Gefühle anfällig. Wir kennen die Rührung wie die Ergriffenheit im

aktiv L 17 :-
 für alle - mit mir

Bereich des Nationalen, wir geraten in Rage, bisweilen in glühenden Zorn gegenüber Andersdenkenden und in Begeisterung, wenn einer die richtige Seite unseres Herzens trifft. Die Frage ist: Ist das inzwischen anders geworden? Rührt uns nichts mehr, wenn uns einer bei unserer nationalen Ehre zu fassen sucht? Ist das nun vorbei? Müssen wir nicht mehr auf der Hut sein vor unseren eigenen Gefühlsausbrüchen, weil wir inzwischen kühler, überlegender, rechnender geworden sind? Ein anderer Holländer beschrieb mir den Unterschied zwischen deutschen und holländischen Studenten im Blick auf den Europäischen Gedanken. Er sagte: Für die deutschen Studenten ist Europa eine neue große Idee, an der sie sich begeistern, während die Holländer den Rechenstift herholen: Was wird das kosten und wer wird es bezahlen? Seine Gefährten hat beides. Doch die Frage bleibt: Ist die Mahnung zur Nüchternheit inzwischen unnötig geworden?

Und wenn schon Gefühle sein müssen, darf dann unter den nationalen Empfindungen auch ein Moment der Scham enthalten sein? Kann man heute Deutscher sein, ohne sich in einer Kammer seines Herzens auch zu schämen wegen alles dessen, was sich vor allem in letzter Zeit mit dem deutschen Namen verbunden hat? Täuschen wir uns, wenn wir zu beobachten meinen, daß man die Jahre der nationalsozialistischen Grausamkeiten und Bosheiten gerne überspringt, übersieht, einklammerl? Es ist verständlich, daß man sie nicht immer und immer wieder vor die Augen gehalten bekommen möchte. Aber man darf sie nicht vergessen. Man kann doch nicht aus nationalen Gründen stolz sein wollen, ohne sich in Erinnerung zu rufen, daß wir jenen entsetzlichen Sturz in die Tiefe getan haben.

4. Aber schließlich sind das noch alles Präliminarien. Ernsthaft wird die Fragestellung erst, wenn man zusieht, welche Verbindlichkeit, welche Gültigkeit unseren Aussagen über das Nationale anhaftet. Was hat, so fragen wir jetzt, die Nation mit ihren vielfältigen Lebensäußerungen wie nationale Ehre, nationale Pflicht mit Gott zu tun? Welche theologische Relevanz hat der Begriff Nation? Vielleicht hat das, was wir Nation nennen, gar keine Notwendigkeit aus sich selbst. Vielleicht ist es lediglich das Ergebnis einer bestimmten Entwicklung, der Effekt der Gewöhnung. Vielleicht läßt sich das Leben der Deutschen auch anders denken, nicht national, schon gar nicht deutsch-national, sondern eben anders. Die Schweiz erzeugt unter ihren Bürgern auch allerlei Gefühle. Diese sind aber offenbar nicht gebunden an gleiche Sprache und gleiches Volkstum. Vielleicht kann man sogar leben ohne Vaterland? Gibt es dafür nicht geschichtliche Beispiele genug, von einzelnen Menschen

wie von Völkerschaften? In welchem Maße ist die Tatsache, daß ich Deutscher unter Deutschen bin, bestimmend für meine Existenz? Was ist der theologische Sinn von Nation?

Angenommen, die nationalen Differenzierungen der Völker seien notwendig. Welchen theologischen Sinn hätten dann diese Differenzierungen? Wir wissen alle, wie schwierig uns in den beiden Weltkriegen die Vorstellung gewesen ist, Gott hätte sich die Gebete auf beiden Seiten der Front anhören müssen. Ist das nicht auch ein Zeichen dafür, in welcher Verwirrung sich unser völkisches und nationales Wesen und Unwesen befindet? Muß es denn unter Völkern soviel anders zugehen als unter Individuen? Vielleicht erwartet Gott auch von den Völkern das Gleiche wie von den Einzelnen, nämlich Vergebungsbereitschaft und Nächstenliebe. Ist es ganz absurd, auch die Geduld, auch die Fähigkeit, Nachteile in Kauf zu nehmen, für politische Tugenden zu halten? Muß man Einpeitscher nationaler Empfindlichkeiten sein, wenn man dem Volke dienen will?

5. Und da ist die Frage nach der geschichtlichen Vergangenheit. Der Vorwurf scheint nicht zu stimmen, daß die jungen Deutschen geschichtslos sind. Sie sind zunächst nur ratlos gewesen. Die Neubewertung unsrer geschichtlichen Vergangenheit, die namentlich aus dem Ausland zu uns kam, künstlich oft und willkürlich, ohne Kenntnis und mit durchscheinender Tendenz, war in ihren Behauptungen und Thesen nicht akzeptabel. Aber die Frage war gestellt: Haben wir unsre eigne geschichtliche Vergangenheit falsch gesehen? Nötigt uns die nationalsozialistische Epoche nicht zum mindesten eine Überprüfung auf? Die Namen Friedrich der Große, Bismarck, Luther erschienen in der Diskussion und — verschwanden bald wieder. Offenbar wurde zu eifrig bloß nach dem Schuldigen, nach dem Sündenbock gefahndet. Offenbar war der Abstand von dem Desaster auch noch zu gering.

Aber nun gewinnt Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit einen neuen Klang. Nun liegt darin der Appell, hochzuhalten, was den Vätern heilig war. Nun wird darin beschworen die vergangene Größe Deutschlands. Nun ist darin wohl auch schon enthalten der Ansatz zu einem neuen Programm. Darum muß man fragen: Welches sind eigentlich die wesentlichen Fakten der deutschen Geschichte, die unsre heutige Lage verständlich machen? Welche Faktoren haben im Guten wie im Bösen unsern Weg bestimmt? Diese Besinnung muß sehr sorgfältig betrieben werden. Denn wir müssen uns gegen unsre eigne Willkür sichern, gegen unsern Hang, nur das aus unsrer Vergangenheit vor unsre Augen zu stellen, was uns gefällt.

Das sind Fragen genug. Ob wir Antworten finden werden, muß dahin gestellt bleiben. In einer richtigen Frage liegt schon ein Teil der Antwort. Schließlich sind wir noch lange die Lernenden. Damit aber unsere Vorbereitung auf den Studententag sich nicht nur mit Fragen begnügen muß, drucken wir im folgenden zwei Beiträge ab, die auf einige unserer Fragen Antwort geben wollen. Beide sind nach dem Kriege geschrieben worden, beide versuchen ein Fazit zu ziehen. Der Beitrag von Dolf Sternberger erschien zum ersten Mal im Jahre 1947 in der „Wandlung“, Jahrg. II, Heft 6. Der Beitrag von Klaus Scholder stand in der Deutschen Universitätszeitung Heft 23 vom 7. Dezember 1953. Vielleicht spürt man die Differenz der Zeit, vielleicht sogar die Differenz der Generation, wenn man die beiden Beiträge vergleicht. Gerade darum werden sie denen, die zum Studententag kommen werden, zu einer eigenen Antwort Mut machen können. Denn eines Tages werden wir sie geben müssen, ob wir sie nun gefunden haben oder nicht.

DOLF STERNBERGER

Vaterland

I.

Jedermann, wann er nicht von Nomaden stammt, ist an einem bestimmten Ort geboren, im Dorf, im Gebirge oder im Tal, am Bach, am Strom, am See — oder auch in der Stadt, am Markt, an der Brücke, bei der und der Kirche oder am Hafen, im Ostend —, wo auch immer, und selbst das modernste Mietsviertel, die trübste Backsteingasse prägt sich demjenigen ein, der dort heranwächst, das Haus mit seinen Gerüchen, die Dämmerung der lieblosen Treppentüre, das Geheimnis des Speichers und seines Dufts von Holz und Wäsche, die Tapezierwerkstatt und der dürftige Rasen im Hof, die rote Brandmauer des Nachbarhauses mit ihrem trockenen Efeugeschlinge, der sandige Spielplatz, die eingebilddete Holunderlaube im

Vorgarten, die Kaufläden gegenüber, das Geläut wie auch die Fabrik-
sirene. Die Zeichen der Kindheit — unter dem Schutz und Regiment der
Eltern, der Mutter und des Vaters — bewahrt ein jeder in seinem Sinn,
mag er sie nun zur Betrachtung hervorholen, gar besingen — wie es das
Volkslied tut — oder mögen sie schlummern und sich bloß seinem Mund-
werk und Gehaben für alle Lebenszeit mitteilen, mögen sie ihm zur Pietät
vor Augen oder nur an der Stirn geschrieben stehen. „Dich, mein stilles
Tal, grüß ich tausendmal“ oder „Wo wir uns finden wohl unter Linden zur
Abendzeit“ — die langgedehnten, im Sehnen schwelgenden Weisen solcher
fast verschollener Gesänge muten uns wie Bänder an, die den auswärts,
in der Fremde Bodiensteten an die Heimat knüpfen und woran auch er
selber sich hält, um sich nicht zu verlieren, sein Eigentümliches im Gefühl
zu bewahren. Der Städter freilich hat solche Weisen nicht — nicht sowohl
darum, weil es ihm an Treue des Gedächtnisses mangelt, als vielmehr der
frühen Beweglichkeit, Mobilität und Freizügigkeit wegen, die ihn beizeiten
lehrt, diesen bergenden Schutz des Selbstgefühls zu entbehren, und die
ihn auf andre, freiere Elemente seines Daseins verweist, woran er sich
halten und sich wiedererkennen mag: das städtische Wesen im Ganzen,
das dem Kinde unbegreiflich weit erscheinen muß, Schule und Arbeitsstelle,
Freundschaften und Bünde, welche schon nicht mehr dem vorgegebenen
Bereich des Oberlieferten, sondern demjenigen der eigenen Wahl und
Neigung angehören. Überall aber braucht es der Erinnerung, wenn der
Einzelne seiner selbst gewiß und habhaft werden oder bleiben will —
der Erinnerung, wie mächtig oder bloß sie auch sei, wie heifer oder
schmerzlich, ja böse. Selbst wer die Orte und Figuren seiner Kindheit und
Jugend nicht mit Liebe, sondern mit Haß oder doch mit schmerzhaft zwei-
felnder Distanz erblickt, und selbst indem solch ein Entfernter, in irgend-
einem Sinn durch Zwang oder Freiheit Ausgewanderter, die Risse und
Schnitte an sich selber spürt, die ihm das heimische Gehege zufügte, da er
ihm entrann: selbst dieser noch bildet und festigt sich selbst, indem er
sich erinnert, nicht in Wehmut, sondern im Zorn oder doch im kritischen
Konflikt. Wer sich nicht erinnert, ist auch nicht gegenwärtig, nicht präsent.

„Heimat ist, wovon wir ausgehn“ sagt der Dichter T. S. Eliot. Mehr ist
Heimat nicht. Aber das ist auch schon sehr viel, denn die Spur des Aus-
gangs ist unverwischbar. Es ist die menschlichste Bestimmung der Heimat,
die sich finden läßt. Dann wir bleiben an keiner Stätte, und was der
Fromme daran beklagt und was in den Kirchenliedern als irdische Hin-
fälligkeit — in der Gewißheit des anderen Vaterlands — verachtet oder
hingegen wird, das macht doch zugleich unsre freieste menschliche

Natur aus. Denn der Mensch ist gerade keine Pflanze, kein Baum, der dort verdorrt, wo er gewachsen ist — der dazu verurteilt ist, eben dort zu verdorren, wo er gewachsen ist. Sondern er ist beweglich geschaffen, und seine Freiheit ist in seinen zwei Beinen und in seinem aufrechten Gang ganz genau so deutlich ausgedrückt wie in seinem Geiste, von welchem allein die Philosophen meist zu reden pflegen. Heimat ist, wovon wir ausgehen. Mehr nicht, aber dies ist sie ganz gewiß.

II.

Dies war noch kein Begriff des Vaterlandes, sondern nur ein Begriff von Heimat, vielleicht nicht einmal ein Begriff, sondern eher erst ein Geruch und Gefühl davon, erste Beschreibung eines menschlichen Grundverhältnisses in seiner ganzen Weite, die von der Pietät bis zum Konflikt reicht, von der Tradition bis zur Revolution, von der Liebe bis zum Haß. Denn wir wollen die Sache recht begreifen und uns nicht vorzeitig irgendeinem moralischen Diktat unterwerfen, das uns etwa heißt, an der Scholle zu haften wie die Getreidehalme tun, oder auch umgekehrt das Gedächtnis der Herkunft und des Herkommens auszulöschen und umherzuschweifen wie die Mücken, die nicht wissen, „wovon sie ausgehen“. Heimat ist nicht Vaterland, es müssen da andre Bestimmungen im Spiel sein, schwierigere vielleicht, moralische und politische. Aber immerhin hat sich so viel erwiesen: daß auch die Heimat schon und das Heimatverhältnis des einzelnen Menschen keineswegs ein einfacher, natürlicher, physischer Sachverhalt sei, daß es vielmehr von Anfang an „geistige“ Elemente enthalte, Entscheidungen und Unterscheidungen. Es kann ja auch gar nicht anders sein, da doch jede Kinderlandschaft, ob dörflich oder städtisch, schon mit samt ihrem stillen Tal, ihren abendlichen Liedern, ihrem Mietshaus und Vorgarten, ihrer Küche, Stube, Gasse immer eine Ordnung oder Unordnung menschlicher Gesellschaft darstellt, die wir bei reiferen Jahren nicht umhin können zu prüfen. Schon die rein sinnliche Wesensart des Vaterhauses, einst ein labyrinthisches Gehäuse kindlicher Hoffnungen und Ängste, kann uns späterhin erheblich verwelken. Mit einmal ist es nur noch ein kahler, häßlicher Kasten mit billigen Verschnörkelungen an der Fassade und höchst unzweckmäßiger Anordnung der Räume. Es mag rührend sein, sich das Kinderbild zu bewahren — wie mir einmal ein betagter Odenwälder den Melibokus mit den wahrhaft kindlich staunenden Worten rühmte, er sei

höher als die Alpen —, aber es ist gewiß nicht unrecht, vielmehr eines erwachten und erwachsenen Sinnes würdig, sich solche wenn auch enttäuschenden Wahrnehmungen redlich einzugestehen. Den Heimatlosen hat von je in der Literatur wie im Leben das barmherzige Mitgefühl der Selbsthaften, der Bauern und Bürger gehört, und wir erfahren und empfinden zumeist erst mit zunehmendem Alter, wie wohl es tut, unter Landsleuten, Heimatgenossen zu sein: Stimme und Sprache nehmen dann unversehens leicht wieder die heimische Färbung an, die sich in der Zeit des jugendlichen Schweifens zugunsten einer reinen, fast abstrakten, überall brauchbaren und verständlichen Sprechweise oder auch zugunsten fremder Anklänge, Nachahmungen verloren haben möchte. Dann wird uns so recht fühlbar, wieviel an Gewohnheiten des Betragens, der Welt- und Menschenkenntnis unmerklich in der eigentlichen Muttersprache, im Dialekt, im heimischen Wortschatz und in der Artikulationsweise unserer Ausgangslandschaft beschlossen war, wieviel Geist im Früh-Erlernten und -Gewohnten uns schon mitgegeben wurde. Gleichwohl geht der Mensch nicht zugrunde, wenn seine Heimat zugrunde geht, wenn ihm Vaterhaus und Heimatstadt zerstört werden oder für immer ontschwinden. „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück, greift fröhlich dann zum Wanderstabe“ — so heißt es in der „Glocke“. Und wenn es uns Heutigen, die wir uns keineswegs oder nur sehr selten den Platz zu neuer Niederlassung nach Nutzen und Laune frei aussuchen können, darum wohl auch an solcher Fröhlichkeit mangeln mag, so bleibt es doch zu allen Zeiten menschlich, neue Heimat und Bürgerschaft zu erwerben, ob wir sie nun wählen oder auch nur an den andern Ort verschlagen werden mögen. Diese Bemerkungen können die Ausbürgerungen und Zwangs-Emigrationen so wenig rechtfertigen wie die Ausweisungen und Umsiedlungen — ich rede hier noch nicht von staatlichen und bürgerlichen Rechten, sondern lediglich von menschlichen Möglichkeiten. Möglichkeiten, die in der Natur des Menschen liegen. Ich rede davon, daß die Natur des Menschen die Freiheit mit umfaßt, die Freiheit der Bewegung nämlich, und daß er nicht durch Wurzeln im Boden seiner Heimat befestigt, nicht an diesen Boden gefesselt ist.

III.

Wie aber schon im Heimatverhältnis ein Element der Freiheit enthalten ist, so wohnt umgekehrt dem Begriff des Vaterlandes, wie sehr er im übrigen durch politisch-geistige Bestimmungen geprägt sein mag, doch zwei-

fellos auch ein einfach-natürliches Element inne. Wenn der trockene Ausdruck erlaubt ist: das Vaterland, das einer hat, ist keine Idee, sondern eine natürliche Tatsache; es ist ihm gegeben. Dieses Element der Naturtatsache oder Gegebenheit liegt vor allem im ersten Teil des Wortes beschlossen: den Vater hat sich noch kein Mensch wählen können, die Spur seines Wesens wie seiner Erziehung bleibt für Lebenszeit in irgendeiner Weise physiognomisch unser Teil, mögen wir es nun gern oder ungern mit uns tragen, mögen wir glücklich oder unglücklich damit sein. Ich bin weit davon entfernt, an der menschenunwürdigen Legende von der naturwissenschaftlichen Falschheit, Feststellbarkeit, Benennbarkeit oder gar Zählbarkeit sogenannter ererbter Eigenschaften hier weiterzuspinnen; ganz im Gegenteil bin ich davon überzeugt, daß sich diese tiefen Spuren der menschlichen Verwandtschaft einzig der freien Wahrnehmung, dem physiognomischen Blick und also in einem sehr bestimmten Sinne nur der Poesie erschließen — der Poesie und gerade nicht der Wissenschaft, sofern sie jedenfalls am Stoff und an der Ursache, am zureichenden Grunde hängt. Gleichwohl müssen wir uns eingestehen, daß selbst derjenige, der seinen Vater nicht kennt und nie gekannt hat, wie auch derjenige, der sich von seinem Vater losgesagt, also geistig jede Verbindung getrennt hat — mag er sogar bemüht sein, an sich selbst jede nachahmende Gebärde, jede lebendige Erinnerung im Betragen und Gehaben zu tilgen —, daß auch dieser entfremdete und entfernte Sohn, dieses Waisenkind durch Geschick oder durch Willen, dennoch für alle Zeit unvermeidlich der Sohn seines Vaters bleibt. Und dies ist eben keine moralische Idee, sondern eine einfach-natürliche Tatsache, eine Gegebenheit, welche in den Begriff des Vaterlandes vermöge der bloßen Bildung des Wortes mit eingegangen ist.

Freilich hat in Wahrheit gar nicht jedermann ein Vaterland mit derselben Sicherheit wie er einen Vater hat. Voltaire beginnt den Artikel „Patrie“ (Vaterland) seines Philosophischen Wörterbuches mit dem Satz „Un juif a-t-il une patrie?“ (Hat ein Jude ein Vaterland?), und er zählt in der Folge eine ganze Reihe von Stämmen und Völkern auf, von denen die gleiche rhetorische Frage gilt, und dies nicht etwa, um sie der allgemeinen Verachtung stolzer Patrioten auszuliefern — wie wir es in unseren Tagen und in unserem Lande so gräßlich erfahren haben —, auch nicht, um sie dem Mitleid derer zu empfehlen, die in der glücklichen Lage sind, ein Vaterland zu haben, dem Mitleid der Besitzenden also, sondern ganz im Gegenteil: um den beschränkten Edelsinn ironisch darauf aufmerksam zu machen, daß es in der Tat Menschen ohne Vaterland gibt, die dennoch Menschen sind, und des weiteren, um drastisch zu zeigen, daß uns das Vaterland

gerade nicht überall und überhaupt nicht einfach gegeben und geschenkt wird, sondern daß es uns aufgegeben ist, uns ein Vaterland, unser Vaterland erst in Freiheit selber zu errichten und zu bilden: daß also — mit einem Wort — der Begriff des Vaterlandes gerade keine bloß physische Gegebenheit, sondern eine politische Aufgabe bezeichnet.

„Wird dieses Wort ‚Vaterland‘ wohl glaubwürdig sein“ — so lesen wir bei Voltaire weiter — „im Munde eines Griechen, der nichts davon weiß, ob es jemals einen Milliades, einen Agesilaos gegeben hat, und der nur weiß, daß er der Sklave eines Janitscharen ist, der seinerseits der Sklave eines Agas ist, der wiederum Sklave eines Paschas ist, der wiederum Sklave eines Wesirs ist, der wiederum Sklave eines Padischahs ist, den man in Paris den Großtürken nennt?“ Worauf das hinaus will, werden wir noch zu untersuchen haben — jedenfalls nicht etwa auf eine Kritik der Fremdherrschaft, als sei sie es, die die Realität des Vaterlandes hindere oder vernichte, sondern vielmehr auf eine Kritik der Sklaverei und Despotie als solcher — gleichgültig, von wem sie eingerichtet und ausgeübt wird. *Le juif a-t-il une patrie?* — Das ist in der Tat eine Frage, die unsere gewohnten, mit den Tugendbildern einiger Jahrhunderte angefüllten, durch Pflichtgebote von der strengsten Art gefestigten und durch so viel Opferblut getränkten Vorstellungen auf eine harte Probe stellt. In der Zeit der ersten Verfolgungen und Vertreibungen von Juden aus Deutschland, vor zehn oder zwölf Jahren mag jener ebenso ergreifende wie schreckliche wie auch großartig-überlegene Witz entstanden sein, der die Voltairesche Frage in einer bedrängenden Weise illustriert. Ein Jude hört von einem anderen, dessen Bruder sei nach Sidney ausgewandert. „Sidney?“ fragt er, „wo liegt denn das?“ „In Australien“, antwortete der andere. „Das ist aber weit“, gibt der erste staunend zurück. „Weit wovon?“ war die fragende Antwort, welche nun den Dialog schwebend, aber definitiv abschließt. Man kann diese Antwort verschiedenartig intonieren — klagend oder schneide, desperat oder mit souveränem Freisinn. Wir wollen sie so nüchtern wie möglich auffassen. In jedem Falle drückt sie aus, daß hier zwar ein Volk, aber kein Vaterland ist, ein Volk ohne Vaterland. Voltaire stellte seine rhetorische Frage vor dem historischen Vorgang, den man als Emanzipation der Juden in Europa bezeichnet; jener Witz ist nach diesem Zeitalter formuliert, und er scheint das Scheitern der Einbürgerung und Angleichung (Assimilation) zu besiegeln. Keine Rückberufung und keine Wiedergutmachung wird je instande sein, dieses Scheitern, diese fürchterliche Ausrottung vergessen zu machen, ihre geschichtliche Spur zu verwischen, unsere Schuld zu tilgen. Es gibt heute jüdische Stimmen in der Welt, die Hitlers Werk insofern für unwiderrüflich

halten, als alle Assimilation nun desavouiert und dieser direkte Weg der weltbürgerlichen Einbürgerung der Juden in den verschiedensten Völkern und Vaterländern endgültig als ungangbar erwiesen sei. Sie fordern darum — wie die ursprünglichen Zionisten — das jüdische Vaterland für das jüdische Volk. Ich gebe diese Gedanken nur wieder, weil sie für unser Thema von Bedeutung sind, nicht weil ich sie für unausweichlich und unwidersprechlich hielte. Zu gleicher Zeit ist ja die Bemühung um eine über-nationale politische Weltordnung in ein neues Stadium getreten, und wir können hoffen, daß eine Charta der Menschenrechte mit weltweiter Geltung und gesicherter Kraft eines Tages auch die Position des verstreuten Volkes stärken werde. Dann mag jenes „Weit wovon?“ vollends einen neuen, nämlich einen triumphalen Klang erhalten in dem Sinne, daß der ganze Erdball zum möglichen Vaterlande wird. Ich will aber nicht schwärmen, am wenigsten für andere, und darum sogleich hinzufügen, daß wir Deutschen am wenigsten Ursache haben, uns in diese Diskussion einzumischen: was an uns liegt, soll und muß geschehen, jene Zweifel an der Möglichkeit der jüdischen Einbürgerung zu widerlegen, also dennoch „wieder gutzumachen“, so gut wir irgend können, wie ohnmächtig und unbedeutend der Effekt auch sein mag.

Das Beispiel sollte uns lehren, das naturhaft-selbstverständliche Element im Begriff des Vaterlandes nicht zu überschätzen, und in der Tat hat es uns ja unversehens mitten in weltpolitische Erwägungen geführt — ein sicheres Zeichen dafür, daß die Wirklichkeit des Vaterlandes uns im wesentlichen nicht sowohl gegeben als vielmehr aufgegeben ist. Genau genommen ist die moralisch-politische Seite des Begriffs aber auch schon im Bilde des „Vaters“ symbolisch enthalten. Daß wir Vaterland, patria, patrie sagen und nicht Mutterland (wie freilich die Russen vom „Mütterchen Rußland“ reden), deutet darauf hin: denn der Vater ist der Regent im Hause und die symbolische Figur der moralischen Ordnung. Der Vater steht gewiß auch etwas beiseite wie der heilige Joseph auf den Krippenbildern, denn bei der Geburt und ersten Aufzucht der Kinder macht er eben bloß den Zuschauer. Vom Mutterleib und Kindesbeinen an (wie es im Kirchenliede heißt) nahmen wir die natürlichen Gaben Gottes — des Vaters — an, und was uns so ganz und gar in Fleisch und Blut vertraut ist, das haben wir (wie wir zu sagen pflegen) mit der Muttermilch eingesogen. Gegen diesen mütterlichen Bereich gehalten, erscheint der Vater ferner, fremder, mehr geistig als leiblich, auch deutlicher als individuelles Gesicht, als Person, mehr als Erzieher denn als Erzeuger, als distanzierte Macht und schließlich als freier Partner. Diese relative Kühle und Helligkeit des Vater-Verhältnisses ist, wenn ich es recht empfinde, auch in den Begriff des Vaterlandes

eingegangen. Wobei andererseits nicht zu verkennen ist, daß auch das Motiv der väterlichen Autorität, des Machtgebots, des Zucht- und Züchtigungsrechtes darin mit fortlebt, indem wir unvermeidlich uns selbst in der Rolle von Kindern fühlen müssen, wenn wir das Wort Vaterland empfinden und bedenken. Allons enfants de la patrie — heißt es denn ja auch in der Marseillaise, einem für unseren Zusammenhang sehr bedeutsamen Zeugnis, denn es ist offenbar die Französische Revolution gewesen, die den „Patriotismus“ im eigentlichen, modernen Sinne des Wortes zwar nicht geschaffen, aber doch in bis dahin unerhörter Weise belobt und ausgebreitet hat. (Eine der ersten Truppen, die die Pariser im Jahre 1792 an die Grenze schickten, war das „Bataillon de Patriotes de Quatrevingt neuf“.) Kinder des Vaterlandes haben eigentlich keine Stimme im Rat und keine Selbstbestimmung — aber Kinder werden ja auch einmal mündig, und die mündig gewordenen Kinder sind es, die das Land des Vaters, das väterliche Land einmal pflegen, verwalteten und hüten sollen. Vorausgesetzt, daß sie das Erbe auch wirklich antreten, und das ist eine Frage der Rechtsordnung. Oder — ohne Gleichnis gesprochen: der Begriff des Vaterlandes fordert mündige Bürger. Oder mit abermals anderen Worten: der Begriff des Vaterlandes erfüllt sich erst in der politischen Verfassung. Das Vaterland ist gerade nicht „der dunkle, undurchdringliche Mutterschoß“, als welchen Leopold Ranke, in einer Art konservativer Mystik, die Nationalität verstand — oder vielmehr dem Verstand entzog. Das Vaterland steht im hellen Lichte, und wir können es nur lieben, insofern wir tätig, frei und mündig an seiner wirklichen Verfassung teilnehmen.

IV.

„Es gibt kein Vaterland in der Despotie“ — sagt schon La Bruyère. „Es gibt kein Vaterland in der Despotie“ — und er fügt hinzu, daß dort andere Dinge an die Stelle treten, andere Triebfedern nämlich des gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenhaltens: das Interesse, der Ruhm, der Fürstendienst. Es ist eine noch verhältnismäßig harmlose Art von Despotie, die er im Auge hat, eigentlich sogar überhaupt etwas anderes, die absolute Monarchie. Eine Despotie von der Art, wie wir sie kennen gelernt haben, vernichtet das Vaterland nicht allein im Sinne La Bruyères als innere treibende Gesinnung, sondern auch physisch und buchstäblich bis auf den Grund. Sie vernichtet das Vaterland eben deswegen, weil sie

die Freiheit und Mündigkeit seiner Bürger vernichtet; eben in demselben Maße tut sie es. (So ist es auch nicht wunderlich, daß in der nationalsozialistischen Despotie selbst das Wort „Vaterland“ selten geworden ist.) Es zeigt sich nun klar: indem wir den Begriff des Vaterlandes zu gewinnen frachten, fragen wir immerfort auch danach, welches Verhältnis wir selbst zum Vaterland einnehmen, streben wir fortwährend danach, in das rechte Verhältnis zum Vaterland zu kommen. Sowohl das gültige Rechtsverhältnis suchen wir als auch das gebotene oder erlaubte Gefühlsverhältnis. Es ist nicht das Verhältnis der wachsenden und verwelkenden Pflanze zu dem Boden, der sie trägt und nährt, es ist nicht das Verhältnis des unmündigen Kindes zum Vater als Zuchtmeister; es ist auch nicht das Verhältnis des Untertans zur Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, und weil sie Gewalt über ihn hätte — deswegen nicht, weil das Vaterland ja gerade das Gemeinsame, das gemeinsame Feld und die gemeinsame Aufgabe seiner Angehörigen sein sollte, und weil es darin nicht Obrigkeit und nicht Untertan, kein Oben und Unten geben kann. Mit anderen Worten: Weder die Verfassung der dem Boden verhafteten Pflanzen noch die Verfassung der patriarchalischen Familie noch die Verfassung des amtlichen Obrigkeitsstaates, gar der Despotie und allgemeinen Leibeigenschaft kann eine vaterländische Verfassung heißen. Nur eine freie, freiwillige Anhänglichkeit kann das rechte Gefühl des Einzelnen zu seinem Vaterland, nur eine bürgerliche Verfassung kann eine vaterländische Verfassung sein.

Es war Montesquieu, der moderne Klassiker der Politik (wie Aristoteles ihr antiker Klassiker ist), der mit aller Schärfe und Klarheit die Vaterlandsliebe einzig der republikanischen Verfassung zugeordnet und zugeschrieben hat. Im vierten Buch des „Geistes der Gesetze“, im fünften Kapitel, definiert er die Tugend (la vertu), welche den Geist der republikanischen Gesetze ebenso bestimme und erfülle wie die Ehre denjenigen der Monarchie und die Furcht denjenigen der Despotie.

Und da heißt es mit unvergeßlicher Einfachheit:

„On peut définir cette vertu, l'amour des lois et de la patrie.“

„Man kann diese Tugend bestimmen als die Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterland.“ Und ein wenig später: „Diese Liebe ist besonders den Demokratien zugehörig; nur in ihnen ist die Regierung jedem Bürger anvertraut.“

Freilich hat sich Montesquieu bei der Entwicklung dieser These, daß nur die demokratische Republik ein Vaterland sein und Vaterlandsliebe als Tugend hervorbringen könne, nicht mit der Untersuchung der geschriebe-

nen und deklarierten, der rein politischen Bürgerrechte und -pflichten begnügt. Indem er den Begriff des Bürgers, des citoyen, und der Republik neu entdeckte und ihre moralische und rechtliche Verfassung beschrieb, ging er doch sogleich aufs Ganze und erfaßte auch die sozialen und ökonomischen Grundlagen der Bürgerfreiheit und Vaterlandsliebe. Im folgenden Buch — es ist das fünfte seines Werkes — schreitet er mit raschen und festen Schritten weiter in seinen Bestimmungen, und dort heißt es im dritten Kapitel: „L'amour de la république, dans une démocratie, est celui de la démocratie; l'amour de la démocratie est celui de l'égalité.“

„Die Liebe zur Demokratie, zur Volks- oder besser: Bürgerregierung, ist die Liebe zur Gleichheit.“ Und dieses vieldeutige Wort „Gleichheit“, dessen Sinn und Ton vom Frommen bis zum Schrecklichen, von der Demut bis zur Gewalttat reicht, ist hier nicht bloß in jenem „abstrakten“ Sinne der liberalen Lehre zu verstehen, der hundert Jahre später galt und von den Sozialisten in der Nachfolge von Karl Marx so bitter verlästert worden ist, sondern durchaus auch im konkreten Sinne der Gleichheit des Besitzes, nämlich des Besitzes an Land und sonstigen Gütern. In dem Sinne, daß erst die gleichmäßige Verteilung des Vaterlandes, also des vaterländischen, fruchttragenden Bodens, unter die Bürger (nach dem Muster antiker Stadt-Staaten, insbesondere von Sparta) die politische und rechtliche Gleichheit dieser Bürger begründete und ihre Vaterlandsliebe als eine Tugend gewährleistete. Diese Theorie ist von unseren eigenen deutschen Erfahrungen nicht so weit entfernt, wie es scheinen mag. Wir haben mindestens ihre Kehrseite in einer gründlichen und folgenschweren Weise kennen gelernt: wir haben in unserer ersten, so kurzlebigen deutschen Republik zwar nicht erlebt, daß im Namen des Vaterlandes, des republikanischen Vaterlandes der Landbesitz gleichmäßig verteilt worden wäre, wohl aber haben wir gesehen und gehört, daß die tatsächlichen Landbesitzer und ihr Anhang für sich allein den Namen von Patrioten und die Ehre der Vaterlandsliebe in Anspruch genommen haben. Es waren vorab die Fraktionen der Grundbesitzenden Schichten — also der Besitzer des väterlichen Landes im ökonomischen Sinne —, welche die Revolutionäre von 1918 mit dem Schimpf- und Schandwort der „vaterlandslosen Gesellen“ belegten, und wir sehen nun — im Lichte der Definition Montesquieus —, daß dieses Schimpfwort obendrein eine grausame, höhnische Wahrheit enthält, eine Wahrheit, die denen vermutlich niemals zu Bewußtsein gekommen ist, die das Wort geprägt und gebraucht haben. Denn in der Tat gehörte diesen Arbeitern und Soldaten, gehörte diesen Revolutionären von 1918, sofern sie dem Proletariat zuzuzählen waren, kein Stück vom Vaterlande zu eigen. Insoweit stimmen unsere „vaterlandslosen Gesellen“ genau

überein mit jenem vaterlandslosen Juden Voltaires, den ich früher angeführt habe, denn auch von ihm heißt es dort: „er hat auf der Erde nicht einen Quadratfuß Boden, der ihm gehörte.“ Aber freilich, es waren ja Gesellen, die gerade ihr Vaterland zu gewinnen, ihr Bürgerrecht zu stärken, ihre Abhängigkeit zu beendigen strebten: darum eben machten sie Revolution. Und die ihnen so entrüstet und mit solchem unbewußten Hohn entgegen-traten, waren diejenigen, die das Vaterland und daher auch den Patriotismus im buchstäblichen, physischen Sinn des Wortes „gepachtet“ oder auch ganz und gar im Besitz hatten und die diesen ihren Besitz zu verteidigen suchten, unter anderem mit der rotglühenden Waffe des moralischen Terrors „vaterländischer“ Gesinnung. Ganz augenscheinlich hängt es mit diesem fortdauernd feudalistischen Element der deutschen Bodenverfassung, mit diesem Pfahl im Fleische der Weimarer Republik aufs engste zusammen, daß es während ihrer ganzen Dauer von 1919 bis 1933 nicht gelungen ist, die Republik zum Vaterlande der Republikaner zu machen, die republikanische Vaterlandsliebe zu entzünden, also diejenige wesenhafte Zusammengehörigkeit von Demokratie als Bürgerherrschaft und Vaterlandsliebe als Bürgertugend herzustellen, die doch, nach Montesquieu und nach der Natur der Dinge, diesen Begriffen innewohnt. Man kann die Probe machen und irgendein deutsches Konversationslexikon aufschlagen — nehmen wir den Großen Herder in der Ausgabe von 1935: alle Wortbildungen und Namen, die mit „Vaterland“ oder „vaterländisch“ zusammengesetzt sind, soweit sie sich auf Deutschland beziehen, kommen von „rechts“, aus der Gegend der antirepublikanischen, feudalistischen oder monarchistischen Schichten, Verbände und Interessen — angefangen von der „Deutschen Vaterlandspartei“, die der Großadmiral von Tirpitz und der Generalland-schaftsdirektor Kapp (der Urheber des nachmaligen Putsches) im Jahr 1917 gründeten, und dem „Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz“, der freilich schon seit 1866 bestand und bestimmt war, den Sanitätsdienst des Heeres in Kriegsfällen vorzubereiten und zu unterstützen, bis hin zu den ominösen „Vaterländischen Verbänden“, in deren Tätigkeit wir jetzt anlässlich des Tillessen-Prozesses wieder einen Blick oder Rückblick tun konnten. Dieser Name wird im Großen Herder mit den Worten erläutert: „1922 gebildeter Zusammenschluß der aus dem Weltkriegserleben entstandenen“ — das ist eine sanfte Umschreibung, die dem Jahre 1935 angemessen ist —, „das Versailler Diktat und seine Folgen bekämpfenden und zugleich den ‚Staat von Weimar‘ ablehnenden Nationalverbände; 1933 in den Verbänden der NSDAP aufgegangen oder aufgelöst.“ Eine entsetzliche Verkehrung! Die unruhigen Landsknechte, Verschwörer und Fememörder, welche keinen Frieden machen oder finden konnten,

hießen vaterländisch, usurpierten den Patriotismus, — und die Bürger, die citoyens oder die es werden wollten, die Republikaner, die in jedem Falle das Bürgerrecht begründeten, hießen „vaterlandslose Gesellen“ und vermochten es nicht, in Wort und Namen und Gefühl die Regierung des Vaterlandes anzutreten. Die Despotie Hitlers — zu der jene feudalistischen vaterland-besitzenden Traditionen entscheidende Hilfestellung leisteten (ich brauche nur die Namen Hindenburg, Papen und Hugenberg in Erinnerung zu rufen) und in der jene „Vaterländischen Verbände“ entweder aufgingen oder aber aufgelöst wurden —, die Despotie Hitlers hat den Patriotismus nach Wort und Sache ausgelöscht in dem Maße, als sie ihre patriotischen Steigbügelhalter abstieß, unterwarf oder zertrat, und sie hat das Vaterland selbst moralisch, rechtlich und endlich auch physisch vernichtet in dem Maße, wie sie die Republik, die Bürgerrechte und die Freiheit, daher auch die freie Anhänglichkeit und Liebe mit wachsendem Schrecken zerstörte. Insofern hat sie reinen Tisch gemacht und eine klare Lage geschaffen: Es gibt kein Vaterland in der Despotie.

Noch einmal haben wir also die Chance, die Republik als Vaterland zu verstehen und zu gründen, so wie es der Natur der Dinge entspricht, die rechte Verfassung und das rechte Verhältnis der freien Anhänglichkeit herzustellen.

v.

Es bleibt die Frage, wie es zu dieser Verkehrung gekommen ist, daß in Deutschland — im Unterschied etwa zu Frankreich — gerade die Gegner von Republik und Demokratie das vaterländische Pathos für sich allein in Anspruch nehmen konnten, oder, besser gesagt, daß die herrschenden, auch im Staate herrschenden Schichten des alten Königreiches Preußen gerade das Pathos der Vaterlandsliebe zu ihrer eigenen Tugend machen konnten anstatt desjenigen der höfischen Ehre und des Fürstendienstes, das ihnen nach Montesquieus Unterscheidung zugekommen wäre. Natürlich verlangt diese Frage eine eigne sorgliche Untersuchung, die ich hier nicht anstellen kann. Aber so viel scheint doch außer Zweifel, daß hier im Ursprung ein Akt der Übertragung und Nachahmung stattgefunden hat, daß man die republikanisch-patriotische Gebärde und Schwärmerei des Westens mit Wissen und Willen in die ganz anderen staatlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland verpflanzt hat. Das läßt sich historisch nachweisen.

Es war zum Beispiel in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in den Jahren des Siebenjährigen Krieges so wenig selbstverständlich für einen Untertan des Königs von Preußen, dieses Land als sein Vaterland anzusehen, anzusprechen und zu empfinden, daß der Schriftsteller und Professor Thomas Abbt, als er sein Buch über den „Tod fürs Vaterland“ verfaßte, zuallererst nachweisen mußte, daß auch eine Monarchie ein Vaterland sein könne. Soviel ich weiß, ist diese Schrift von Thomas Abbt, die 1761 bei Nicolai in Berlin mit Königlich-preußischem Privileg herauskam, eines der frühesten literarischen Zeugnisse des modernen preußisch-deutschen Patriotismus. Es ist ein überaus interessantes Zeugnis. Das erste Kapitel des Buches ist überschrieben „Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien“ und beginnt mit folgendem Satz:

„Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz sein könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sey.“

Wir entdecken also in der Tat hier mit Staunen, daß der Schreiber sich einer einhelligen politischen Überzeugung gegenüberfindet und dann sogleich auch entgegenwirft, eben derjenigen Überzeugung, die vor allem Montesquieu ein gutes Jahrzehnt zuvor klassisch ausgesprochen und befestigt hatte. Der „unglückliche Zufall“, den Thomas Abbt da kopfschüttelnd beklagt, dieser unglückliche Zufall besteht in Wahrheit ganz einfach darin, daß die öffentlichen Angelegenheiten in einer demokratischen Republik die Sache ihrer Bürger sind, und daß allein Bürger ein Vaterland bilden, verwalten und darum auch lieben können. Bürger, nicht Untertanen. Oder: dieser Abbt'sche „unglückliche Zufall“ besteht darin, daß Gefühle und moralische Gesinnungen aufs engste mit den politischen Einrichtungen korrespondieren, die sich die Menschen geben oder in die sie hineingeboren werden. Oder: dieser „unglückliche Zufall“ bestand einfach darin, daß Preußen keine Republik war noch werden wollte. Der Schriftsteller Thomas Abbt aber unternahm es, gleichsam den Rahm der edlen Gefühle und aufopfernden Handlungen abzuschöpfen und die Einrichtungen, nämlich eben die demokratischen, republikanischen, bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze auf sich beruhen zu lassen. Diese edlen Gefühle waren ihm im Interesse des preußischen Königs und Staates deswegen begehrenswert, weil man — wie er selbst in der Vorrede es ausdrückt — die Triebfeder der Vaterlandsliebe „bey mehreren Seelen anbringen könne, als die den Monarchien zugeeignete Ehrbegierde“, mit modernen Worten, weil man hier ein Mittel hat, Massen zu bewegen und nicht bloß die an Zahl geringen Mitglieder der höfischen Stände, die allein

der Ehren teilhaftig werden können, welche ein König zu vergeben hat. Dies ist also, wenn auch in den zierlichen Maßen des achtzehnten Jahrhunderts, ohne Zweifel ein Argument staatlicher Propaganda-Technik. (Thomas Abbt spricht selbst, in seinem Siebenten Kapitel, ganz unverhohlen von den „Triebfedern der Staatsmaschine“ und vom „Kunstgriff“ der Republiken.) Das Merkwürdige und höchst Erstaunliche bei dem ganzen Vorgang ist aber dies: daß diese Verpflanzung der Gefühle ohne die Einrichtungen, also der patriotischen Gefühle ohne die republikanischen Einrichtungen, so schwierig und schwerfällig und einzelgängerisch sie doch ganz offenbar eingeleitet wurde, gleichwohl vollkommen gelungen ist — gelungen sogar bis zu dem Grade der Verkehrung, den ich zuvor beschrieben habe: Als endlich nach hundertfünfzig Jahren in Deutschland und in Preußen die Einrichtungen nachfolgten, die demokratische Republik errichtet wurde, waren die patriotischen Gefühle vergeben und schlechterdings nicht zurückzugewinnen. Wie war es also möglich, daß — mit einem Worte Abbts — nachmals wirklich „römische Tränen aus preußischen Augen flossen“, und daß sie es bis auf den heutigen Tag getan haben?

Das Rätsel löst sich, wie mir scheint, wenn man auf das spezielle Thema und den Titel der Schrift sieht, von der ich rede. Sie heißt „Vom Tode fürs Vaterland“. Vom Tode — nicht vom Leben. Daß von dem ganzen weiten Umkreise vaterländischer, bürgerlicher Wirksamkeit nicht die Gesetzgebung, nicht die Verwaltung, nicht die Wissenschaft, nicht die Arbeit, überhaupt nicht das freie Leben im Frieden, sondern einzig und allein, zuerst und zuletzt der Tod, und das heißt der Tod im Kriege, die Aufopferung des Einzelnen ergriffen und gepriesen wurde — das freilich ist zwar unglücklich, aber offenbar kein Zufall. (Bis zum heutigen Tage verbinden wir ja mit dem Worte „Vaterland“ — höchst seltsamerweise — mit Sicherheit zuallererst und beinahe ausschließlich den Gedanken des Krieges, des Opfers und des Todes.) Es ist dies, wie mir scheint, deswegen kein Zufall, weil diesem Gefühl der Opferbereitschaft in der Tat auch auf der preußischen Seite und in der Monarchie eine Einrichtung entsprach, ein Institut, das keineswegs erst durch eine bürgerliche Revolution geschaffen zu werden brauchte: ich meine das Heer. Wenn freilich auch die allgemeine Wehrpflicht noch ferne war, so rekrutierte sich doch das preußische Heer allemal aus Unterthanen des Königs und Kindern des Landes, und eben diese Rekrutierung bedurfte eines inneren Antriebs — auch im gemeinen Volk, welches an den Montesquieu'schen Ehren des Adels nicht teilhafte. Das Heer — zumal in dem Grade, in dem es dann zum Volksheer wurde — das Heer war die politische und soziale Realität, die nach den nützlich belebenden Gefühlen dieses modernen Patriotismus verlangte.

Das Heer war die Einrichtung, die in Preußen die Stelle der bürgerlichen Republik vertrat — was das Verhältnis zur Vaterlandsliebe als einer Tugend betrifft. Und dasselbe preußisch-deutsche Heer, dessen Soldaten, späterhin als Wehrdienstpflichtige, beinahe nur diese alleräußerste Pflicht des vaterlandsliebenden Bürgers und Republikaners übten, nämlich sich selbst zum Opfer bringen — pro patria mori —, dieses selbe preußisch-deutsche Heer hat unter der fortdauernden Leitung des landbesitzenden Adels schließlich der Republik, als es sie nicht mehr verhindern konnte, doch den Patriotismus, die Vaterlandsliebe absprechen und vorenthalten helfen. So etwa hängt es wohl zusammen, so etwa ist es bei uns zu diesem unseligen, ergreifend unseligen Ergebnis gekommen, daß der Bürger fast nur in der Rolle und Gestalt des Soldaten seine Bürgertugend zu üben vermochte oder gewöhnt wurde, und daß diese Tugend selbst sich zur Pflicht verkehrte, die „Liebe der Gesetze“ zum bloßen Gehorsam verdorrte, und die Liebe des Vaterlandes nur als Dienst und Opferbereitschaft übrig blieb. Freilich ist der Tod fürs Vaterland auch in jenen alten Geschichten und Legenden aus Sparta und Rom das Siegel der bürgerlichen Tugend, welche die klassischen oder klassizistischen Republikaner des achtzehnten Jahrhunderts, Dichter, Gelehrte und Politiker zu wiederholen nicht müde wurden. Aber doch eben nur das Siegel, nur die letzte Probe, nicht das Ganze. Wer ein Leben tätig und leidend, denkend und handelnd an das öffentliche Leben und Wesen, an die reale Verfassung seines Landes und Staates gewendet hat, der mag für ein solches Vaterland auch sterben, das sein eigenes Werk ist; der weiß auch, was er vertheidigt, und er weiß, was er opfert. Hier aber, wo das Heer die Republik ersetzte und hintanhieß, entfiel denn auch an der Vaterlandsliebe selbst die Seite des Lebens fast völlig, und die Seite des Todes blieb allein zurück. So verstehen wir auch die seltsame Lehre, daß die Vaterlandsliebe eine „sittliche Pflicht“ sei, wie wir auf der Schule gelernt und überall, zum Beispiel auch in Herders Großem Lexikon, gelesen haben. Montesquieu und alle diejenigen seiner Zeitgenossen, die die römisch-spartanische Gebärde beschrieben und belebt haben, hatten die Liebe zur Pflicht entdeckt und gepriesen, uns aber wurde die Pflicht zur Liebe gelehrt und eingepfiff. Da haben wir eine einfache Formel für die ganze schwerwiegende Verkehrung, von der wir reden.

In unseren Tagen, in denen nicht bloß die Republik, sondern auch das Vaterland selbst durch die Despotie vernichtet worden ist, blieb doch noch immer das Gebot der Pflicht und des Dienstes, die Gewohnheit des Gehorsams und die tief eingeprägte Überzeugung von der Erhabenheit des Opfertodes erhalten. Aus der tätigen Gesinnung des Bürgers und der Tu-

gend seiner Vaterlandsliebe wurde, ganz folgerichtig, bei uns schließlich das Ethos des Soldaten oder des „soldatischen Menschen“ schlechthin. Das Ethos ist natürlich nicht identisch mit der wirklichen Aufgabe. Wäre es die Aufgabe der Soldaten, sich zu opfern, so könnten sie auch ohne Waffen ins Feld ziehen. Jede Instruktionsstunde kennzeichnete die wirkliche Aufgabe des Soldaten. Alle etwaigen Zweifel beseitigt die Formulierung des ehemaligen Reichskriegsgerichts in einem Urteil vom 16. Dezember 1940, das der Berliner „Tagesspiegel“ (3. Jg., Nr. 10, 12. 1. 1947) in dem Aufsatz „Schuldbekennnis der versäumten Pflichten“ bekannt gemacht hat. Dort heißt es von dem Angeklagten: „Infolge seiner Einberufung hat er aktiven Wehrdienst zu leisten, den Fahneneid ohne jeden Vorbehalt zu schwören und beim Einsatz im Kampf auf den Gegner zu schießen, um ihn zu töten.“ Das ist eine authentische Auskunft über die wirkliche Aufgabe des „soldatischen Menschen“. Millionen sind in dieser Überzeugung, in dieser Gewohnheit, nach diesem Gebot gestorben oder geopfert worden. Das Gebot hing im Leeren. Freche Hände griffen danach und brauchten es zu verruchten Zwecken. Viele sind ihm arglos gefolgt und starben unschuldig. Es wird uns schwer, das zu begreifen, schwerer noch, es zu ertragen. Aber wir sind nicht mehr arglos. Indem wir diese Toten beweinen, liegt es uns ob, das Gebot zu revidieren, die Gewohnheit abzulegen, die Überzeugung zu prüfen. Damit tun wir ihnen nicht unrecht, sondern wir tun das Gute.

Es ist das Vaterland in Wahrheit weder Natur noch Idee, sondern das geschichtliche Feld und Medium unseres eigenen freien Wirkens und Bildens. Es ist nicht bloß Natur, denn sein Begriff enthielt von allem Anfang an ein Element der Freiheit und der menschlichen, politischen Verfassung. Und es ist nicht Idee, denn es ist nichts Unbedingtes und Unvergängliches, sondern vielfach bedingt und durchaus vergänglich. Im Grunde gibt es überhaupt nicht Ideen, sondern nur eine einzige Idee — so etwa lautet eine Maxime Goethes, und man darf sie wohl ergänzen: nur eine einzige Idee — das Gute. Die volle natürlich-geschichtlich-politische Wirklichkeit des Vaterlandes bildet doch allemal nur einen Bereich und eine Gelegenheit, das Gute ins Leben zu rufen. Übrigens nur einen von vielen Bereichen und eine von vielen Gelegenheiten. Es ist also ganz leicht einzusehen, daß man dem Vaterland nicht dadurch nützen kann, daß man in einer geislosen und subalternen Art von Treue alles gutheißt, was irgendeine heimische Regierung zu irgendeiner Zeit getan oder was irgendein Landsmann je gedacht oder geschrieben oder was irgendein Handwerk oder Gewerbe produziert hat. Eine solche Haltung gemahnt an den verstockten „Korpsgeist“ einer unmündigen Schulklassen. Mündige Menschen

und Bürger eines Landes vermögen ebenso frei und unbefangen wie verantwortlich das Gute und das Schlechte, das Rechte und das Unrechte zu erörtern und sich danach tätigt zu entscheiden, auch und gerade sofern es sich um ihr eignes Gemeinwesen handelt. Dies gerade ist es, was die Liebe des Vaterlandes von ihnen fordert, ihnen eingibt, und worin allein sich diese Liebe bewährt. Im andern Fall ist sie nicht Liebe, freie Anhänglichkeit, sondern Hörigkeit — Hörigkeit in jedem Sinne des Wortes, also ein pathologisches, krankhaftes Verhältnis. Schon Voltaire, der Republiken nur aus der Literatur kannte und mit Fürsten umging, beschloß den Artikel „Patrie“ seines Wörterbuches (in der ersten Fassung) mit dem Satze: „Ein Vaterland gibt es nur unter einem guten König, aber es gibt keines unter einem bösen.“ Was für ein barbarischer Rückfall liegt, in diesem Lichte gesehen, in dem Wort: right or wrong — my country; Recht oder Unrecht — mein Vaterland!

Der Satz sollte bei uns schon dadurch für alle Zeiten verrufen sein, daß er — nach Eugen Kogons Angabe („Der SS-Staat“, München 1946, Seite 23) — über dem Tor des Konzentrationslagers Buchenwald geschrieben stand. Wir müssen den Satz umkehren und sagen: My country or your country — right! Mein Land oder dein Land — recht soll es darin zugehen. Wobei hinzuzufügen ist, daß uns in diesem Sinne allerdings unser eigenes Land so lange näher und dringlicher ist denn das fremde, als wir noch nicht in einem Weltstaate und unter einer Weltregierung leben. Nach dem Rechten soll man stets zuerst im eigenen Hause schauen, zumal hier die Kritik auch am ehesten Früchte fragen kann. Diese Umkehrung des fatalen Salzes, der zum Generalpardon für jeden Verbrecher und jedes Verbrechen im Namen des Vaterlandes geworden ist — diese Umkehrung darf und kann aber nicht als eine Art „Umwertung der Werte“ mißdeutet werden. So, als hätte bisher eben das Vaterland als der höchste Wert gegolten, dem alle übrigen unterzuordnen seien, und als werde nun das Gute oder die Bürgertugend an die Spitze gerückt und das Vaterland untergeordnet. Nichts wäre verhängnisvoller als solche Mißdeutung, denn sie würde alles ins Beliebiges und Vertauschbare abgleiten lassen, da es doch gerade auf die bestimmte, unverrückbare Wahrheit ankommt, auf den Begriff des Vaterlandes. Es gilt nicht umzuwerten, sondern zu begreifen, und es gilt ganz allgemein, heute wie zu jeder Zeit, nicht umzudenken, sondern: zu denken. Nichts weiter. Das Gute oder Rechte auf der einen und das Vaterland auf der anderen Seite sind ja ganz inkommensurable Größen, überhaupt nicht „Werte“ auf irgendeiner Stufenleiter. Sondern wir sollen und wollen das Gute mit Liebe und in Freiheit bewirken, auch im Vaterland, und jedenfalls, wie es natürlich und billig ist, im eigenen

Land eher als im fremden. Und es wird um so mehr unser eigenes Land und also wahrhaft unser Vaterland, je mehr Freiheit wir haben oder gewinnen, solche Liebe zu üben und nach dem Rechten zu sehen. Mit anderen und nun deutlicher politischen Worten: Der Begriff des Vaterlandes erfüllt sich erst in seiner freien Verfassung — nicht bloß in seiner geschriebenen, sondern in der Verfassung, in der wir alle uns als Bürger dieses Landes befinden, an der wir täglich teilnehmen und weiterbilden, in der wir leben. Deutschland kann nicht leben, wenn wir sterben müssen. Deutschland kann nur leben, wenn wir selber leben wollen. Deutschland soll leben, wenn wir — als Menschen — leben wollen. Das Vaterland ruft jeden Tag, denn jeden Tag müssen und wollen wir darin leben, miteinander leben. Das ist der lebendige Begriff des Vaterlandes und nicht der tödliche.

Die Jugend und das Vaterland

Neun Jahre sind vergangen, seit am 8. Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation Deutschlands unterzeichnet wurde. Von diesem Tage an hat die Jugend, die „Frontgeneration“ ebenso wie die jüngere, beharrlich geschwiegen über all das, was mit dem Begriff Vaterland zusammenhängt. Und dieses Schweigen war es nicht zuletzt, das so viele der älteren Generation von der Lethargie und der Schwunglosigkeit der Jugend sprechen ließ. Glaubte man es anfangs noch entschuldigen zu können, so schien es im Laufe der Zeit immer beunruhigender und schließlich geradezu unverständlich zu werden.

Es stand bisher lediglich zu hoffen, daß dieses Schweigen nicht nur ein Schweigen aus Resignation und Lethargie sei, sondern daß sich in ihm eine Wandlung vollziehe und ein Neues anbahne. Diese Hoffnungen haben nun eine erste, zaghafte Bestätigung erfahren. Und zugleich mit dieser Bestätigung hat eine Antwort darauf gezeigt, von welcher Radikalität diese Wandlung ist gemessen an dem, was seit über hundert Jahren als unverlierbare geistige Haltung der deutschen Jugend galt und was offenbar bei ihr auch heute noch vorausgesetzt wird.

Die Bestätigung findet sich in einem Bericht, den die „Frankfurter Hefte“ in ihrer Novembarausgabe unter dem Titel „Wofür lohnt es sich...?“ veröffentlichten. Der Bericht, der fast kommentarlos vorgelegt wird, erzählt von 15 Aufsätzen westdeutscher Primaner, 12 Jungen und 3 Mädchen, denen die Frage vorgelegt wurde: „Glaubst du, daß es etwas gibt, was den Einsatz deines Lebens wert ist?“ Von allen Bearbeitern, mit Ausnahme eines Mädchens, werden die Begriffe Volk und Vaterland in ihre sonst recht verschiedenartigen Überlegungen mit einbezogen. Die Summe ihrer Antworten scheint sich in einem Satz zusammenfassen zu lassen: „Das Vaterland ist für mich kein erlebbarer Begriff“. Der Bericht greift einige Stellen ausführlicher heraus. So schreibt ein Junge: „Noch vor wenigen Jahren würde niemand auf die Frage, ob er bereit sei, für das Vaterland sein Leben einzusetzen, auch nur gezögert haben, ja zu sagen. Heute zögert man mit dem Nein ebensowenig, auch ich nicht. Der Begriff Vaterland ist heute derart verschwommen, daß man gar nicht erkennt, was überhaupt dahinter steht.“

Ein Mädchen meint: „Unzählige Menschen sind geopfert worden, sinnlos, erfolglos. Das Volk erwies sich keineswegs dankbar dafür, das Vaterland besteht nicht mehr. Mein Leben für Volk und Vaterland? Nein.“ Und noch ein Junge: „Das Vaterland bedeutet uns nicht mehr viel. Seine Ehre, sein Stolz sind zu altmodischen Vorstellungen geworden, die zuweilen schon ein wenig lächerlich wirken.“ Dies als die Antworten, die ebenso hart und nüchtern sind, wie sie ehrlich scheinen.

Nun weist zwar der Bericht mit Recht nachdrücklich darauf hin, daß jede Verallgemeinerung dieser Aussagen, etwa in dem Sinne „So denken die deutschen Primaner“, ungerechtfertigt ist. Aber man wird sie doch — unterstützt durch die eigene Erfahrung und die Erfahrungen vieler Gespräche — wenn nicht als typisch, so doch als symptomatisch werten dürfen für die Haltung eines großen Teiles jener Generation, die gegenwärtig die höheren und die Hohen Schulen der Bundesrepublik besucht oder besucht hat. Was in den Antworten dieser 15 Primaner vielleicht zum erstenmal in solcher Klarheit zum Ausdruck kommt, das sind keineswegs nur die ver-

einzelnen Ansichten extremer Individualisten, sondern es ist Ausdruck einer Anschauung, die — bewußt oder unbewußt — in weiten Kreisen der akademischen Jugend heute lebendig ist. Der Begriff des Vaterlandes ist tot, so wie manche anderen Begriffe in ihrer überkommenen Bedeutung tot sind, die Nation etwa, oder das Reich. Das muß einmal gesagt und es muß ernst genommen werden, so ernst wie diese Fünfzehn es gemeint haben.

Der Historiker wird eine ganze Reihe unmittelbar einsichtiger Begründungen für diese Tatsache finden können. Der Umstand, daß nach dem ersten Weltkrieg die Worte Patriot und Patriotismus aus dem Sprachschatz der damaligen Jugend verschwanden, zeigt, wo die Entwicklung begann, die schließlich zur völligen Entwertung des Begriffes führte. War es zu jener Zeit wohl vor allem die Verbindung mit den reaktionären und antisozialen Kräften, die an seiner Echtheit zweifeln ließ, so war es in unseren Tagen zunächst sicherlich der eklatante Mißbrauch, den der Nationalsozialismus mit diesem Begriff getrieben hat, der die Entwertung vollendete. Zeigte doch das Beispiel so vieler hervorragender Männer, die sich — gewiß nicht freiwillig — in der Emigration ein neues Vaterland suchten, wie wenig das unsere im Grunde noch das echte, das einzige war. Aber es wäre sicherlich nicht richtig, wollte man einzig unter Hinweis auf alle diese Ereignisse die gegenwärtige Haltung der jüngeren Generation zu erklären versuchen.

Es soll denn hier auch keine historische Begründung versucht werden, sondern es geht zunächst darum, nüchtern dieses Faktum festzuhalten: „Das Vaterland ist für mich kein erlebbarer Begriff.“ Und es geht weiter darum, zu sehen, ob sich irgendwo eine Spur dessen findet, was möglicherweise an seine Stelle getreten ist oder einmal treten wird.

Es scheint gewiß, daß viele aus der Generation unserer Väter tief erschrocken vor dieser Feststellung stehen werden. Denn es muß ihnen scheinen, als sei in dieser Haltung das edelste Erbe unserer Geschichte verfallen, aller Glaube zerstört und das Leben auf die kahle Zweckmäßigkeit des Nützlichen beschränkt und damit sinnlos geworden. Dagegen aufzustehen, scheint Pflicht, sich des Erbes der Vorväter zu erinnern, Notwendigkeit, auch wenn dieses Erbe sich zweimal im schauerlichen Konsequenz selbst verschlungen hat.

Der Bundesminister des Innern hat bei einer Hauptversammlung des Deutschen Bundesjugendringes eine Rede gehalten mit dem Thema: „Was erwartet der Staat von seiner Jugend?“ Er ist in dieser Rede auch auf jene 15 Aufsätze eingegangen, nach denen, wie er — mit Recht oder Unrecht — meint, nicht ein einziger dieser 15 Jungen und Mädchen bereit sei, „be-

dingungslos für ein Prinzip, eine Idee, ein Ideal sein Leben zu opfern. Ich weigere mich", fährt der Minister fort, „anzuerkennen, daß das ein typischer Querschnitt durch die deutsche Jugend sei." Es ist sicher, daß der Bundesminister glaubt, mit dieser Weigerung der deutschen Jugend einen Gefallen zu tun. Denn was er hinter jener Haltung — und das nun ganz gewiß zu Unrecht — zu spüren glaubt, das wird später deutlich. „Es wäre schlecht um uns und unsere Jugend bestellt", heißt es da, „wenn wir nur von einem Radio-, Kühlschranks- und Motorradprospekt zum anderen leben wollten. Mir scheint der Gedanke, diese unsere Nation zu behüten, zu verteidigen und zu entwickeln . . . wert, daß wir für ihn leben, mit voller Hingabe leben." Es gibt also offenbar nur diese beiden Möglichkeiten: Prinzip, Idee, Ideal oder Radio, Kühlschrank und Motorrad. In dieses — man möchte fast sagen: klassische — Schema aber paßt die deutsche Jugend von heute mit Sicherheit nicht mehr hinein.

Man wird sich in diesem Zusammenhang auch einer Rede erinnern dürfen, die der Präsident des deutschen Bundestages am 18. Januar 1953 bei einer Feierstunde der „Vereine Deutscher Studenten" hielt. Der Grundgedanke dieser Rede, die den Titel „Der Reichsgedanke heute" trägt, ist der, daß die Idee des „Reiches der Deutschen" auch und gerade heute trotz ihres schaurigen Mißbrauchs ihre Berechtigung und ihre Bedeutung habe als „Instrument der Wahrnehmung einer Gesamtverantwortung für dieses Volk und diesen Erdteil in einer letzten inneren Bindung". Es ist keine Frage und die Rede läßt auch keinen Zweifel daran, daß der Bundestagspräsident chauvinistischer oder nationalistischer Tendenzen unverdächtig ist. Aber darum geht es hier auch nicht. Sondern es geht darum, daß offenbar auch der Bundestagspräsident die Idee des Reiches als Idee für unabdingbar notwendig hält, um unser Leben sinnvoll zu verwirklichen in Glaube, Recht und Verantwortung. Und es scheint immerhin möglich, daß er wie der Bundesinnenminister hier einer durch ein achtjähriges Schweigen herausgeforderten Täuschung unterlegen ist, der Täuschung nämlich, als sei die deutsche Jugend auch heute noch von einer ganz ursprünglichen völkischen oder nationalen Idee bestimmt; so wie dies seit 140 Jahren gewiß gewesen ist.

Der Bundestagspräsident hielt seine Rede vor dem „Verband der Vereine Deutscher Studenten", der heute dem „Convent Deutscher Korporationsverbände" angeschlossen ist. Dies scheint nicht unwichtig, weil die an Zahl und Stärke ständig zunehmenden Korporationen im Augenblick offenbar das gewichtigste Gegenargument bilden gegen die Behauptung, daß die vaterländische Idee in der deutschen Jugend heute nicht mehr lebendig sei. Denn es waren seit dem Wartburgfest im Jahr 1817 immer wieder die

Korporationen, die diese Idee getragen und mit Begeisterung und Hingabe zum Sieg geführt haben. Und man wird darum gut tun, sich bei allen Überlegungen jener Korporationen und ihrer Geschichte zu erinnern, ohne die der Begriff Vaterland und das, was er der Generation unserer Väter zum Teil noch heute bedeutet, schlechterdings unverständlich sein muß.

Als am 12. Juni 1815 die Urburschenschaft gegründet wurde, da enthielt ihre Verfassungsurkunde jenen Satz, der für alle späteren Zeiten das Anliegen und die Ziele der Deutschen Burschenschaften bestimmen sollte: „Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchem überhaupt nur Verbindungen gegründet seyn sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste seyn soll, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen sollten auf Universitäten geduldet werden...“ Wo immer in den letzten 140 Jahren das Vaterland in einem echten Sinne als tragende Idee empfunden und gelebt wurde, da geschah es stets in dieser Form als das Heiligste und Höchste nächst Gott. Die vaterländische Idee ist immer, solange sie ehrlich und ehrwürdig blieb, mit dem Gedanken Gottes verknüpft gewesen, ihre Perversion begann in dem Augenblick, als diese Verbindung gelöst wurde und an die Stelle Gottes die nationalisistisch-imperialistische oder die völkisch-rassistische Idee trat.

Aber im Widerstand gegen den radikalsten Mißbrauch der vaterländischen Idee ist die Idee selbst noch lebendig gewesen. Einer der Überlebenden des 20. Juli 1944 bezeugt es ausdrücklich, wenn er schreibt, daß der Staatsstreich „auf allen seinen Stufen, in jedem Abschnitt seiner Vorbereitung und im Willen und Bewußtsein aller seiner Teilnehmer“ immer nur das eine gehabt habe: „die Rettung Deutschlands“. Wer die Geschichte etwa des Kreisauer Kreises kennt, der weiß, wie hier die Begriffe von Ehre, Freiheit und Vaterland unmittelbar verbunden waren mit Gott, der diesen Männern das Bewußtsein ihrer Verantwortung wie die Kraft und die Freiheit der Entscheidung zur Tat gab. Hier zeigte sich noch einmal die vaterländische Idee in ihrem ursprünglichen und echten Sinn. Und wer sich bewußt wird, daß der Geist dieser Idee nicht mehr der seine ist, den wird dieses Bewußtsein mit jenem Schmerz erfüllen, der jeden Abschied von einer großen Idee begleitet.

Und es scheint nun in der Tat so, als gelte es Abschied zu nehmen. Nicht etwa, weil für 15 Primaner das Vaterland kein Wert mehr ist, für den zu sterben sie bereit wären. Das ist Symptom, nicht Grund. Der Grund liegt tiefer. Er liegt darin, daß in unserer Zeit die Verbindung von Gott und Vaterland nicht mehr möglich ist. Diese Verbindung war für den uns über-

kommenen Begriff des Vaterlandes schlechterdings konstitutiv, ohne sie wird er, nach allem was hinter uns liegt, keine Kraft zu einer neuen Wirklichkeit mehr finden können.

Man wird hiergegen Verschiedenes einzuwenden haben. Man wird einwenden, daß die Verbindung mit Gott für den Begriff des Vaterlandes nicht unbedingt notwendig und auch in der Generation unserer Väter meist schon nicht mehr vollzogen sei. Dagegen sei hier noch einmal an die Rede des Bundesinnenministers erinnert. „Lassen Sie mich heute“, so endet diese Rede, „mit einem Satz schließen, der, wie ich glaube, alles enthält, was Sie und was wir alle in unsere gemeinsame Zukunft mitnehmen sollten: Unser Glaube: Gott — Unsere Liebe: Deutschland — Unsere Hoffnung: die Freiheit!“ Glaube, Liebe, Hoffnung — Gott, Vaterland, Freiheit. Die Einheit der Idee läßt sich kaum eindrücklicher formulieren. Vielleicht darf man in diesem Zusammenhang auch an einen Aufsatz denken, den der Bundestagspräsident kürzlich unter dem Titel „Volkstum und Glaube“ veröffentlichte und in dem er darauf hinweist, „daß jemand sowohl im Glauben wie im Volk ganz stehen muß, wenn er seine Aufgabe in dieser Welt erfüllen will“. Und wenn der Bundestagspräsident sich auch mit Recht gegen jede nationalistische Ausdeutung wehrt, so wird hier eben doch deutlich, wie unbedingt und notwendig die Verbindung von Gott und Vaterland scheint.

Vielleicht wird sich auch der Einwand erheben, daß der Begriff des Vaterlandes, der doch in der älteren Generation noch lebendig sei, im Laufe der Zeit auch für die jüngere wieder erlernbar und erlebbar werden könne. Das Gegenargument gegen diesen Einwand wird man sich dort holen können, wo es am wenigsten zu vermuten ist: bei den Korporationen. Denn wenn überhaupt irgendwo, dann müßte heute dort etwas sein von dem, was seit 140 Jahren ihren Geist bestimmt und ihre Haltung geprägt hat. Schließlich haben die wiedergegründeten Korporationen fast ausnahmslos ihre alten Wahlsprüche wieder übernommen, denen ja jene vier Begriffe zu Grunde liegen: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland. Es sind nun freilich in den letzten Jahren in den verschiedenen Verbands- und Korporationszeitschriften zahlreiche Beiträge erschienen, die sich mit dem Wert dieser Begriffe heute beschäftigen. Aber es ist — soweit wir sehen — abgesehen von dieser oder jener Festrede nicht ein einziger darunter, für den einer aus der jüngeren Generation der Aktiven als Autor zeichnet. Und wer je Gelegenheit hatte, an einer größeren oder kleineren offiziellen Veranstaltung teilzunehmen, der wird gespürt haben, welch ein Wandel sich auch hier vollzogen hat, verglichen mit den Tagen früheren Glanzes, als die Aktiven noch selbst die Begeisterung für Ehre und Freiheit des

Vaterlandes in Herzen tragen. Wo immer heute noch eine solche Begeisterung spürbar wird, da geschieht dies in den Reden Alter Herren, die mit bewegten Worten die Ideale ihrer Jugend aufs Neue beschwören. Die Aktiven aber schweigen dazu — so wie die ganze deutsche Jugend acht Jahre hindurch geschwiegen hat.

Es wird sich schließlich ein letzter Einwand erheben und der wird besagen, daß der Begriff des Vaterlandes nicht tot sein könne, weil er nicht tot sein dürfte. Denn für das Vaterland zu leben, sei Bestätigung der Verantwortung des Einzelnen für das Ganze, ohne die alles Leben wertlos sei. Dieser Einwand muß, ungeachtet seiner verzweifelten Argumentation, ernst genommen werden, denn er zielt auf das Wesentliche des Problems: Wenn Volk und Vaterland, wenn Freiheit und Ehre als Ideen, als die den ganzen Menschen fordernden und sein Leben sinnvoll bestimmenden Kräfte heute unter der Jugend nicht mehr lebendig sind, wo wird diese Jugend dann den Sinn, wo wird sie Ziel und Bindung ihres Lebens finden? Hier liegt offenbar auch die Frage des Bundesinnenministers, die freilich nicht einfach durch eine Weigerung, Bestehendes anzuerkennen, entschieden werden kann.

Der Bundesinnenminister bezeichnet die Wiedervereinigung mit der Ostzone als eine drängende nationale Aufgabe. Es scheint außerordentlich fraglich, ob die Mehrzahl derer aus der jüngeren Generation, die diese Wiedervereinigung mit allen Kräften wünschen, dieser Formulierung zustimmen würden. Nicht eine „nationale Aufgabe“, sondern — wie einer der 15 schreibt — „Hilfe für die Menschen der Ostzone“, welche bewußt als Gegensatz zum „Ideal der Freiheit“ verstanden wird, ist hier das ursprüngliche und tragende Gefühl. Die Betonung dieses Gegensatzes führt zu jenem Punkt, an dem der grundsätzliche Charakter der Wandlung, die sich in den Anschauungen der jüngeren Generation vollzogen hat, entscheidend offenbar wird. Keine Idee, weder die der nationalen Einheit, noch die der Freiheit, der Ehre oder der Würde des Vaterlandes, bildet heute für die Jugend einen wirklichen oder möglichen Wert. Wohl aber lebt, echt und kräftig, der Gedanke der persönlichen Freiheit, nicht als Idee, sondern als Erfahrung. Genau dies ist das Ergebnis jener 15 Aufsätze, das sich vielleicht in der folgenden Stimme zusammenfassen läßt: Es ist uns heute nicht fremd, daß es auch Methoden gibt, die Freiheit des Gedankens und der Gesinnung zu rauben. Für mich wäre das eines der schlimmsten Dinge: nicht mehr selbständig denken, selbständig entscheiden zu können ... sich einer Einheitsgedankenwelt anschließen zu müssen. Um solch einem Zwang zu entkommen, wäre mir bestimmt der Einsatz meines Lebens nicht zu hoch“. Es gibt wohl keine Formulierung, die das Anliegen

und das Bewußtsein der jüngeren Generation eindeutiger und treffender bezeichnete. Man glaube nicht, dies sei nur die Stufe einer Entwicklung, an deren Ende wiederum eine neue Idee stehe. Denn hier hat in der Tat eine grundsätzliche und in ihren Auswirkungen noch unübersehbare Wandlung des Denkens stattgefunden.

Die 15 Primaner haben ausnahmslos die Idee in jeder Form und Gestalt abgelehnt, den Gedanken der persönlichen Freiheit als Erfahrung aber bewußt bejaht. Sie haben damit die ihnen gestellte Frage nach jenem Etwas, das den Einsatz ihres Lebens wert sein könnte, umgewandelt in die Frage nach dem, was der Einzelne, was sie selbst in dieser Welt wohl wert seien und bedeuteten. Das ist bezeichnend für die ganze Generation, die sie vertreten, daß sie, in unvergleichlicher Weise herausgenommen aus aller Tradition, ganz neu bei sich selber zu fragen beginnt. In diesem Punkt treffen sich die Anschauungen der 15 Primaner mit der neueren Theologie ebenso wie mit der neueren Philosophie, die jenseits der Einheit der Idee die einzelne menschliche Existenz aufs Neue zu durchdenken begonnen hat. Hier liegt zugleich auch der positive Ansatz jener scheinbaren Negativität, die die ältere Generation so leicht in der Jugend zu sehen geneigt ist.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Ansatz mehr Fragen aufwirft, als beantwortet. Und es ist wahr, daß diese Jugend, da sie nicht mehr von gestern und noch nicht von morgen ist, kein Beharren in sich trägt, keine feste innere Gestalt, ja nicht einmal die gewisse Vorstellung ihrer eigenen Würde und ihres eigenen Berufes. Aber ihr hierin zu helfen, ihr diese ihre Würde deutlich zu machen und sie aus der Zurückgeworfenheit auf sich selbst allmählich in die mitmenschliche Verantwortung und zu einem neuen Staatsbewußtsein zu führen, wie es wohl das tiefere Anliegen der zitierten Reden war, dazu taugt nicht das alte Pathos patriotischer Gefühle. Dazu bedarf es der Einsicht in das Schicksal der vaterländischen Idee, des nachvollziehenden Verständnisses und einer Ansprache, die der Jugend nüchtern vor Augen hält, daß die von ihr begehrte Freiheit eine Aufgabe ist, daß es nicht nur gilt, sie bei äußerster Bedrohung mit dem Einsatz des Lebens zu verteidigen, sondern sie im Alltag des gemeinsamen Lebens ständig zu verwirklichen.

3. Deutscher Evangelischer Studententag in Heidelberg

PROGRAMM

Sonntag, 1. August

20.00 Gottesdienst zur Eröffnung des Studententages

Montag, 2. August

9.00 Das Reich Gottes ist da / Matth. 12, 22 – 30

10.30 Das Reich der Deutschen – ein alter Traum oder ein neues Ziel?

16.00 Diskussionsgruppen

20.00 Treffen der Patengemeinden

Dienstag, 3. August

- 9.00 Das Reich Gottes kommt / Matth. 25, 14 – 30
10.30 Vaterland – Land der Väter
Was heißt Bekenntnis zur geschichtlichen
Vergangenheit?
16.00 Diskussionsgruppen
20.00 Der dunkle Reigen
Spiel von Manfred Hausmann

Mittwoch, 4. August

- 9.00 Das Reich Gottes wächst / Matth. 13, 1 – 9
10.30 Das Volk ohne Vaterland
Welchen Zusammenhang haben Nationalbewußtsein
und Antisemitismus?
16.00 Diskussionsgruppen
20.00 Geistliche Abendmusik

Donnerstag, 5. August

- 9.00 Das Reich Gottes bleibt / Matth. 24, 3 – 14
10.30 Der Gott der Eisen wachsen ließ?
Welchen Einfluß hat der Glaube an Jesus Christus
auf die nationale Hoffnung?
16.00 Diskussionsgruppen
20.00 Abendmahlsgottesdienst zum Beschluß
des Studententages

Die Nation ist das Vergängliche

Schon 1954 protestierten Studenten gegen den falschen Konsens der Bundesrepublik

Wir begegnen heute immer wieder der Behauptung, die deutsche Nachkriegsjugend habe jahrelang politikverdrossen ihre Wunden geleckt, sich selbstbezogen um den eigenen armseligen Alltag und später dann um den langsam beginnenden Wohlstand gekümmert. Erst die Achtundsechziger-Generation habe die Vergangenheit der Vätergeneration radikal befragt und deren Verstrickungen mit der Hitler-Diktatur ebenso schonungslos aufgedeckt wie das Nichtwahrhabenwollen der Nachkriegszeit. Doch es trifft nicht zu.

Bereits eine halbe Generation vor 1968 gab es einen anderen Aufbruch, hervorgegangen aus unzähligen Diskussionen in ärmlichen Studentenbuden. Dort begann sich, als Reaktion auf das kollektivistische Denken der Nazizeit, eine Lebenseinstellung zu artikulieren, die individualistisch, rationalisierend, antiideologisch und doch bewußt staatsbürgerlich war. Eines der Schlagworte hieß „Nachdenken, auch wenn es weh tut“. Dieses radikale Denken gegen Erfülltes und Gegläubtes erhielt 1954 auf dem 3. Deutschen Evangelischen Studententag eine Plattform. Die Tagung, die vom 1. bis 5. August dauerte, löste einen für damalige Verhältnisse ganz ungewöhnlichen, sich über Monate hinziehenden öffentlichen Disput aus. Weit über tausend christliche Studenten hatten es gewagt, die Begriffe Vaterland und Nation öffentlich in den Gefühlsbereich zu verweisen und die Verknüpfung des Nationalen mit dem Christlichen als illegitim, ja blasphemisch anzuprangern. Sie hatten das Volk als das faktisch Vorhandene definiert, ohne Anspruch auf unveränderbare Identität, ohne Anspruch auf Bestand.

Dieser für viele Jahrzehnte letzte gesamtdeutsche Studententag, an dem mehrere hundert Studenten aus der damaligen DDR erst nach zähen Verhandlungen teilnehmen konnten, prüfte seinen kritischen Denkansatz zwangsläufig auch unter dem Aspekt der von fast allen Teilnehmern gewünschten Wiedervereinigung. Da aber konnte die relativierende Entwertung von Nation und Volk nur zu einem Ergebnis führen: Der Wunsch nach Wiedervereinigung hatte nicht den gleichen Rang wie die Durchsetzung der Menschenrechte, allen voran der Freiheit der Bewohner des östlichen Teils von Deutschland. Solche Gedanken waren 1954 einfach ungehörig. Die „Heidelberger Studenten“, wie fortan die Kurzbezeichnung lautete, wurden als Vaterlandsverräter beschimpft.

Die Veranstalterin dieser Tagung, die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland (ESGiD) war damals an westdeutschen Universitäten und Hochschulen die größte studentische Gruppierung; zu ihr gehörten aber auch die Studentengemeinden in der damaligen DDR. Sie war damit die einzige „gesamtdeutsche“ studentische Organisation. Unter den politisch in-

zwischen gespaltenen evangelischen Politikern standen sich die beiden Wortführer Ehlers und Heinemann in ihrem christlich begründeten Nationalgefühl vermutlich in nichts nach. In jener Zeit wurden Studententage von Politikern aller Parteien gern und rege besucht. Auf die Evangelische Studentengemeinde setzten gerade evangelische Politiker große Hoffnungen. Desto tiefer traf sie nun die radikale Abrechnung der in Heidelberg versammelten Studenten. Besonders verärgert war gerade auch Ehlers, der selber als Student einer christlich-nationalen Verbindung angehört hatte. Das berichtete Minister Tillmanns, Vorsitzender des Evangelischen Arbeitskreises der CDU, viele Monate danach dem Bonner Vertreter der ESGiD. Da war Ehlers schon tot. Auch Tillmanns fand die Heidelberger Diskussion falsch und unpassend.

Schon das Vorbereitungsheft mit dem in Schnörkelakt geschriebenem Titel „Heilig Vaterland?“ löste den ersten Wirbel aus und lenkte das Augenmerk von Presse und Rundfunk auf die Veranstaltung – das Fernsehen spielte damals noch keine Rolle! Die dann mit außergewöhnlicher Spannung verfolgten Vorträge der beiden Historiker und der beiden Theologen liegen in einer Broschüre (Der Kreis, Sonderreihe Heft 1, Stuttgart 1954) vor. Aber über die vierzig Diskussionsgruppen sowie die Zusammenkünfte der Diskussionsleiter und deren mündliche Berichte sagt sie nicht viel. Es läßt sich deshalb nicht mehr wörtlich rekonstruieren, was damals in Heidelberg von den Studenten, den eigentlichen Akteuren, gesagt wurde. Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Der in der Broschüre ebenfalls abgedruckte Ergebnisbericht aus der Feder des Tagungsleiters Horst Bannach ist bereits unter dem Eindruck des heftigen Medienwirbels geschrieben, ist mehr Reflexion als Bericht und will wohl auch beruhigen.

Allerdings gibt es noch das sechzigseitige Presseecho. Da alle Journalisten die Möglichkeit hatten, von Diskussionsgruppe zu Diskussionsgruppe zu wandern, hatten sie am ehesten Gelegenheit, sich einen Gesamteindruck zu verschaffen. Die meisten von ihnen berichteten erstaunlich positiv. Besorgt reagierten eher konservative Blätter, besonders verärgert und abwertend die national-konservative Korporationspresse. Die zahlreich vertretenen Journalisten aus dem östlichen Teil Deutschlands versuchten das falsche Bild zu vermitteln, der Studententag habe an der Linie der Veranstalter vorbei die Wiedervereinigung durch Verhandlungen mit der DDR zum Hauptthema gemacht – ganz im Sinne der damals nach Anerkennung strebenden DDR. Dieser wohl in wenigen Diskussionsgruppen von Oststudenten tatsächlich artikuliert Wunsch wurde auch von einigen Westzeitungen deutlich überbewertet.

Die Leitung der ESGiD bestand überwiegend aus Studentenpfarrern, jungen In-

telektuellen, die aus eigener Anschauung den Krieg und die Nachkriegsstimmung an den Universitäten kannten. Den Veranstaltern ging es darum, auf die bohrenden Zeitfragen der Nachkriegsstudenten nach den Wurzeln des Nationalismus zu antworten. Dabei unterschätzten sie die Radikalität der Teilnehmer.

Es lohnt sich immer noch, die beiden gründlichen Vorträge der Historiker Reinhard Wittram und Gerhard Ritter nachzulesen. Doch das, was die Studenten damals bewegte, wurde weit mehr von den beiden noch jüngeren Theologen angesprochen, von Erwin Krämer und Heinz Zahrnt. Erst bei deren Vorträgen kam es immer wieder zu tosendem Beifall. Das Vaterland wurde lautstark entmythologisiert. Demgegenüber mußte Gerhard Ritter erfahren, daß ausgerechnet der Schluß seiner Rede, wo er den Studenten Hoffnung machen, ihnen Perspektiven aufzeigen wollte, zu massiven Protesten führte. Seine christlich gemeinte, zukunftsweisende Erwägung, das deutsche Volk sei vielleicht in schwerere Nöte als andere Völker geführt worden, weil Gott von ihm größere und bessere Lösungen erwartete, wurde sarkastisch als Anregung für ein neues Sendungsbewußtsein abgetan. Die Studenten beharrten darauf, daß damit endlich Schluß sein müsse, daß man Gott nicht wieder unterstellen solle, mit dem deutschen Volk Besonderes vorzuhaben.

Die Verknüpfung von Gott und Vaterland, gegen die sich die Studenten wehrten, hat seither erheblich an Bedeutung verloren. Man findet ihn noch beim „Großen Zapfenstreich“ der Bundeswehr, hier und da auch bei den Gedenkfeiern der Kriegsgräbervereine. Immer noch verstehen aber Menschen ihre Völker oder Nationen gleichsam als Überpersonen, verleihen ihnen Charakter, Ehre und geschichtliche Aufgaben. Viele Deutsche sehen heute ihr Volk insgesamt, einschließlich der Nachgeborenen, als schuldverhaftet an, mit der aus der Geschichte resultierenden Pflicht, Bußfertigkeit und Besserung zu zeigen. Solche kollektiven Zuordnungen erlauben es dann auch, Angehörige anderer Völker für die Verbrechen ihrer Herrschercliquen verantwortlich zu machen und es gutzuheißen, sie mit Bomben zu bestrafen, wie gerade eben in Serbien geschehen. Den „Heidelberger Studenten“ waren Völker und Nationen unwichtig; wichtig waren ihnen allein Menschen, schuldige und nichtschuldige. Völker waren nach ihrem Denken nur das gegenwärtig Vorhandene, das Veränderbare, das Vergängliche. Dabei lehnten sie keineswegs das Ersrecken und historische Erinnerung ab, erst recht nicht die strafrechtliche Verfolgung Schuldiger und staatliche Haftung für staatliches Unrecht. Die vor fünf- und vierzig Jahren artikulierten Gedanken sind in vielem immer noch aktuell.

WERNER TERPITZ

Der Verfasser gehörte 1954 in Heidelberg zu den studentischen Diskussionsleitern.

Institut für Zeitgeschichte	
Akt. 9053/99	25 24 88
Rep.	Res

25-2488-96

Vaterlandslose Gesellen

Rückblick auf den 3. Deutschen Evangelischen Studententag Heidelberg 1954

Wir begegnen heute immer wieder der Behauptung, die deutsche Nachkriegsjugend habe jahrelang politikverdrossen ihre Wunden geleckert, sich selbstbezogen um den eigenen armseligen Alltag und später dann um den langsam beginnenden Wohlstand gekümmert. Erst die 68er-Generation habe die nationalistische Vergangenheit der Vätergeneration radikal hinterfragt und deren Verstrickungen mit der Hitlerdiktatur ebenso schonungslos aufgedeckt, wie das Nichtwahrhabenwollen und die Verlogenheiten der Nachkriegszeit. Auch kürzlich, in der Auseinandersetzung um Walsers Frankfurter Rede konnte man das mehrfach lesen. Doch es trifft nicht zu.

Bereits eine halbe Generation vor dieser sich provokativ den Diktatoren Mao Tse-tung und Ho Tsching-minh zuwendenden ersten Wohlstandsjugend gab es einen anderen Aufbruch, hervorgegangen aus unzähligen Diskussionen in ärmlichen Studentenbuden und in studentischen Gruppen. Dort begann sich, gleichsam als Gegenreaktion auf das kollektivistische, ideologische Denken der Nazizeit, eine Lebenseinstellung zu artikulieren, die individualistisch, rationalisierend, antiideologisch und doch bewußt staatsbürgerlich war. Eines der Schlagworte hieß „Nachdenken, auch wenn es wehtut“. Dieses radikale Denken gegen Erfülltes und Gegläubtes erhielt im August 1954 auf dem 3. Deutschen Evangelischen Studententag eine öffentliche Plattform. Die Tagung löste einen für damalige Verhältnisse ganz ungewöhnlichen, sich über Monate hinziehenden Disput in den Medien aus. Weit über tausend christliche Studenten hatten es gewagt, die Begriffe Vaterland und Nation öffentlich in den Gefühlsbereich zu verweisen und die Verknüpfung des Nationalen mit dem Christlichen als illegitim, ja blasphemisch anzuprangern. Sie hatten das Volk als das faktisch Vorhandene definiert, ohne Anspruch auf unveränderbare Identität, ohne Anspruch auf Bestand.

Dieser für viele Jahrzehnte letzte gesamtdeutsche Studententag, an dem mehrere hundert Studenten aus der damaligen DDR erst nach zähen Verhandlungen teilnehmen konnten, prüfte seinen kritischen Denkansatz zwangsläufig auch unter dem Aspekt der von fast allen Teilnehmern gewünschten Wiedervereinigung. Da aber konnte die relativierende Entwertung von Nation und Volk nur zu einem Ergebnis führen: Der Wunsch nach Wiedervereinigung hatte nicht den gleichen Stellenwert wie die Durchsetzung der Menschenrechte, allen voran der Freiheit der Bewohner des östlichen Teils von Deutschland. Solche heute durchaus plausiblen Gedanken, auch unmittelbar nach der Wende von 1989 hier und da diskutiert, waren 1954 einfach ungehörig. Die „Heidelberger Studenten“, wie fortan die Kurzbezeichnung lautete, wurden als Vaterlandsverräter beschimpft.

Um die Wirkung dieses Studententags zu ermessen, muß man sich in die damalige Zeit versetzen: Die Veranstalterin dieser Tagung, die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland (ESGiD) war, wenn man die Schlüsselzahlen des Bundesinnenministeriums für den Bundesjugendplan zugrunde legt, damals an westdeutschen Universitäten und Hochschulen die größte studentische Gruppierung; zu ihr gehörten aber auch die Studentengemeinden in der damaligen DDR. Sie war

damit die einzige „gesamtdeutsche“ studentische Organisation. Sie verstand sich als evangelische Gemeinde an der Universität und hatte Anteil am damaligen Ansehen der beiden großen Kirchen, die in der neochristianisierten Nachkriegsgesellschaft, bis hinein in die staatliche Politik als moralische Instanzen verstanden wurden und Einfluß hatten. Diese Einbindung der Kirchen war nicht nur zukunftsweisend zu verstehen im Sinne einer christlich-ethischen Neuorientierung der Gesellschaft, sondern auch rückwärts gewandt, anknüpfend an traditionelle Werte, mit der in der Adenauerzeit so beliebten Rückbeziehung auf das „christliche Abendland“. Unter den politisch inzwischen gespaltenen evangelischen Politikern standen sich die beiden Wortführer Ehlers und Heinemann in ihrem christlich begründeten Nationalgefühl vermutlich in nichts nach. In jener Zeit wurden Studententage von Politikern aller Parteien gern und rege besucht. Auf die Evangelische Studentengemeinde setzten gerade evangelische Politiker große Hoffnungen. Desto tiefer traf sie nun die radikale Abrechnung der in Heidelberg versammelten Studenten. Besonders verärgert war gerade auch Ehlers, der selber einst als Student einer christlich-nationalen Verbindung angehört hatte. Das berichtete Minister Tillmanns, Vorsitzender des Evangelischen Arbeitskreises der CDU, viele Monate danach dem Bonner Vertreter der ESGiD. Da war Ehlers schon tot. Und auch Tillmanns fand die Heidelberger Diskussion falsch und unpassend.

Schon das Vorbereitungsheft mit dem in Schnörkel-Fraktur geschriebenen Titel „Heilig Vaterland?“ löste den ersten Wirbel aus und lenkte das Augenmerk von Presse und Rundfunk auf die Veranstaltung - das Fernsehen spielte damals noch keine Rolle! Die dann mit außergewöhnlicher Spannung verfolgten Vorträge der beiden Historiker und der beiden Theologen liegen in einer Broschüre (Der Kreis, Sonderreihe Heft 1, Stuttgart 1954) vor. Aber über die 40 Diskussionsgruppen und die Zusammenkünfte der Diskussionsleiter und deren mündliche Berichte sagt sie nicht viel. Es läßt sich deshalb nicht mehr wörtlich rekonstruieren, was damals in Heidelberg von den Studenten, den eigentlichen Akteuren, gesagt wurde. Es gibt auch keine Protokolle. Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Das dort ebenfalls abgedruckte Veranstaltungsergebnis aus der Feder des Tagungsleiters Horst Bannach ist bereits unter dem Eindruck des heftigen Medienwirbels geschrieben, ist mehr Reflexion als Bericht und will wohl auch beruhigen. Da alle Journalisten die Möglichkeit hatten, von Diskussionsgruppe zu Diskussionsgruppe zu wandern, hatten sie am ehesten Gelegenheit, sich einen Gesamteindruck zu verschaffen. Die meisten von ihnen berichteten erstaunlich positiv. Aber kein Journalist konnte natürlich alle Gruppen besuchen. Besorgt reagierten eher konservative Blätter, verärgert und abwertend die national-konservative Korporationspresse. Die reichlich vertretene Ost-Presse versuchte das falsche Bild zu vermitteln, der Studententag habe an der Linie der Veranstalter vorbei die Wiedervereinigung durch Verhandlungen mit der DDR zum Hauptthema gemacht - ganz im Sinne der damals nach Anerkennung strebenden DDR. Dieser in einzelnen Diskussionsgruppen tatsächlich artikulierte Wunsch wurde auch von einigen Westzeitungen deutlich überbewertet.

Die Leitung der ESGiD bestand aus Studentenpfarrern, jungen Intellektuellen, die aus eigener Anschauung den Krieg und die Nachkriegsstimmung an den Universitäten kannten, vor allem auch die Fragen, mit denen sich die Studenten herumschlügen. Besonders Horst Bannach, der Generalsekretär, hatte die seltene

Gabe, Probleme zu erkennen, sie einzuordnen und seinen Zuhörern verständlich zu machen. Den Veranstaltern ging es darum, auf die bohrenden Zeitfragen der Nachkriegs-Studenten nach den Wurzeln des Nationalismus - auch den christlich verstandenen - kompetente Denkanstöße anzubieten. Wichtig war eine Vertiefung der historischen und theologischen Kenntnisse über eine Entwicklung, die letztlich zu einer Personifizierung, Mystifizierung und Heiligsprechung der Nation geführt hatte. Diese Vertiefung war auch dringend erforderlich; denn die in der Kriegszeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit aufgewachsene Studenten-Generation wies erhebliche Bildungsdefizite auf; sie hatte zudem jahrelang statt handfester Fakten Ideologisches gelernt. Das Thema war also für einen Studententag mehr als geeignet. Aber die Veranstalter hatten die einmütige Radikalität der Teilnehmer unterschätzt.

Es lohnt sich immer noch, die beiden gründlichen Vorträge der Historiker Reinhard Wittram und Gerhard Ritter nachzulesen. Doch das, was die Studenten damals bewegte, wurde weit mehr von den beiden noch jüngeren Theologen angesprochen und auf den Punkt gebracht, von Erwin Krämer, auch Sozialpsychologe, und Heinz Zahrnt, auch Publizist. Erst bei deren Vorträgen kam es immer wieder zu tosendem Beifall. Das Vaterland wurde lautstark entmythologisiert. Demgegenüber mußte Gerhard Ritter zur Kenntnis nehmen, daß ausgerechnet der Schluß seiner Rede, wo er den Studenten Hoffnung machen, ihnen Zukunftsperspektiven aufzeigen wollte, zu massiven Protesten führte. Seine vermutlich christlich und zukunftsweisend gemeinte Erwägung, das deutsche Volk sei vielleicht in schwerere Nöte als andere Völker geführt worden, weil Gott von ihm größere und bessere Lösungen erwarte, wurde sarkastisch als Anregung für ein neues Sendungsbewußtsein abgetan. Die Studenten beharrten darauf, daß damit endlich Schluß sein müsse, daß man Gott nicht wieder unterstellen solle, mit dem deutschen Volk Besonderes vorzuhaben.

Die Studenten haben sich damals vor allem gegen zwei tradierte Überzeugungen gewehrt: zum einen gegen die (pseudo-)christliche Verknüpfung von Gott und Vaterland, zum anderen gegen das daraus abgeleitete kollektive Bewußtsein. Der erste Aspekt hat in den letzten Jahrzehnten erheblich an Bedeutung verloren. Man findet ihn z. B. noch beim „Großen Zapfenstreich“ der Bundeswehr, hier und da auch bei den Gedenkfeiern der Kriegsgräbervereine. Dagegen ist der andere Aspekt, wenn auch ohne christliche Begründung, nach wie vor verbreitet. Immer noch verstehen Menschen ihre Völker oder Nationen gleichsam als Überpersonen, verleihen ihnen Charakter, Ehre und geschichtliche Aufgaben. Viele Deutsche sehen heute ihr Volk insgesamt, einschließlich der Nachgeborenen, als schuldverhaftet an mit der aus der Geschichte resultierenden Pflicht, als Volk Bußfertigkeit und Besserung zu zeigen und von Deutschen erlittenes Unrecht zu verdrängen, anderen Völkern zum Vorbild. Oder sie fürchten um die Identität der Nation und wehren sich deshalb gegen eine zu feste Einbindung in die Europäische Union oder gegen eine erleichterte Einbürgerung von Ausländern. Den „Heidelberger Studenten“ waren Völker und Nationen unwichtig, wichtig waren ihnen allein Menschen, schuldige und nicht schuldige. Völker waren nach ihrem Denken nur das gegenwärtig Vorhandene, das Veränderbare, das Vergängliche. Dabei lehnten sie keineswegs das Erschrecken und historische Erinnern ab, erst recht nicht die strafrechtliche Verfolgung Schuldiger und staatliche Haftung für staatliches Unrecht. Die heute 45 Jahre zurückliegende Diskussion ist in vielem immer noch aktuell.

Werner Terpitz

25-2488-93

Gesner Teplitz 1954

D A S P R E S S E - E C H O

AUF DEN 3. DEUTSCHEN EVANGELISCHEN STUDENTENTAG

EVANGELISCHE STUDENTENGEMEINDE IN DEUTSCHLAND

Die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland ist der Zusammenschluß der evangelischen Studentengemeinden an den (gesamt-) deutschen Universitäten, Hochschulen und Akademien. Diese entstanden nach der erzwungenen Auflösung der alten Deutschen Christlichen Studentenvereinigung in den Jahren des NS-Studentenbundes. Damit entstand aber zugleich auch ein völlig Neues. Aus einer Vereinigung mit eingeschriebenen Mitgliedern wurde eine Gemeinde, die keine Mitglieder mehr kennt, sondern offen ist für alle studierenden Glieder der evangelischen Kirche. Die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland ist demzufolge keine religiöse Verbindung und kein christlicher Verein, sondern schlicht und anspruchsvoll zugleich die evangelische Kirche an der Universität.

Deutsche Kommentare - Wochenzeitung für das Ganze Deutschland
31. Juli 1954

V a t e r l a n d ?

Vom 1. bis 5. August treffen in Heidelberg Studenten aus West- und Mitteldeutschland zum 3. Deutschen Evangelischen Studententag zusammen. Das Thema dieser Zusammenkunft heißt "Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen", oder als Frage formuliert: welchen Wert besitzen heute die Begriffe "Waterland" und "Nation" für die Jugend? Das ist ein mutiges und zugleich ein notwendiges Thema. Das "Waterland" schien nach 1945 ein Begriff ohne Inhalt geworden zu sein. Die Begeisterung der Jugend konnte an diesem Ideal nicht mehr entflammen und wandte sich dem Europagedanken zu. Was in den vergangenen Jahren ein echtes und starkes Wollen war, scheint heute nach mancherlei Enttäuschungen seine Zugkraft eingebüßt zu haben. Wenn auch der Europagedanke unter der Jugend nicht tot ist, so kann man aus manchen Anzeichen darauf schließen, daß seine Verwirklichung wesentlich skeptischer eingeschätzt wird als vor etwa drei oder vier Jahren. Diese Ernüchterung hat ihre guten Seiten, sie kann jedoch auch dazu führen, daß jetzt das Pendel nach der anderen Seite ausschwingt und an die Stelle des europäischen wieder ein Übertont nationaler Geist tritt. In der Sowjetzone wird bereits zielbewußt auf die Wiedererweckung nationaler Gefühle hingearbeitet. Da werden die Helden der Freiheitskriege zur Hilfe genommen, um ein historisch völlig schiefes Bild einer deutsch-russischen Freundschaft gegen den Westen aufzubauen. Jede Jugend braucht Vorbilder. Sie kann sich nicht nur an Ideen festklammern, sondern sucht nach symbolhaften Trägern dieser Ideen. Und wenn in Mitteldeutschland heute bereits diese Vorbilder wieder geliefert werden, so steht dem in der Bundesrepublik meist ein Vakuum gegenüber. Als man die deutsche Nationalelf nach den Fußball-Weltmeisterschaften in einem Triumphzug heimholte, da spielten die Freude über diesen unerwarteten Sieg und die Anerkennung der sportlichen Leistung gewiß eine wichtige Rolle. Aber es klang darin, trotz mancher Übertreibung, auch etwas von dem Suchen nach einem nationalen Ideal mit, für das die elf Fußballspieler ersatzweise herangezogen wurden. Sollen der Ostland-Mythos oder ein verfälschtes Tauroggen-Ideal nicht wiederkehren, so müssen die Begriffe Waterland und Nation wieder klar umrissen werden. Daß die Evangelische Studentengemeinde dazu ihre Mitglieder aus allen vier Zonen Deutschlands rufen kann, ist besonders erfreulich.

Süddeutscher Rundfunk Stuttgart
4. August 1954, Abendkommentare

Nun haben auch die Heidelberger Studenten ihren Existentialisten-Keller. Tief unter dem Boden der Altstadt tanzen bärtige junge Männer und eng-behaarte Mädchen zum Hott-, Progressive- und Cool-Jazz einer amerikanischen College-Band, die gerade auf der Durchreise da ist. In diesem Heidelberger "Cave 54" - weiß gekalkt, Stühle aus Bürgerhäusern mit abgesägten Beinen, grelles Licht, ein Höllenlärm - scheint der Puls der heutigen studentischen Generation in Ekstase

zu schlagen. Zumindest wird jedermann, der dort war, denken, er sei ihm nahegekommen: enthemmt, unproblematisch, sorgenfrei. -

Daß dies nur eine Seite unserer studentischen Jugend ist, konnte der erleben, der in Heidelberg in den letzten Tagen nicht allein in Cave 54 tanzte, sondern sozusagen über der Erde - in die Stadthalle zum Deutschen Evangelischen Studententag ging, dorthin horchte, mitdiskutierte. "Heilig Vaterland" hieß das Thema, also Reich der Deutschen, vaterländische Geschichte, Nationalbewußtsein. Darüber wurden Vorträge gehalten vor 800 bundesrepublikanischen und 350 sowjetzonalen Studenten. Darüber wurde dann diskutiert. 19- bis 22-jährige Deutsche von diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs saßen in kleinen Gruppen zu 20 - 30 zusammen und redeten sich die Köpfe heiß.

Ein Wagnis, ein Versuch, wie er bisher noch nirgendwo und von niemandem unternommen wurde. Nur im evangelischen Raum, in dieser modernen diskutierenden Kirche kann man an so etwas herangehen. Die Wissenden waren gespannt darauf, was da herauskommen würde. Denn die Jugend ist auch ihnen eine Sphinx, wie uns allen. Niemand weiß recht, worauf sie hinaus will. Weiß sie es wenigstens selbst?

Nun, die Antwort ist in Heidelberg gegeben worden: sie weiß es nicht. Aber alle Politiker, Pädagogen, Eltern und Journalisten sollten zur Kenntnis nehmen, daß das Jahr 1945 tatsächlich und endgültig einen Einschnitt bedeutet, einen Traditionsabbruch, der im Fühlen und Denken über die nationalen Dinge bei der studentischen Jugend eindeutig zum Ausdruck kommt.

Reich der Deutschen, Verpflichtung vor der Vergangenheit, vaterländisches Pathos, Nationalstaat: kein Echo auf all das, Unverständnis, sogar Widerwille. Nicht einmal die Korporierten machten, wie man eigentlich hätte erwarten müssen, eine Ausnahme, von den Studenten aus der Zone gar nicht zu reden. "Was soll uns das, wir begreifen das nicht", so konnte man hören. Aber wir wollen frei sein, wir wollen uns gegenseitig helfen. Wir wollen statt Geschichtsbildern tätiges Leben. Und vor allem: wir wollen zusammen.

Es sprachen in den Vorträgen leider nur West-Professoren. Sie redeten manches Mal am Herzen der Studenten aus Leipzig und Halle, Greifswald und Jena nur zu sehr vorbei. "Eure Problematik ist ja gar nicht die unsere." Einen Augenblick lang kam das böse Mißtrauen auf: Ihr wollt ja gar nicht mehr. Dann aber waren sie sich wieder einig im Religiösen und im Unpolitischen: Wir sind Brüder, wir gehören zusammen, wir schlagen Brücken von Mensch zu Mensch, wir sind alle deutsche evangelische Christen. Der gemeinsame Staat mag das Vehikel zu diesem Zusammenkommen sein.

Hier haben uns Studenten ein wenig in ihre Herzen blicken lassen. Die ältere und alte Generation mag auf der Hut sein mit Schlagworten und lieb gewordenen Begriffen aus der nationalen Mottenkiste der nahen und fernen Vergangenheit. Sie redet auch heute schon wieder über die Köpfe dieser Jugend hinweg. Sie sollte mit einem vorschnellen Urteil über die Freude im Cave 54, über Tanzekstase, Jazzband und Alkohol zurückhalten. Sie sollte dafür dieser Jugend wieder die Grundlage schaffen, auf der sie ein neues nationales Bewußtsein gründen könnte. Man höre: Europa ist nicht mehr das Thema Nummer eins. Wer die politische Leidenschaftslosigkeit und Nüchtern-

heit der 20-jährigen Jungen und Mädchen, diese Ratlosigkeit am Nullpunkt erlebt hat, muß fragen: wer und was wird diese Leere ausfüllen? Christliche Studenten haben ihren Glauben. Was aber bleibt den anderen?

Dr. Obermann

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung
7. August 1954

A m G r a b d e s " H e i l i g e n V a t e r l a n d s "
Nation und Reich in der Diskussion von Studenten

"Das Wort Vaterland bedeutet mir schon lange nicht mehr viel. Mit dem Begriff Nation fange ich schon gar nichts mehr an. Er ist für mich einfach leer und tot." Der etwa 22-jährige Student sagt das ohne Zögern und Unsicherheit, aus seiner Stimme klingt überlegte Bestimmtheit. Die rings um ihn auf kleinen Schulbänken hockenden etwa 20 Kommilitonen nehmen das hin- mehr noch: sie stimmen ihm teils leidenschaftlich, teils mit selbstverständlichem Ernst zu, variieren das Wort, fügen weitere Bekenntnisse ähnlichen Inhalts hinzu. Abends um sechs treffen sich die Diskussionsleiter der 40 Gruppen in der Heidelberger Stadthalle und berichten vom Gang der Auseinandersetzungen der Studenten. Sie alle bestätigen dasselbe: "Nation" und "Vaterland" als mythische Begriffe, als Bekenntnisse, selbst als Bestandteile des politischen Denkens sind verbraucht. Schon nach den ersten Stunden der Diskussionen auf dem Dritten Evangelischen Studententag wird deutlich, daß das Thema "Heilig Vaterland?" diese Studentengeneration nicht mehr aufwühlt, in Meinungskämpfe verstrickt oder gar flammende Kernsprüche hervorruft. Doch nur wenige hat das überrascht. Die jungen Studentenpfarrer der evangelischen Kirche haben diese Reaktion erwartet. Gleichwohl bleibt der Studententag ein außerordentliches Ereignis: worüber jahrelang geschwiegen wurde, was nur unter der Oberfläche sich entwickelte, das trat hier in Heidelberg zum erstenmal ganz deutlich und durchaus repräsentativ in die Helle des Bewußtseins. Keiner der über tausend Studenten machte auch nur den stammelnden Versuch, das Fragezeichen hinter dem "Heilig Vaterland?" mit einem Ausrufezeichen zu ersetzen. Wenn von "deutschem Wesen" die Rede war, so nur in negativem Sinn und mit einem Kopfschütteln über die Kuriosität des Begriffs begleitet. Ihre Urteile sind hart, ja apodiktisch: "Was geht uns der Glaube und die Borniertheit unserer Väter an?" Ihre Empfindlichkeit geht noch weiter. Als der Freiburger Historiker Gerhard Ritter meinte, Deutschland habe vielleicht gerade nach seinem tiefen Sturz eine Art göttlichen Auftrag in der Geschichte, da erhob sich sogleich Widerspruch und Mißtrauen. "Deutsche Aufgabe", "deutsche Besonderheit" - das grenze ja schon wieder an jene fatale Sendungsgläubigkeit des deutschen Nationalbewußtseins in den letzten 150 Jahren. Doch da schwang auch manches Ressentiment mit. Das konkrete Wissen, die genaue Kenntnis der Zusammenhänge dieser deutschen Geschichte scheint weithin zu fehlen. Die Studenten reagieren vorab aus ihrem Empfinden heraus. Wer dies in Worte fassen konnte, erhielt den stärksten Beifall. Das gelang etwa dem Dortmunder Dozenten Dr. Krämer, einem jungen Mann, der klar, gründlich und scharf den Komplex des romantischen Nationalismus entfaltete und anprangerte. "Gefühles wird behauptet, das Behauptete wird zur Gesinnung, die

Gesinnung wird zur Norm. Dies ist der gerade Weg zum Terror."

Doch merkwürdig: so tot und ohne jeden Belang die Begriffe Nation, Vaterland, Reich, Volksseele, Deutschtum diesen jungen Protestanten sind, so undeutlich äußern sich auf der andern Seite die Gedanken zur Gegenwart und Zukunft. Einer sprach von "Europa", das ja im Grunde viel mehr in sich schließe als Deutschland; dieses Europa, das die deutschen Barden einst "an deutschem Wesen genesen" lassen wollten. Aber da brach es aus einem Leipziger Studenten hervor: "Hört doch endlich mit eurem Europagerede auf. Das ödet uns an. Redet lieber von Deutschland." Ein anderen Student aus der Sowjetzone fuhr ihm in die Quere: die Freiheit sei noch immer ein höheres Gut als die Wiedervereinigung. Aber er blieb allein. Wieder ein anderer von drüben: "Täuscht Euch nicht - so attraktiv, wie Ihr meint, ist Eure Freiheit nicht mehr." Als der Professor Ritter sich abends den 40 Diskussionsleitern stellte, um zu hören, welches Echo sein Vormittagsvortrag über das "Bekenntnis zur geschichtlichen Vergangenheit" gehabt hatte, da klang es ihm entgegen: "Hat der Herr Professor realisiert, daß vor ihm nicht tausend westdeutsche Studenten saßen, sondern unter ihnen 350 aus dem Osten? Sie alle fühlten sich überhaupt nicht angesprochen." Die geschichtliche Kontinuität, von der Ritter gesprochen hatte, habe doch 1945 aufgehört, jedenfalls für die Menschen in Mitteldeutschland. Was solle das ganze Thema, fragten die jungen Leute aus Greifswald und Halle. "Das geht uns nichts mehr an." Was die westdeutschen Studenten bewegt, wenn sie es mit den Reichsparteilern, Fußballgöttern und Burschenschaftlern zu tun haben - und mit dem Benehmen deutscher Weltbeglückter im Ausland, das hat für die Studenten aus der Zone keinerlei Aktualität. Das ist für sie eine Welt, die sie schon in den Jahren 1945 bis 1948 überwunden haben, nicht nur unter dem Vorzeichen der kommunistischen Geschichtsauffassung. Dort hat die revolutionäre Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit kurz und kräftig stattgefunden, materiell und ideell, unter dem Beifall nicht nur der kommunistischen Akteure. Im Westen wurde sie versäumt, weshalb sich aufs neue die Stickluft der Kadaver ausbreitet. "Beginnt sich die Nation zu trennen?" Das bittere "Ja" schwebte im Raum und einen Augenblick lang schien es, als ob die Leiter des Studententags vor der Notwendigkeit stünden, sofort das Thema der Diskussionen zu ändern, oder aber das Unternehmen abzubrechen. Professor Ritter zitterte vor Erregung, als er sich verteidigte und sich zum ganzen Deutschland bekannte. "Sind wir denn schon so weit, daß wir uns nicht mehr verstehen?" Die Frage blieb offen. Die Gedanken und Sorgen der Menschen von beiden Teilen Deutschlands sind sich jedenfalls schon sehr fremd geworden. Gemeinsames Gesprächsthema scheint nur noch die Außenpolitik zu sein. Sie brennt den Leuten von Dresden und Rostock auf den Nägeln. Vor zwei, drei Jahren war das noch anders.

Doch auch diese plötzlich ausbrechende Erregung hat nicht die nationalen Argumente zu neuem Leben erweckt. Nicht das Schicksal der gespaltenen Nation bewegt die Studenten, sondern allein das Geschick der 17 Millionen Menschen in der Sowjetzone. Das Gerede vom "Deutschtum im Osten", von "deutscher Kultur im slawischen Raum" scheint in dieser Generation keinen Nährboden zu finden. Als ein Diskussionsleiter, nur um ein bißchen aufzureizen, von der Oder-Neiße-Linie und vom Saargebiet sprach und um Stellungnahme bat, da begegnete er hilflosem Lächeln. Als aber Fr. Krämer sagte, "Volk" sei keine

Norm, kein Auftrag, kein Wesen, sondern schlicht das "Vorhandene", was vor unseren Händen liegt, dornerte Beifall durch den Saal. Das war konkret, menschlich gesprochen, nicht "völkisch", nicht "national". Es war nüchtern. "Für mich", so sagte ein einfacher Student, "bedeutet Vaterland einfach die Teilhabe am geistigen und materiellen Leben meines Volkes, meiner Nächsten". Ein Journalist bemerkte dazu trocken: "Hier wird deutlich, daß ein großer Teil unserer Politiker und Publizisten 'schief' liegt. Was die reden, kommt hier nicht mehr an."

So ist es. Dieser Studententag hat deutlicher gezeigt als viele Reden und Betrachtungen, daß mit dem Jahr 1945 eine Epoche der deutschen Geschichte zu Ende gegangen ist. Das wird erst in Jahren ins allgemeine Bewußtsein dringen, wenn die Generationen vollends gewechselt haben. Zwar haben in Heidelberg "nur" junge evangelische Christen sich geäußert. Doch kommen nicht eben diese aus einer Gesellschaftsschicht, der die Verbindung Gott-Vaterland 150 Jahre lang selbstverständlich war, die die deutschnationale Reichsidee weitergetragen und kultiviert hat! Das vergrößert noch das Gewicht dieses Studententreffens. Die evangelische Kirche Deutschlands hat sich in den vergangenen Jahren in einer Weise um das politisch-moralische Gespräch angenommen wie nie zuvor. Sie hat sich dabei erneuert und verjüngt. Sie hat zugleich die fruchtbare Unruhe der Jahre nach 1945 weitergetragen bis heute. Das ist tröstlich, denn nur aus der immerwährenden Besinnung mag diese Zeit neue Impulse empfangen.

Mannheimer Morgen
7. August 1954

Überlebtes wurde über Bord geworfen

Ein Querschnitt durch den Deutschen Evangelischen Studententag
in Heidelberg

... Inmitten der großen Studentenversammlung wurde der Bruch spürbar, der zum guten Teil ein Bruch zwischen den Generationen ist und der das Ende jener hundertfünfzigjährigen Epoche eines gefühlsbedingten Nationalbewußtseins darstellt, wie es sich seit den Romantikern und den Freiheitskriegen entwickelt hatte. Das kämpferische Moment, das übersteigerte Selbst- und Sendungsbewußtsein, der besondere Bund des "Gottes, der Eisen wachsen ließ", mit der deutschen Nation, die zur Norm erhobene Gesinnung, die im Antisemitismus wiederkehrt - das alles verlor jede Verbindlichkeit. Zitate von Fichte, Arné und Schelling riefen nur ein allgemeines Lächeln hervor, das ganz einfach jene natürliche Unbefangenheit ausdrückte, die den nationalen Krampf nicht zu begreifen vermag. Daß man vom Reich nicht mehr sprechen könne und dürfe, leuchtete ein. Beschäftigung mit der Geschichte wurde dabei nicht zum Gericht über die Vergangenheit, sondern zur selbstkritischen Binkehr mit der Frage, was das Vergangene heute noch für den einzelnen bedeute. Das Volk als Schöpfungsordnung Gottes, ein göttlicher Anspruch auf Heimat oder Wiedervereinigung wurden abgelehnt. Man stellte aber fest, daß das Volk vor allem Gegenwart ist und daß es zu dem Bereich gehört, der zur Vorsehung Gottes rechnet, und daß die Menschen bisher nur in Völkern miteinander leben. Den Menschen sei es außerdem verheißen, daß es allezeit eine staatliche Ordnung in der Welt geben solle, deren Aufgabe es allerdings sei, ihnen zu dienen und nicht umgekehrt. Damit werde jedoch nicht eine

bestimmte oder jeweils bestehende Staatsform gemeint. Der Staat müsse auch nicht in der wandelbaren und vergänglichen Form der Nation bestehen. Gerade heute zeige sich, daß der Einzelstaat allein nicht mehr in der Lage sei, dem Menschen und seiner Existenz angemessen zu dienen.

Die unbequemen politischen und theologischen Forderungen haben zunächst selbst dort Beifall gefunden, wo eigentlich persönliche Empfindlichkeiten hätten verletzt werden können, wenn sie auch später nicht immer voll akzeptiert wurden. Auch während der Aussprachen regte sich kaum nationalistischer Widerspruch. Die Scheu vor allzu nüchternen Konsequenzen blieb unverkennbar, zumal das Positive, das die Redner neben der Kritik geboten hatten, nicht immer erkannt und begriffen werden konnte. Vielfach fehlten die Kenntnisse, das Ausdrucksvermögen, die Begriffe und die Erfahrung in der Diskussion, um aus der Unsicherheit zu größerer Klarheit zu gelangen. So biß sich das Gespräch häufig an Einzelheiten oder Äußerlichkeiten fest oder kehrte von den grundsätzlichen Erörterungen zu den politischen Tagesfragen zurück, etwa von der Einordnung des Staates in größere Gemeinschaften zur EVG oder der Europäischen Gemeinschaft. Einzelne Redner waren an diesem Hang nicht ganz unschuldig, wie etwa Professor Ritter, der auch die Frage heraufbeschwor, ob seine historischen und politischen Ausführungen überhaupt die Zonentrennung berücksichtigt hätten. Die Wiedervereinigung, ihre innere Rechtfertigung und theologische Begründung, bildete überhaupt das stets wiederholte Gesprächsthema. Das wache Mißtrauen der mitteldeutschen Studenten, ob es jeder zu Hause auch so ernst damit meine wie im Gespräch mit ihnen, spielte dabei eine entscheidende Rolle.

Doch niemals konnten sich an einer westdeutschen Tagung so viele Studenten aus dem sowjetisch besetzten Mitteldeutschland beteiligen wie dieses Mal. Von 1200 Teilnehmern waren 350 aus der Sowjetzone gekommen. Sie alle stellten keine Auswahl dar, sondern zumeist den Durchschnitt aus den Studentengemeinden, sehr gewissenhaft und fleißig, ernst und ehrlich, vielfach unpolitisch, zuweilen etwas hausbacken und nicht mit intellektuellen Fähigkeiten oder äußerer Wirkung glänzend. Inwieweit sie auf dieser Tagung feste Vorstellungen gewonnen haben und ob das Ziel ihrer Zusammenkunft erreicht wurde, die ja nicht lenken oder beeinflussen, sondern der inneren Klärung jedes einzelnen dienen wollte, bleibt abzuwarten. Ihre Selbsterkenntnis, daß das nüchterne nationale Empfinden unserer Tage die Probe eines großen Appells noch nicht bestanden habe, ist jedenfalls beachtenswert. Immerhin wurden Grundlagen zur klaren Betrachtung gelegt und es wurde die Erkenntnis vermittelt, daß nationale Siege oder Niederlagen nichts mit Gottes Nähe oder Ferne zu tun haben. Die Redner, die aus der Erwachsenenbildung und der Gemeindearbeit kamen, fanden dabei weit mehr Resonanz als die Professoren.

Alle erkannten die christliche Pflicht zu klarem Denken und zum Erwerb von gründlichen Kenntnissen. Ihnen wurde auch deutlich, daß die politische und soziale Öffentlichkeit der gegebene Ort sei, um ihre Liebe zu bewähren und mitzuarbeiten, weil Gott die Welt erschaffen hat und sie in seiner Gnade erhalten will, und weil er die Menschen dazu als seine Mitarbeiter braucht. Aus dieser Einstellung heraus haben die evangelischen Studentengemeinden, die keine besondere Vereinigung darstellen und sich an alle Studenten wenden, immer wieder aktuelle Tagesfragen in ihrer Gemeindearbeit erörtert.

Sie sprechen damit einen verhältnismäßig weiten Kreis von Studenten an, wenn auch vielfach nur einen bestimmten Typ, dem man als Ergebnis dieser Gemeindegarbeit ein stärkeres, auf Kenntnissen und Erkenntnissen beruhendes Selbstbewußtsein wünscht, um damit später in der Kirche und im Leben zu wirken.

Erhard Becker

Frankfurter Allgemeine - Zeitung für Deutschland
9. August 1954

W i e d e r v e r e i n i g u n g o h n e P a t h o s
Von Eberhard Roterberg

Auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, auf der vor kurzem mit akademischer Jugend über Staat und Politik diskutiert wurde, hat ein maßgebender Mann aus Bonn nach verläßlichen Nachrichten erklärt, man brauche sich um den Nachwuchs nicht zu kümmern. Wenn er wirklich einmal gebraucht werde, dann werde man auf den Knopf drücken und ihn heranzuführen. Es ist nicht bekannt, welche Beobachtungen und Erfahrungen den Sprecher zu seiner Bemerkung veranlaßt haben könnten. Interpretiert man sie, so kann seine Vorstellung von der heutigen akademischen Jugend nur die sein, sie sei in ihrer geistigen Haltung einheitlich und decke sich mit ebenso einheitlichen Bonner Anschauungen, oder aber sie sei ohne Gesicht und Aussage und lasse sich mit Leichtigkeit dienstbar machen.

Zwei Tagungen

Denken im Schema ist nie gut. Vorgänge der allerjüngsten Zeit in dem akademischen Raum haben jedoch gezeigt, daß eine derartige Annahme in einem Punkt ausgesprochen falsch wäre und sich in dem anderen gefährlich auswirken könnte. Vor wenigen Tagen haben die farbentragenden katholischen deutschen Studentenverbindungen (CV) in Münster ihre Cartellversammlung abgehalten, während in Heidelberg soeben der Dritte Deutsche Evangelische Studententag beendet worden ist. Man wird ohne besonderen Zwang die eine Gruppe weitgehend als repräsentativ für die akademische Jugend ansehen können, die sich in Verbindungen zusammengeschlossen hat und - grob geschätzt - ein Drittel aller Studenten ausmacht. Die Anschauungen der Mitglieder der evangelischen Studentengemeinden werden als charakteristisch für die nichtkorporierten studentischen Kreise auch dann genommen werden können, wenn deren Haltung nicht betont christlich ist. Die Ergebnisse beider Tagungen, die bei dem Cartellverband Entschließungen und Proklamationen, bei den evangelischen Studenten den Vorträgen und Diskussionen zu entnehmen sind, erhärten die schon bekannte Tatsache, daß durch die akademische Jugend ein erheblicher Riß geht. Diese Spaltung wird von oberflächlichen Beobachtern zumeist aus der Einstellung zu äußeren Formen studentischen Gemeinschaftslebens abgeleitet. Die Gegenüberstellung gerade dieser beiden Gruppen zeigt umso deutlicher, daß ihre gegensätzliche Haltung weltanschaulich-politisch bedingt ist, als beide christlich geprägt sind. Die strittige Mensurfrage bleibt also zum Beispiel außer Betracht.

Ideologische Ausrichtung

Der Cartellverband betont bewußt seine ideologische Ausrichtung. Er spricht in seinen Beschlüssen von seiner Sendung in der Gesellschaft, seinen Idealen, zu dienender Liebe an der Gemeinschaft zu erziehen,

er beruft sich ausdrücklich für sein Freiheitsstreben auf den "Geist der großen Einigungszeit der 48er Jahre". Er bekennt sich zu den Einigungsbestrebungen für eine Wiedergeburt des Abendlandes aus christlichem Geist und will für seine Arbeit alle Möglichkeiten nützen, die ihm Kirche und Staat bieten. In diesen Formulierungen sind Tendenzen und Elemente enthalten, von denen die Korporationen seit je bestimmt waren: Die Einheit der Idee - Gott, Freiheit, Vaterland - wird gewahrt, die Verbindung von Gott und Vaterland erneut hergestellt. Der Begriff der geschichtlichen Kontinuität wird zum Teil unter wörtlichem Bezug auf die romantischen Vorstellungen des vorigen Jahrhunderts aufgenommen, um ein nationales Bewußtsein zu wecken. Es sucht Überheblichkeit auszuschließen, indem es für Deutschland einen Platz im Kreis gleichberechtigter Kulturvölker beansprucht. Die Abgrenzung zum östlichen Regime ist aus der ideologischen Begründung heraus eindeutig. Deshalb wird die Wiedervereinigung als praktisch-politische Zielsetzung im Zusammenhang mit einer betont westlichen Orientierung zu einer "größeren europäischen Heimat" gesehen. Das legt in dem begrenzten akademischen Raum den studentischen Austausch mit Schweizer und österreichischen Organisationen nahe.

Unbeantwortete Fragen

Den evangelischen Studenten war in Heidelberg die Frage nach Überzeitlichen und übergeordneten Werten, nach dem Vaterland und der Nation gestellt worden. Sie verweigerten aber aus ihrer Vorstellung- und Erlebniswelt heraus die Antwort. Möglich ist, daß es manchen an geschichtlichen Kenntnissen mangelte, um sich mit den Grundlagen geistiger Führungsaufgaben zu beschäftigen. Sicher aber ist, daß alle Studenten derartigen Fragen den Gegenwärtigen aberkannten. Deshalb schoben sie ideologische Betrachtungen beiseite, um nahezu ausschließlich und in auffällender Binnmütigkeit die Frage nach der Wiedervereinigung zu stellen und sie ausdauernd und züchtern zu diskutieren.

Dabei wurde deutlich, welche Wandlung sich zumindest schon in diesem Teil der Studentenschaft vollzogen hat. Die Desillusionierung, die die Vortragenden boten, war für sie eine Gewissensentscheidung, die sie voll bejahten: Fichte, Schlegel, Geibel sind für sie entthront. Es existiert für sie kein Mythos vom Reich und keine Sendungsidee mehr. Alle patriotischen Schlagworte sind tot, weil sie mißbraucht wurden. Es gibt ebensowenig einen "deutschen Gott" und eine göttliche Verklärung des nationalen Bewußtseins wie ein göttliches Recht auf die Heimat. Die These, daß kein Volk einen ewigen Auftrag habe, erholt die Skepsis gegenüber Begriffen wie dem vom "Christlichen Abendland".

Kritik an Ritter

Damit sind alle politisch-ideellen Werte beseitigt, ohne daß etwas anderes an die Stelle gesetzt wäre. Die Dinge brachen aber vollends wie ein Vulkan auf, als Professor Ritter (Freiburg) aus dem Bekenntnis zur deutschen Vergangenheit für Deutschland eine praktisch-politische Aufgabe, die Bemühung um ein kräftiges Europa, zu entwickeln suchte. Die Jugend, gedrängt von dem Drittel der anwesenden Studenten aus Mitteldeutschland, unterstellte ihm einseitige westliche Perspektiven. Ihre Argumentation ging zum Teil so weit, eine gemeinsame deutsche Geschichte nach 1945 zu verneinen. Mit verstärkter Leidenschaft erkannten sie gegenwärtig dem deutschen Volk nur eine einzige Übereinstimmung der Aufgabe zu, die der Wiederver-

einigung. Diesen Auftrag aber begreifen sie nicht von der Idee und der Tradition her, sondern - selbst hier noch übertrieben empfindsam gegenüber jeder Form von nationalem Bewußtsein - allein aus der praktischen Vernunft. Für sie gibt es in Parallele zu der Frage der Verteidigung auch eine Wiedervereinigung nur ohne Pathos. Ihre Vorstellungen von politischer Wirklichkeit drängen im öffentlichen Raum zu der Forderung nach Verhandlungen mit der Zone und im engeren akademischen Raum zu dem Wunsch nach einem offiziellen Studentenaustausch zwischen Ost und West.

Gegensatz der Generationen

Man wird der Führung der evangelischen Studentengemeinden darin zustimmen müssen, daß sich in der akademischen Jugend eine geistige Auseinandersetzung abzeichnet, die nicht mehr aufzuhalten ist. Die tiefe Erschrockenheit, die Professor Ritter bei dem gegen ihn erhobenen Vorwurf befiel, unterstreicht nur das Alarmierende des Vorgangs. Berücksichtigt man stärker traditionsgebundene Vorstellungen von der Idee des Reiches, die westdeutsche Politiker wie Dr. Ehlers, Minister Schröder oder Prinz zu Löwenstein entwickelt haben, dann erscheint der Gegensatz der Generationen, der auf der menschlichen Ebene immer besteht, nunmehr auch von der Sache her bestimmt zu werden. Dieser Entwicklung kann man mit Überheblichkeit und Mißachtung nicht begegnen.

Christ und Welt
12. August 1954

" Wer sind wir - wir Deutschen ? "

Der Vortrag, mit dem Professor Reinhard Wittram-Göttingen den Dritten Evangelischen Studententag in der Heidelberger Stadthalle eröffnete, galt der Frage, ob das Reich zum Traum geworden oder ob es noch ein Ziel sein könne. Professor Wittram gelangte zu dem Schluß, das Reich sei heute Vergangenheit, jedermann habe heute Teil an der Obrigkeit, und darum sei es unmöglich, sich als Deutscher dieser Verantwortung zu entziehen. Wir könnten Gott nur um die Kraft bitten, diese Aufgabe zu erfüllen. Das Wesentliche evangelischer Tagungen sind in allgemeinen Bibelarbeit und gemeinsame Abendmahlsfeier am Schluß. Die Referate sind nur Rüstzeug. Aber es beeindruckte doch, wie sich in Heidelberg ohne vorherige Abstimmung von den Wittramschen Ausführungen ein weiter Bogen spannte über eine Ansprache des Freiburger Historikers Gerhard Ritter zu dem der studentischen Jugend so fremd gewordenen Begriff des Vaterlandes bis zu den Schlußreferaten zweier ehemaliger Studentenpfarrer, Dr. Krämer-Dortmund und Dr. Zahn-Hamburg über das Nationalbewußtsein und die Rolle des Antisemitismus im "Volk ohne Vaterland", sowie über den Einfluß Jesu Christi auf die nationale Hoffnung.

Rund 1100 Studenten aller Fakultäten und Hochschularten waren in diesen Spätsommertagen in Heidelberg zusammengekommen; Korporationsstudenten und Freie Studenten, Ausländer aus allen Teilen Europas und Amerikas sowie aus den Bereichen der Mission in Westafrika und Indonesien. Gute Dreihundert waren aus der sowjetisch besetzten Zone Mitteldeutschlands erschienen. Dort erfassen die Tagesprobleme wirklich den Menschen. In Heidelberg aber erscheint die akademische Diskussion, mag sie noch so tiefgründig und von dem ehrlichsten Bemühen getragen

sein, fast wie ein unerlaubter Quietismus. Selten ist es dem Beobachter so deutlich geworden wie in Heidelberg unter jungen christlichen Deutschen, wie sehr wir im westlichen Rumpfdösterreich unter dem trügerisch-flüchtigen Sonnenglanz die Pflicht haben, alle Diskussion (bedachtsam und ein wenig mühsam, weil unsere Studenten erst die rechte Form der Diskussion erlernen müssen), im Spiegel des Ringes in Mitteldeutschland zu sehen - sofern es uns ernst ist um die Wiedervereinigung.

Trotz der sommerlichen Hitze nahmen rund 80 Prozent der Teilnehmer an den vielen kleinen Diskussionsgruppen teil, die Nachmittag für Nachmittag die Probleme der Referate zu klären versuchten. Die für den Studententag verantwortlichen Pfarrer, Horst Bannach-Stuttgart, Dr. Böhme-Frankfurt und Albrecht v. Mutius-Heidelberg, haben mehrfach betont, es könne nicht Aufgabe der Tagung sein, eine geistige Revolte zu entfesseln oder gar in den Tageskampf eingreifende politische Resolutionen zur Wiedervereinigung herauszugeben. Sie sahen den Sinn vielmehr darin, der studentischen Jugend den Weg zu weisen, ihre Lebensaufgabe im geteilten Deutschland vor Gott und vor dem deutschen Volk zu erfüllen. Wie umstritten die Haltung der studierenden Jugend in Westdeutschland vorläufig noch zu den Problemen von Nationalbewußtsein, Volk, Vaterland und Staat ist, haben die Diskussionen in manchmal erschütternder Weise gezeigt. Einem der ausländischen Freunde blieb es vorbehalten, die Frage zu stellen, woher eigentlich die Deutschen die Sicherheit nähmen, so abwertend über das eigene Volk zu urteilen, wie dies bisweilen in Äußerungen geschah, daß die französische oder amerikanische Lebensform uns heute näher stünde als die in der Zone. Die Studenten aus dem unter dem Zeichen bolschewistischer Pseudo-Heilslehre stehenden mitteldeutschen Raum waren dann stille oder sie waren überaus berebete Mahner. Sie wußten ganz instinktiv, daß unser Volk nach Sprache und Geschichtsschicksal noch immer eine Einheit ist, und daß dies auch zu gelten hat angesichts der unumgänglich notwendigen Umformung innerhalb der alteuropäischen Staatenwelt. Sie besaßen ein sehr waches Empfinden dafür, daß etwa das historische Referat eines großen Gelehrten alten Stils, wie Professor Ritter, allzu sehr in der Geschichte steckenblieb und allzu sehr ausschließlich auf den westdeutschen Staat bezogen zu sein schien. Gerade hier wurde die Diskussion über die Wiedervereinigung erregt, so daß manchmal befürchtet werden mußte, die Tagung ginge an der eigentlichen christlichen Aufgabe vorbei.

Dr. Krämer und Dr. Zahrnt, die Redner der beiden letzten Tage, haben demgegenüber in sehr überzeugender Weise deutlich gemacht, daß zwar die Zeiten des übersteigerten Nationalismus und der Nationalstaaten vorüber sind, daß aber in unserer heutigen Situation nach wie vor die Begriffe von Volk und Staat Gültigkeit haben. Die Säkularisierung hatte zu einer nationalistischen Vergewaltigung der Gottesvorstellung geführt. Das "Gott mit uns" hat indes nie wahrhaft gegolten. Gott ist immer über den Menschen gewesen, einst und jetzt! Gott hat die Völker geschaffen als Einheiten zur Verwirklichung des Menschengeschlechtes, die irdischem Wandel, Geburt und Tod unterworfen sind. Gott hat aber auch die Ordnung der Menschheit in der Form des Staates gesetzt. Heute sind wir nach dem Sturz des allmächtigen, säkularisierten Staates

aufgerufen, eine neue Ordnung zu schaffen, bei der der Staat wieder für die Menschen und zur Erhaltung des Menschengeschlechtes da ist. Das ist eine große Aufgabe, vielleicht die größte von allen.

Man möchte hoffen, daß gerade unsere westdeutsche studierende Jugend, die heute fleißig und unermüdlich, so fleißig wie selten eine studentische Generation, die ihr gebotenen Thesen beachtet, daß sie letztlich diese Mahnung verwirklicht und sich damit zu der großen Aufgabe bekennt, der sie sich doch nicht entziehen kann.

Walter Görlitz

Junge Welt (DDR)
13. August 1954

Evangelische Studenten für gesamtdeutsche Verhandlungen
Studentenaustausch beider Teile Deutschlands gefordert.

Heidelberg (eig. Ber.) Zu einem eindeutigen Bekenntnis für die Einheit unseres Vaterlandes wurde der 3. Deutsche Evangelische Studententag in Heidelberg. Durch die Anwesenheit von über 350 Studenten aus der DDR bekam die Tagung gesamtdeutschen Charakter.

Die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands stand bald im Mittelpunkt der Tagung. Mit übergroßer Mehrheit wurde festgestellt, daß die Wiedervereinigung Deutschlands durch Verhandlungen der beiden Regierungen in Angriff genommen werden muß. Die Studenten forderten einen Studentenaustausch zwischen beiden Teilen Deutschlands.

Die Teilnehmer lehnten einen Vortrag von Prof. Ritter aus Freiburg ab, der sich bemühte, die Adenauersche Konzeption von der "Wiedervereinigung durch Stärke" zu propagieren.

Der Deutsche Evangelische Studententag ist ein erneuter Beweis dafür, daß die Jugend aus Ost und West zur Verständigung drängt und Adenauers amerikanische "Politik der Stärke" ablehnt.

Die Welt
13. August 1954

" N a t i o n a l e G ö t t e r e n t t h r o n t "

" ... Von der ersten Diskussion an kreiste alles Reden um die Frage der deutschen Wiedervereinigung. Es waren vor allem die ostdeutschen Studenten, die hier keine Ruhe gaben. Obgleich sie in der Minderheit waren, bestimmten sie doch weithin den Gang der Diskussionen. Aber auch sie forderten die Wiedervereinigung nicht 'im Namen der Nation', sondern als Erfüllung des christlichen Liebesgebotes. Hier trat die ursprüngliche, göttliche Bestimmung alles politischen Handelns wieder ans Licht: alle staatliche Ordnung ist von Gott dazu gesetzt, das Leben der Menschen zu erhalten. Der Mensch hat nicht für den Staat, sondern der Staat hat für den Menschen da zu sein. In diesem Sinn politische Verantwortung zu übernehmen, waren die in Heidelberg versammelten Studenten bereit; nicht mit Pathos, nicht mit nationalem Überschwang, sondern in schlichtem Tun dessen, was der Tag fordert."

Dr. Michael Schmitt

Deutsche Kommentare - Wochenzeitung für Das Ganze Deutschland
14. August 1954

V a t e r l a n d i s t n i c h t g e n u g

Bericht vom Evangelischen Studententag 1954.

Heidelberg an einem klaren Sommertag: das ist der Inbegriff vieler Ferienträume, ist fast symbolisch für eine Romantik, die sich unverehrt durch zwei Kriege in unsere Zeit hinübergerettet hat. Immer noch fährt die hellblaue Straßenbahn durch die Stadt. Von ihrem offenen Perron sieht man wie eh und je das Schloß auf halber Höhe am Berghang liegen. Dort oben Besucher aus aller Herren Länder, staunend und bewundernd vor einer ehrfurchtgebietenden Vergangenheit. Die Lokale am Neckar sind erfüllt von ferienfrohen Menschen. "Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus und sieht den Strom hinab die bunten Schiffelein gleiten ..." Goethe hätte diese Zeilen in Heidelberg schreiben können.

In dieser Umgebung nun vollzog sich die nüchterne und kompromißlose Abrechnung mit einer Vergangenheit, die nicht mehr ehrfurchtgebietend erscheint und ihre Romantik verloren hat. Die Evangelische Studentengemeinde Deutschlands hatte zum 3. Evangelischen Studententag nach Heidelberg eingeladen. Über 1000 Studenten waren gekommen, 800 aus der Bundesrepublik und Westberlin, etwa 350 aus Mitteldeutschland und ein halbes Hundert aus dem Ausland. Das Thema hieß: "Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen". Durch Vorträge und in Diskussionen sollte die Frage nach dem Reich, nach dem Gegenwartswert der Begriffe Vaterland, Volk und Nation wenn nicht beantwortet, so doch wenigstens einer Klärung zugeführt werden. Und wer erwartet hatte, hier würde ein Feuerwerk von Rede und Gegenrede über Vaterland und Vaterlandsliebe entzündet werden, der sah sich schon nach kurzer Zeit enttäuscht. Nicht an dem Wort "Vaterland" schieden sich die Geister. Was die Studenten bewegte und was vom zweiten Tag dieses Zusammenseins alle anderen Themen haushoch überragte, war die Frage nach der Wiedervereinigung. Das Vaterland aber, das "heilige Vaterland", das doch einmal ganze Generationen als ihr oberstes Ideal und als etwas über jeden Zweifel Erhabenes aufgefaßt hatten, dieses Vaterland war tot, lebte nicht mehr, hatte einfach seinen Wert als Gegenstand verloren, über den man sich noch ereifern, geschweige denn für den man sein Leben opfern könnte.

"Wenn mich jemand fragen sollte, was mir Deutschland, ganz zu schweigen davon, was mir die Bundesrepublik oder gar die Deutsche Demokratische Republik wert seien, dann kann ich nur antworten: höchst wenig. Und wenn mich einer von jenen fragen sollte, die immer noch und heute schon wieder in den irrationalen Gefilden gefährlicher, weil unkritisch hingegnommener Vergangenheitsverlängerung hausen und sich an der deutschen Mystik des 19. Jahrhunderts erbauen, dann werde ich ihm sagen, daß mich sein Deutsches Reich und sein Vaterland einen Dreck interessiert, daß ich dafür keinen Finger krumm machen werde, ja daß ich dagegen sein werde, weil es mir um nichts anderes geht als um den Menschen, der gerade durch dieses "Vaterland" borniert und dumm gemacht wurde und der bereits wieder ein Opfer von Dunkelmännern wird, die an der Universität anfangen, ihr Reich zu bauen". Das als eine Stimme von vielen, akzentuiert und vielleicht etwas überspitzt,

aber doch im Kern genau das sagend, was andere mit weniger scharfen Worten zum Ausdruck brachten.

Man müßte kein fühlender Mensch sein, um diese grausame Abrechnung mit der Vergangenheit teilnahmslos zu registrieren. Das Vaterland hat uns allen einmal viel bedeutet, ist für nicht wenige auch heute noch ein realer Wert. "Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen". Wir können gut verstehen, daß der Patriotismus, der noch die jungen Rekruten des 2. Weltkrieges beselte, verlorengegangen ist irgendwo zwischen Smolensk und Orscha, irgendwo in einem Feldlazarett, wo man die ganze Zweideutigkeit des Liedes erkannte, das man noch, wenn schon nicht gläubig, so doch auch nicht innerlich widerstrebend gesungen hat: "Kein schön'eren Tod gibt's auf der Welt als vor dem Feind zu sterben!". Das Frappierende an diesem Studententag war aber, daß auch die junge Generation, die Krieg und Fronterlebnis nicht mehr unmittelbar als eine ihrer Grunderfahrungen in ihre Werteskala einsetzt, daß auch diese Generation ohne tiefere Kenntnis der Vergangenheit diesen Vaterlandsbegriff ablehnte, und zwar kategorisch und ohne Unterschied.

Wir glauben nicht, daß sie sich sehr wohl dabei fühlt. Wir glauben auch nicht, daß ihr völlig bewußt ist, was sie an dem Vaterlandsbegriff der Vergangenheit verabschieden und was sie halten soll. Prof. Gerhart Ritter hat das in seinem Vortrag zum Anklingen gebracht. Er erzählte, wie sehr gerade die studierende Jugend immer in der deutschen Geschichte als Träger des nationalen Gedankens gewirkt habe und wie von ihr die vaterländischen Ideale über ein Jahrhundert lang ausgestrahlt worden sind. Die Lützowschen Jäger, die Studenten auf dem Wartburgfest, die Burschenschaften, das waren einmal die Hüter eines sehr realen geistigen Besitzes. Und wenn heute die studierende Jugend nur in der Negation steht, was bleibt dann für die anderen? Liegt darin nicht eine ungeheure Gefahr, größer als die Gefahr der Hingabe an das Vaterland, das Schiller noch als "die starke Wurzel unserer Kraft" bezeichnet hat? Ist dieses Vacuum nicht noch unheimlicher als ein seine Grenzen kennendes Nationalgefühl? Gerhart Ritter meinte, das deutsche Volk sei in den letzten Jahrzehnten durch soviel leidvolle Erfahrungen gegangen, daß es von Gott aus seinem Wissen um die Schuld und um das Leid wieder zum neuen Dienst für das Leben gerufen sein könne. Und gerade hier, wo es der Professor am wenigsten erwartet hatte, kam der Widerspruch der Studenten.

"Woher weiß der Herr Professor so sicher über Gottes Willen Bescheid? Könnte es nicht sein, daß Gott zwar nicht zu den Menschen zwischen Rhein und Oder, wohl aber zu einem Gebilde, das einmal Deutschland gewesen ist, 'Nein' gesagt hat? Völker und Staaten vergehen. Das ist ein Faktum der Geschichte. Wer kann mir beweisen, daß Deutschland eine ewige Schöpfungsordnung Gottes ist?" Menschlich zutiefst berührt, ja erschüttert, hat Professor Ritter dieses Echo seiner Rede zur Kenntnis genommen. Könnte man daraus auf einen Bruch zwischen den Generationen schließen?

Gewiß, ein solcher Bruch ist vorhanden, aber nicht nur er. Ein Riß, nicht weniger tief, geht durch die Herzen jedes einzelnen, der an diesen Diskussionen teilgenommen hat. Absage an das nationale Pathos, an den "Geist sensueller Exaltation und den kränklichen Enthusiasmus unseres Volkes" (Goethe), Absage auch an eine restaurative Wiedervereinigung, verstanden als Wiederherstellung eines deutschen National-

staates im Sinne der Liberalen des 19. Jahrhunderts: dies ist das eine Ergebnis des Heidelberger Studententages. Aber eine tiefe brüderliche Liebe zu allen, die heute noch durch eine willkürliche Grenze von uns getrennt sind, eine Liebe zu dem Menschen, zu der noch leidenden Kreatur, die gedemütigt wird unter einem Regime, das mit Menschlichkeit nichts mehr zu tun hat: dieses Gefühl kam in seltener Klarheit in allen Gesprächen wieder zum Ausdruck. Wiedervereinigung ohne nationales Pathos, nicht als nationale, wohl aber als menschliche Aufgabe, war die unmißverständliche Forderung der jungen Generation. "Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern?" - Wir sind ein einzig Volk von Brüdern, untrennbar verbunden in Demut vor Gott. Das "heilige Vaterland" gehört der Vergangenheit an. An seine Stelle aber ist ein Wissen um die menschliche Verbundenheit getreten, das stärker ist als alle Losungen, die zu ihrer Zeit sicher einmal ihren Wert besessen haben. Dieses menschliche Verbundenheitsgefühl überzeugend dokumentiert zu haben, war der große Gewinn des Evangelischen Studententages in Heidelberg, und von diesem Gefühl aus wieder zu einer neuen Wertung des Vaterlandes zu kommen die Aufgabe, mit der die Studenten aus dem ganzen Deutschland wieder in ihre Heimat zurückgefahren sind.

Wolfgang Weise

Sonntag (DDR)

15. August 1954

Deutsche Studenten aus Ost und West sind einig
Nach Deutschland - nicht über Langemarck!

STG - Zu lebhaften Auseinandersetzungen kam es auf dem III. Deutschen Evangelischen Studententag, der in der vergangenen Woche in Heidelberg stattfand. Die Tagung, die unter das Hauptthema "Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen" gestellt war, versammelte zwölfhundert Studierende aus beiden Teilen Deutschlands. Die Teilnehmer protestierten, als man versuchte, die EVG-Politik Dr. Adenauers als "eine Art göttlichen Auftrag in der Geschichte" zu popularisieren, und forderten einmütig Verhandlungen zwischen West und Ost zur Wiederherstellung der Einheit unseres Vaterlandes.

Unter den zahlreichen Erscheinungen, die erkennen lassen, daß die Bestrebungen zur Wiederherstellung der nationalen Einheit im deutschen Volk immer stärker werden, verdient der vor einigen Tagen in Heidelberg beendete Studententag besondere Beachtung. Was sich hier, nicht nur zur Überraschung der Veranstalter, sondern auch, wie die Bestürzung der westdeutschen Presseorgane erkennen läßt, ganz unprogrammäßig im Verlauf manchmal recht erregter Diskussionen offenbarte, war der klar-nüchterne Realitätensinn einer Jugend, die einmal mit Wahnideen gesäugt und erzogen, fühlbar schmerzhaft den Zusammenbruch dieser Illusionen erlebte. Diese Jugend, die dem Vaterland Opfer bringen wollte und dann erkennen mußte, daß sie Opfer von Verbrechern geworden war, läßt sich heute nicht mehr so leicht für nationalistische Sondungsideen einfangen. Begriffe wie "christliches Abendland" und "abendländische Freiheit" stoßen auf die gleiche Reserve wie der "Mythos vom Reich". Als der Freiburger Historiker Professor Ritter den Gedanken entwickelte, "aus dem Bekenntnis der deutschen Vergangenheit ergibt sich notwendig für Deutschland

als praktisch-politische Aufgabe die Bemühung um ein kräftiges Europa", protestierten die Teilnehmer der Tagung heftig gegen diesen Versuch, die Adenauersche EVG-Konzeption historisch und ideologisch zu untermauern. Aber nicht nur wegen dieser unverkennbaren Absage an die Ewig-gestrigen, die die Jugend wiederum zum Schwertträger diesmal der amerikanisch modifizierten deutschnationalen Reichsidee machen wollen, war der Studententag in Heidelberg ein außerordentliches Ereignis. Die Versammelten, unter denen sich 350 Teilnehmer von den Hochschulen der DDR befanden, waren bei aller ideologischen Differenzierung einmütig in der Auffassung, daß die Wiedervereinigung die nationale Aufgabe sei, die gegenwärtig von deutschen Volk gelöst werden müsse. Manche westdeutsche Beobachter der Konferenz begannen leicht zu frösteln gegenüber diesen Jugendlichen, die ohne jeden romantischen Gefühlsüberschwang schlicht bekannten, Vaterland bedeute für sie einfach Teilhabe an materiellem und geistigem Leben ihres Volkes. Kommen doch diese jungen evangelischen Christen zum großen Teil aus den Schichten, die bisher das Reservoir der Reaktion bildeten und ihr die Prätorianer stellten, die als anfeuerndes Beispiel "mit Gott, für Kaiser und Vaterland" in die Maschinengewehrgraben von Langemarck geschickt wurden.

Es entbehrt deshalb nicht der Komik, wenn man von dieser Seite einer Jugend, die offenbar aus der Geschichte mehr gelernt hat, Mangel an geschichtlichen Kenntnissen vorgeworfen und ihr abgesprochen wird, daß sie sich mit geistigen Führungsaufgaben beschäftigen könne, wie das die westdeutschen Pressekommentare tun.

Dabei hat gerade die Heidelberger Tagung gezeigt, daß ein großer Teil der deutschen Jugend nicht nur die historische Situation richtig einzuschätzen vermag, sondern sich auch völlig klar ist über die notwendigen praktischen Schritte, die uns jetzt allein weiterführen können. Die Jugend will, daß verhandelt wird, und begnügt sich nicht mit dieser Forderung allein. Sie wartet nicht darauf, daß die Wiedervereinigung als politisch administrativer Akt Verwirklichung findet, sondern will dabei praktisch mithelfen. Deshalb drängt sie nach einem legalen Studentenaustausch zwischen Ost und West.

Forum (DDR)
20. August 1954

Das Wort der Vernunft siegte auf dem Studententag

Wir greifen gern zur Feder, um etwas über den unlängst stattgefundenen III. Deutschen Evangelischen Studententag in Heidelberg zu sagen, schon deshalb, weil er in seiner Zusammensetzung ein gesamtdeutsches Gesicht trug und den eigentlichen, ihm zugedachten Rahmen, beträchtlich vergrößerte. Zwölfhundert Studenten aus beiden Teilen Deutschlands waren nach Heidelberg gekommen, um dem Studententag beizuwohnen.

Einer der Hauptredner des Heidelberger Studententages, Professor Ritter, brachte den versammelten Studenten keinerlei konstruktive Vorschläge für die Gestaltung eines einheitlichen und friedliebenden Deutschlands in seinem Referat. Statt dessen versuchte er den Gedanken zu entwickeln, daß sich "aus dem Bekenntnis der deutschen Vergangenheit für Deutschland die politische Aufgabe ergebe, das Bemühen um ein kräftiges Europa." Der Wink mit dem Zaunpfahl auf die

Billigung der EVG-Politik Dr. Adenauers fand jedoch wenig Anklang der Zuhörenden. Der Zwischenruf eines Leipziger Studenten: "Hört doch endlich mit eurem Europagerede auf, das ödet uns an, redet lieber von Deutschland," fand den Beifall vieler Kommilitonen.

Es ist beachtenswert, daß sich in Heidelberg die Studenten aus Ost- und Westdeutschland als gleichberechtigte Gesprächspartner zusammenfanden und ihre Meinung zu den Lebensfragen des deutschen Volkes unverhohlen darlegten. Noch vor wenigen Monaten, auf dem III. Deutschen Studententag in München, wurde es den DDR-Studenten unter dem Einfluß des Bonner Innenministeriums nicht gestattet, auf einer offiziellen Veranstaltung das Wort zu ergreifen. Das war in Heidelberg schon nicht mehr möglich.

In Heidelberg wurde über Deutschland sehr viel und von allen gesprochen. Der Wunsch, endlich die unglückselige und gefährliche Teilung unserer Nation beendet zu sehen, war außerordentlich stark. Die dortige Diskussion bestätigte nur, wie sehr die Regierung der DDR die wahren Interessen des deutschen Volkes wahrnimmt, wenn sie immer und immer wieder Wege sucht, die Deutschland einen können. Bereits über 50 Vorschläge gingen an den Bundestag, an Ehlers, an Heuß und Adenauer. In jedem war zu lesen, setzen wir uns zusammen, das entspricht dem Willen aller nationaldenkenden Deutschen. Die Regierung Adenauer mißachtet bis heute die Forderung der Über großen Mehrheit des deutschen Volkes und treibt im Schlepptau der amerikanischen Kriegspläne.

Wo der ehrliche Wille nach einem glücklichen und friedliebenden Deutschland vorhanden ist, muß die EVG-Konzeption fallen. In Heidelberg kam das sehr deutlich zum Ausdruck. Als in der Diskussion versucht wurde, mit Hilfe solcher Schlagworte wie "christliches Abendland", "abendländische Freiheit", "Mythos vom Reich" für nationalistische Tendenzen Stimmung zu machen, antworteten die Studenten damit, indem sie die Diskussion über die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands in den Mittelpunkt der Tagung stellten.

Die "Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung", Stuttgart, schreibt in diesem Zusammenhang in ihrer Ausgabe vom 7. August "Das (die nationalistische Propaganda, die Red.) hat für die Studenten aus der Zone keinerlei Aktualität. Das ist für sie eine Welt, die sie schon in den Jahren 1945 bis 1948 überwunden haben. Dort hat die revolutionäre Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit kurz und kräftig stattgefunden. Im Westen wurde sie versäumt, weshalb sich aufs neue die Stickluft der Kadaver ausbreitet."

Nach der Diskussion zu seinem Referat rief Professor Ritter den Heidelberger Studenten erregt und bestürzt zu: Sind wir denn schon so weit, daß wir uns nicht mehr verstehen?" O nein! Wenn es um das Bild des friedlichen Deutschland geht und um die Forderung - wie sie auch in Heidelberg vertreten wurde - daß sich die Regierungen aus Ost und West zusammensetzen sollen, dann sprechen wir eine gemeinsame deutsche Sprache. Die Teilnehmer am Heidelberger Studententag sprachen sie auch, als sie der EVG den Rücken kehrten und einen legalen Studentenaustausch beider Teile unserer Heimat wünscheten.

Für die Studenten der Deutschen Demokratischen Republik ist das Ergebnis des Heidelberger Studententages eine Bestätigung dafür, daß das gesamtdeutsche Gespräch einen wichtigen Faktor bei der

Verständigung der Deutschen untereinander darstellt. Das Heidelberger Gespräch bestätigt weiterhin die Richtigkeit der Politik der Verständigung, die von unserer Regierung seit Jahr und Tag angestrebt und durchgeführt wird. Es ist daher nur eine logische Schlußfolgerung, daß die Studenten der DDR ihre Kraft für den Sieg der Listen der Nationalen Front des demokratischen Deutschland bei der Volkswahl im Oktober 1954 einsetzen werden, denn die weitere Stärkung der patriotischen Kräfte in der Deutschen Demokratischen Republik ist tatkräftig dazu angetan, den Ruf nach der Wiedervereinigung unserer schönen stolzen Heimat Wirklichkeit werden zu lassen.

Neue Zeit (DDR)
22. August 1954

E i n h e i t - b r e n n e n d e s P r o b l e m

Rund 1200 Vertreter der Studentengemeinden aller deutschen Hochschulen und Universitäten, darunter 350 Studenten aus der Deutschen Demokratischen Republik, nahmen an dem 3. Deutschen Evangelischen Studententag in Heidelberg teil. Im Verlauf der Tagung zeigte sich, daß das gestellte Thema "Das Reich der Deutschen", nicht als ein so brennendes Problem angesehen wurde wie die Frage nach der Möglichkeit einer Wiedervereinigung Deutschlands.

Akademische Blätter, Zeitschrift des VdSt
8, 1954

C h r i s t l i c h e N i h i l i s t e n

Als 1445 das Reich, das starke, wirtschaftlich blühende Land der Mitte von Meer zu Meer, in der Reichsreform Maximilians seinen Aufbau festigte, schien eine neue Epoche deutschen Glanzes zu beginnen. Mit seiner reichszugehörigen Nordseeküste vom Ärmelkanal bis zu den Halligen Nordfrieslands besaß Deutschland die Basis zur führenden Erschließung der gerade entdeckten überseeischen Gebiete, die auch von dem damals reichszugehörigen Triest gut zu erreichen waren. Als nun gar 1521 Personalunion zwischen dem kusten- und hafenreichen Spanien und dem viel volkreicheren Deutschland eintrat, schien fast allen Zeitgenossen kein Zweifel mehr zu bestehen, daß, wie das Mittelalter durch das Reich sein Gepräge erhalten hatte, auch in dem nun heraufziehenden Kolonialzeitalter das Reich führende Macht Europas sein werde.

Allein es kam anders. Deutschland wurde von innen heraus ohnmächtig gemacht, in seiner politischen Substanz pulverisiert, und die darin Führenden versuchten, sich auf Luther zu berufen. Natürlich zu Unrecht. Der große Reformator erstrebte die Säuberung der alten Kirche als Schritt zu ihrer Wiedererstarkung, er baute - als die Spaltung entgiltig geworden war - seine Kirche in die Staaten hinein (Landeskirchentum), weil er die Bedeutung des weltlichen Armes und seiner Macht wohl zu schätzen wußte. Ohne staatliche Macht keine Abwehr Asiens, das damals durch die Türken verkörpert wurde. Aber andere Mitglieder und Anhänger der Reformation, allen voran wohl Melanchthon, waren blind gegen die Gesetze des Raumes, der Organisation, der verantwortungsbewußt gezügelten Macht und verließen sich darauf, daß die

theologischen Gebote seitab des Raummäßigen, der traditionellen geschichtlichen Verpflichtungen durchgeführt werden können, gemäß dem Christuswort: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Aus dieser Weltfremdheit ließen sie ihre eigenen Glaubensbrüder in den Niederlanden in deren 70-jährigen Glaubens- und Freiheitskampf im Stich, so daß aus den niederländischen Reichsgetreuen Separatisten wurden. Ja, sie unterlagen auch im Reichsinnern der wohldurchdachten und wohlgeführten Organisation der alten Kirche. Neun Zehntel des Reichsbodens hatten sich der neuen Lehre angeschlossen. Die Hälfte ging davon wieder verloren, weil auf evangelischer Seite Weltfremdheit, Raumfremdheit, Scheu vor politischer Tradition wucherten. Und als geradlinige Folge brachte der Dreißigjährige Krieg aller gegen alle das Reich um alle kolonialen Möglichkeiten, wurde der Aufstieg zur Weltmacht in sein Gegenteil gekehrt, wurde Deutschland zur Wüste. Nicht mit Unrecht ist da von anderen christlichen Lagern als einem "christlichen Nihilismus" führender Evangelischer gesprochen worden. Ist das nur tote Historie? Bis vor kurzem habe ich es geglaubt. Aber als ich jüngst die dritte evangelische Studententagung in Heidelberg mitmachte und hier die Sprechweise à la 1521 hörte, die Raum, Tradition, Heimat verschmähende Bindungslosigkeit, da wurde mir klar, daß eine neue Welle "christlichen Nihilismus" das Aufbauwerk unserer jungen Bundesrepublik von innen heraus zu unterhöhlen droht. Es ist nicht nötig, unseren Bundeskanzler mit Maximilian zu vergleichen. Aber Adenauer ist in jedem Falle ein Staatsmann, der aus nichts etwas sehr Beachtliches, Wetterbeständiges und Traditionsbewährtes geschaffen hat. Nun kommen auf der anderen Seite (und von der anderen Seite: ein Drittel der Heidelberger Tagungsteilnehmer war aus der Ostzone gekommen) junge und ältere Menschen, die mit den Anschauungen und Redeweisen von 1521 - vielleicht ungewollt, aber sehr wirksam - Auflösung von innen heraus betreiben: Diese Akademiker verwerfen in Übereinstimmung mit den im Osten maßgeblichen Lehren die Wiedergeburt des Abendlandes, die Einheit der Idee (Ehre, Freiheit, Vaterland), die Werte von Heimat, Volkstum, nationalem Staat. Sie wollen die Tradition stürzen und allein die "praktische Vernunft" regieren lassen. Und indem diese Tragödie zur Tragikomödie wird, behaupten solche "1521er", sie verträten die Moderne, ihre Gegner seien überaltert.

Diese organisierte und von Moskau freundlich geduldete Desillusionierung beseitigt so ziemlich alle politisch-ideellen Werte, ohne etwas anderes an die Stelle dafür zu setzen. "Praktische Vernunft" allein kann weder Städte gründen noch Reiche bauen. 1789 wollte man schon einmal so "schlau" sein wie das drängende Drittel der Tagungsteilnehmer von Heidelberg. Die Spuren schrecken.

Manchen Aposteln der als neu ausgegebenen Desillusionierung ist vielleicht selbst nicht ganz wohl. Denn offenbar zur Beschwichtigung eigener besserer Einsichten sprechen sie immer wieder davon, sie könnten nicht mehr an Volk und Vaterland glauben, da diese Begriffe mißbraucht worden seien. Eine seltsame "Begründung". Darf nicht mehr etwas denken oder sprechen, was einmal zu Mißbrauch geführt hat? Wäre es so, dann müßten die in Heidelberg versammelt gewesenen Studenten sich vor allem vor dem Christentum hüten, denn wie dieses, angefangen von den Türkenkriegen über den Sklavenhandel, Opiumkrieg bis zu den Greueltaten des ersten Weltkrieges mißbraucht worden ist, wird selbst jenen durch Geschichtskennntnisse

gesehen habe, die DDR wählen." "Wir meinen, daß ihr auch von uns eine ganze Menge lernen könnt." "Wir sind gar nicht gewillt, eure westliche Lebensform und das, was ihr Demokratie und Freiheit nennt, einfach für uns zu übernehmen, wenn es zur Wiedervereinigung kommt." "Ich habe den Eindruck, daß ihr Freiheit sagt, aber nur die Sicherung eures Wohllebens meint."

Das sind Äußerungen von Studenten der evangelischen Studentengemeinden aus der DDR in einer Diskussionsgruppe auf dem evangelischen Studententag in Heidelberg. Sie riefen bei den Studenten aus der Bundesrepublik mehr Erstaunen als Widerspruch hervor. Es ging überhaupt merkwürdig zu. Der Grundton war: Nüchternheit. Phrasen und Pathos - wo sie etwa hätten aufkommen wollen - kamen darin um.

Den Oststudenten merkte man an, daß sie aus einer harten Schule kamen. "Für uns gibt es nur eine Fragestellung: Können wir als Christen unter einem kommunistischen Regime leben?" "Wir haben so viel Freiheit, als wir selber frei sind, offen und ohne Feindschaft und Haß zu sagen, was wir sagen müssen. Das kann natürlich auch ins Leiden führen."

Die Frage der Weststudenten war immer wieder die Frage nach einem Leitbild. "Wir brauchen doch einen Richtungspunkt. 'Reich', 'Nation', 'Vaterland' - das alles sind Begriffe, die uns nichts sagen und mit denen wir nichts anzufangen wissen." "Alle Ideologien sind uns suspekt geworden. Wir haben keine Lust, uns mißbrauchen zu lassen." "Ihr im Osten habt es einfach. Ihr kennt nur eine Fragestellung. Das Angebot bei uns im Westen ist größer. Nach welchen Gesichtspunkten sollen wir wählen?" "Ich meine, daß unser Leitbild die Freiheit des Individuums ist." "Wo liegt die Grenze der individuellen Freiheit? Haben wir nicht eine Verantwortung für unsere Brüder?" Hier fiel der Satz eines Oststudenten: "Wenn wir Verantwortung füreinander tragen und wir zusammengehören, würdet Ihr dann bereit sein, mit uns auch unter kommunistischer Herrschaft zu leben? Warum trauen wir uns das nicht zu?" Natürlich gab es Widerspruch. Aus West und Ost. Aber die Frage blieb stehen. Keiner fiel über den anderen her. "Wir haben voneinander zu lernen, keine Seite ist nur die gebende oder nur die empfangende" - das war einhellige Meinung.

Noch etwas war überraschend: niemand hatte Lust, alte Schläuche mit neuem Wein zu füllen. Wenn irgendwo die Hoffnung bestanden haben sollte, unter Ablehnung und Ausschaltung des Mißbrauches die Begriffe Reich, Nation, Vaterland mit neuem Inhalt füllen zu können, dann mußte er sich bitter enttäuscht sehen. Weder die DDR noch auch die Bundesrepublik waren attraktiv genug, ein neues National- oder Vaterlandsgefühl aufkommen zu lassen.

Sogenannte "höchste Werte" waren nicht gefragt. Ideen, Ideale, Prinzipien machten keinen Eindruck. Sie sind entmächtigt - nicht, weil sie mißbraucht wurden (also die Hoffnung berechtigt wäre, ihr rechter Gebrauch oder neue Ideale und "höchste Werte" könnten die Jugend gewinnen und begeistern); sie sind entmächtigt, weil durch sie und mit ihnen die Menschen mißbraucht wurden. Die Generation ab 50 fragt nach Idealen und beklagt sich, daß die Jugend keine mehr habe. Die Jugend fragt nach den Menschen, und danach, was sie tun muß, damit die Menschen leben können - weil sie gesehen hat, daß die Väter um ihrer Ideen, Ideale und Prinzipien willen die

nicht allzu stark belasteten Teilnehmern geläufig sein. - Jeder ethische Wert kann mißbraucht werden. Das spricht gegen die Mißbraucher, aber nicht gegen den mißbrauchten Wert.

Auch sonst machen sich die "152ler" die geistige Auseinandersetzung einfach. Wer modernere Auffassungen hat, insbesondere sieht, daß gerade seit 1945 unaufhaltsam der Siegeslauf des nationalen Gedankens über die Erde geht, von Irland über Skandinavien und Spanien nach dem demokratischen Italien, dem kommunistischen Südslawien, dem monarchistischen Griechenland, zu den arabischen Völkern, Israel, Pakistan, Burma, Indochina, Indonesien, China, Korea und Japan - den tun die "christlichen Nihilisten" einfach, getreu dem von Moskau propagierten Schlagwort, als "Neofaschisten" ab. Und dagegen scheint es bei ihnen kein Aufmucken zu geben. Ich habe vier Teilnehmer in Heidelberg gefragt, was denn ein "Neofaschist" sei. Keiner wußte es mir zu sagen. Ein fünfter brachte nach etlicher Verdutztheit wenigstens heraus: "Na solche, die noch an ein Vaterland glauben ...". Das genügt solchem "Arbiter mundi", um Menschen zu kränken, die treu und loyal zu unserer Staatsordnung, zum Mehrparteienstaat und zu unserem Grundgesetz stehen ...

Besonders schlecht war man auf die studentischen Verbände zu sprechen. Der Anspruch der Tagungsteilnehmer, die ganze junge Generation zu vertreten, wird bereits durch ihre Animosität gegen jenes Drittel der Studenten widerlegt, das in den Korporationen Gemeinschaftssinn, nationales Fühlen und Sendungsbewußtsein für ein christlich bestimmtes Abendland pflegt. Die Desillusionisten sind eine Minderheit, aber sie könnten im Falle der Wiedervereinigung von West- und Mitteldeutschland Gewicht erhalten. Deshalb soll man sie ernst nehmen. Man sollte sie zu Worte kommen lassen, aber sie auch in ihrer Antiquität festnageln. Wer seiner Sache so sicher ist wie die Vertreter eines maßvoll begrenzten nationalen Kurses mit Aufgeschlossenheit für alle Nachbarvölker guten Willens, braucht eine Aussprache mit den Führern des "christlichen Desillusionismus und Nihilismus" nicht zu fürchten. Die Teilnehmer der Heidelberger Tagung übten solche Weitherzigkeit freilich wenig. Als Professor Ritter (Freiburg/Br.) sich aus dem Bekenntnis zur deutschen Vergangenheit für ein freies, abendländisch orientiertes Europa einsetzte, wurde er ziemlich rabiät als Schrittmacher Amerikas apostrophiert. Auch sonst war Duldsamkeit wenig gefragt. Man wünschte temperamentvoll die Wiedervereinigung von Pankow und Bonn, aber auf seine ganz spezifische Weise. Das bietet Möglichkeiten, setzt aber auch Schranken. Wir sollten sie prüfen und weiter erörtern.

AH. Wegener

Die Stimme der Gemeinde

1. September 1954

Herbert Mochalski

Was geht in unserer Jugend vor?

"Ihr solltet davon ablassen, in uns den armen Bruder zu sehen, den ihr befreien müßtet." "Gewiß, wir sind ärmer als ihr, aber deswegen möchten wir noch lange nicht mit euch tauschen." "Ich habe mich bei euch hier im Westen umgesehen. Wenn ich vor der Wahl stünde, in der Bundesrepublik oder in der DDR zu leben, dann würde ich nach dem, was ich

Menschen haben sterben lassen. Hier liegt der Gegensatz zwischen der Älteren und der jungen Generation. Es ist ein sachlicher Gegensatz. Die Jugend sieht keinen Sinn mehr darin, für das "Reich", für die "Nation", für das "Vaterland", für das "Volk" zu sterben - sie will leben. Sie wollen als Menschen (nicht als Idealisten) und für die Menschen (nicht für Ideale und "höchste Werte") leben.

Darum mußte passieren, was in Heidelberg passierte: die Ideale und "höchsten Werte" des Themas "Heilig Vaterland?" wurden beiseite geschoben und über die Wiedervereinigung als Hilfe für die Menschen diskutiert. An die Stelle der Erörterung von abstrakten und dem Gefühlsbereich zugeordneten Begriffen trat die ganz konkrete Frage, was heute - in unserer Situation - um der Menschen willen getan werden kann und muß. Es ging nicht um die Wiedervereinigung als "nationale Forderung". Nicht einmal "das deutsche Volk" spielte eine Rolle. "Wo steht denn geschrieben, daß das deutsche Volk auf ewig ungeteilt bleiben soll?" "Völker können auch wieder auseinanderfallen." Wer die Hoffnung oder die Sorge hatte, die Wiedervereinigung des deutschen Volkes könnte zu einem neuen nationalen Panier werden, der sah sich enttäuscht bzw. erleichtert. Die Wiedervereinigung wurde als Frage nach der Verantwortung für die Brüder gesehen. "Ihr seid unsere Nächsten, weil wir sonst keine haben." "Wenn ihr in uns nicht eure Nächsten sehen solltet, so sehen wir doch in euch unsere Nächsten." "Ihr seid aus der Verantwortung nicht entlassen, weil wir da sind." "Gott kann uns als Volk zerschlagen - aber wir haben nicht das Recht, es eigenmächtig zu tun." "Wer kann sich anmaßen, unseren gegenwärtigen Zustand für Gottes Urteil auszugeben?" "So lange unsere Brüder nach uns Ausschau halten, sind wir gefragt: Kein, wo ist dein Bruder Abel?"

"Wiedervereinigung ohne Pathos" überschreibt Eberhard Roterberg seinen Bericht über Heidelberg (Leitartikel der Frankfurter Allg. Ztg. vom 9. 8. 1954). Damit sind Thema und Verfahrensweise der Jugend - jedenfalls der, die in Heidelberg zum evangelischen Studententag versammelt war - zutreffend gekennzeichnet. Diese Jugend wird auch handeln. Stuttgarter und Tübinger Studenten - ich kannte sie nicht; sie waren auch nicht in meiner Diskussionsgruppe - sagten mir am letzten Tage, sie hätten vor, eine Resolution einzubringen, daß der evangelische Studententag sofortige Verhandlungen der Bonner Regierung mit der Pankower Regierung über die Frage der Wiedervereinigung verlange; die Studentenschaften sollten dieser Forderung durch einen allgemeinen Streik Nachdruck geben. (Die äußeren Umstände haben sie dann wohl auf ihr Vorhaben verzichten lassen.) Evangelische, deutsche (!) Studenten tragen sich mit dem Gedanken, zu aktivem politischem Handeln um der Brüder willen aufzurufen - ohne Pathos!

Was geht in unserer Jugend vor?

Eberhard Roterberg sagt in seinem Bericht als Contrapunkt zu Heidelberg: "Auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, auf der vor kurzem mit akademischer Jugend über Staat und Politik diskutiert wurde, hat ein maßgebender Mann aus Bonn nach verlässlichen Nachrichten erklärt, man brauche sich um den Nachwuchs nicht zu kümmern. Wenn er wirklich einmal gebraucht werde, dann werde man auf den Knopf drücken und ihn heranzurufen."

Bundesinnenminister Schröder hat bei einer Hauptversammlung des Deutschen Bundesjugendringes eine Rede gehalten mit dem Thema: "Was erwartet der Staat von seiner Jugend?" In dieser Rede geht er auf Aufsätze

von 15 Primären ein. Nicht ein einziger dieser 15 Jungen sei bereit, "bedingungslos für ein Prinzip, eine Idee, ein Ideal sein Leben zu opfern. Ich weigere mich, anzuerkennen, daß das ein typischer Querschnitt durch die deutsche Jugend sei." "Mir scheint der Gedanke, diese unsere Nation zu behüten, zu verteidigen und zu entwickeln ... wert, daß wir für ihn leben, mit voller Hingabe leben."

Heidelberg war eine Antwort auf solche Meinungen und Reden. Nachstehender Brief eines Karlsruher Studenten an Kirchenpräsident Niemöller mag noch für viele andere Antworten stehen: "Ihr Besuch in Karlsruhe war für mich wie für viele meiner Freunde endlich wieder ein ermutigendes Erlebnis, rüttelten Sie doch an dem leider schon so feststehenden Sockel, auf dem sich, obwohl unser Volk die Freiheit noch gar nicht gekostet hat, erneut die Tyrannei niederlassen will. Ich wünsche nur, es möchten viele echte Protestanten aufstehen, die es wagen, den "Christen" zu sagen, daß sie einem Aberglauben verfallen sind, daß sie vor Altären der Götzen Angst, Haß und Macht knien. Ich wünsche, Sie fänden eine Gelegenheit, die Generation unserer Väter anzusprechen. Die alten Herren wühlen teils im Alltag, ohne sich um die res publica zu kümmern, teils glauben sie gar, gleich Abraham ihr Liebstes für ein Heiliges zu opfern. Sie ahnen nicht, daß sie ihr Blut für ein paar Jahre fetten Wohllebens verkaufen."

Das Geschick hat uns Deutschen in unserer Grenzlage eine Möglichkeit gegeben, einen Teil unserer Schuld an der Welt wieder abzutragen, indem wir versuchen, den Riß zwischen Ost und West zu kitten. Wie sollen wir aber diese Aufgabe meistern, wenn Haß und Vorurteile die Herzen der Alten verhärten? Wie kann die Jugend friedfertig sein, wenn Professoren vom Katheder verkünden, der Wehrdienst sei eine begrüßenswerte körperliche Ertüchtigung?

Leidenschaftliche Opposition gegen die heute kritisierten Pläne unseres Staates, von dem wir 1948 hofften, er würde uns ans Herz wachsen, weil es ein Staat der Humanität und Fortschrittlichkeit zu werden versprach, hat uns die Bezeichnung "rotes Semester" eingetragen; das Schimpfwort "Kommunisten" vermied man wegen seiner Lächerlichkeit. Wie soll Haß beseitigt werden, wenn man sich gegen eine Opposition im Volke schon vergißt?

Wir sind Ihnen und der Studentengemeinde dankbar, daß Sie uns "Superketzern" Gelegenheit gaben, an Ihrem Vortrag teilhaben zu können. Sie dürfen auch einen missionarischen Erfolg für sich verbuchen, denn es gelang Ihnen, die Gestalt Christi aus der Überwucherung durch Mythos, Dogma und einer Hierarchie von Funktionalen heraus sichtbar zu machen."

Wir dürfen hoffen!

Deutsche Studentenzeitung
August/September 1954 (IV, 8/9)

... Es wurde nach dem Begriff der Freiheit gefragt, die, wie in einer Arbeitsgruppe gesagt wurde, sogar in der Bundesrepublik Stück um Stück aufgegeben würde aus Angst, man könne sie verlieren. Schematisches Denken, Fraktionszwang, Kommunistschnüffelci,

fehlende Zivilcourage wurden als ernste Bedrohungen der Freiheit angesehen.

In einer Arbeitsgruppe wurde die Frage aufgeworfen "Was haben wir unseren Vätern zu sagen, die in der Nazizeit geirrt oder gar versagt haben, und denen, die es noch tun? Wer müßte heute das Erbe des 20. Juli weitertragen? Wer kann es noch? (In der DDR spricht man davon nicht mehr.) Wir müssen wissen, daß aller Aufbau auch Abbruch ist, wir müssen die Unsicherheit als Daseinsvoraussetzung bejahen - war das Ergebnis vieler Diskussionen.

Zeichnet sich darin eine neue Konzeption ab? Die beiden abschließenden Vorträge von Dr. Krämer (Dortmund) und Dr. Zahrnt (Sonntagsblatt, Hamburg) führten ohne Scheu vor heißem Eisen, ob es sich nun um das Deutschlandlied bei den Fußball-Weltmeisterschaften oder die immer noch nicht bewältigten Fragen des Antisemitismus handelte, diese Überlegungen bis in unsere Politik weiter. "Denkmatsche" nannte Dr. Krämer die sentiment-geladenen Begriffe, mit denen manche Vereinigungen heute noch unbekümmert hantieren, und bezeichnete damit den inneren Gegensatz, der heute die studentische Jugend spaltet.

Die Fronten verlaufen nicht simpel etwa an der Grenze des Farbentragens und Mensurenschlagens. Sie verlaufen dort, wo die Frage nach der eigenen Vergangenheit, nach Begriffen wie "Vaterland", "Reich", "Nationale Sendung" gestellt wird.

Dieser Studententag brachte das Ergebnis, um es in aller Vorläufigkeit und Vorsicht zu formulieren, daß unsere Geschichte nicht mehr nur etwas Verehrungswürdiges ist, sondern auch peinlich wurde, daß weder mit Worten wie "Vaterland" noch mit dem Begriff "Reich" für den jungen Protestanten etwas Göttliches ausgesagt ist.

Wie selten auf einer studentischen Tagung nach dem Kriege kam der Wagnischarakter des Christentums zum Ausdruck, dessen Gegensatz zu dem geistigen und materiellen Sicherheitsbedürfnis der bürgerlichen Restauration der Gegenwart immer wieder durch eine falsche Verknüpfung von Kirche und Staat (an der in der Vergangenheit die evangelische Kirche nicht wenig Schuld trägt) verdeckt wird.

Es ist bezeichnend, daß sowohl die Thematik als auch die Auswahl der Redner auf dem 3. Deutschen Studententag in München stark vom christlichen Teil der Studentenschaft bestimmt wurde, so daß der Heidelberger Studententag als eine legitime und vertiefte Fortsetzung des in München begonnenen Gesprächs gewertet werden kann, ebenso wie der katholische Studententag in Fulda.

Gerhard Grohs

colloquium
September 1954 (VIII,9)

L ä ß t G o t t E i s e n w a c h s e n ?

3. Deutscher Evangelischer Studententag in Heidelberg

Heidelberg ist immer noch alt und fein. Davon lebt die Stadt; und man fragt sich, ob die Heidelberger Romantik nicht ein heimliches ästhetisches Narkotikum ist. Jedenfalls sind die Mienen bedeutsam, die man beim Anblick einer barocken Statue auf der alten Brücke beobachten kann. Dort steht mit majestätischer Pose und gerundetem Bauch Carolus

Theodorus, Pater Palatinorum, gleichsam das inkarnierte Vaterland verblichener Zeiten. Die Studenten aus England, Chile, Nigeria und Malaya waren ganz Auge und Ehrerbietung vor einer offenbar glanzvollen und rühmreichen deutschen Vergangenheit. Unscreins konnte sich das Lächeln nicht verkneifen. Unter uns, es war noch viel schlimmer als ein bloßes Lächeln! Es zuckte der bittere Hohn um die Mundlinien.

Um es gleich zu sagen, das geschah in den fünf Tagen öfters. Um es gleich klarzustellen, es geschah mit fast spürbarem physischem Schmerz. Das Scherbengericht über die deutsche Vergangenheit vornehmlich der letzten 150 Jahre war beileibe nicht einfach. Es war redlich durchdacht, lange durchlitten, scharf formuliert und prüfend hingenommen worden. Es versammelten sich in Heidelberg nicht Studenten, die nicht gewußt hätten, daß ihnen das Bannausentum strengstens verboten sei.

Es waren über 350 Studenten aus Mittelddeutschland, über 800 aus Berlin und der Bundesrepublik und nahezu 50 aus dem Ausland, die das Thema "Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen" mit seiner Frage, ob das Vaterland, das Volk, die Nation und die Heimat heilig und welches Maß dem Nationalbewußtsein gesetzt sei, nach Heidelberg gezogen hatte. Es war also dank der einen evangelischen Studentengemeinde in Deutschland ein gesamtdeutscher Studentenkongreß unter den Augen des Auslandes. Und es war die Frage nach unserer politischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Es war nichts weniger als die glatte Ablehnung des nationalen Pathos schlechthin. "Wenn mich jemand fragen sollte, was mir Deutschland, ganz zu schweigen davon, was mir die Bundesrepublik oder gar die Deutsche Demokratische Republik wert sei, dann kann ich nur antworten, höchst wenig. Und wenn mich einer von jenen fragen sollte, die immer noch und heute schon wieder in den irrationalen Gefilden gefährlicher, weil unkritisch hingenommener Vergangenheitsverlängerung hausen und sich an der deutschen Mystik des 19. Jahrhunderts erbauen, dann werde ich ihm sagen, daß mich sein Deutsches Reich und sein Vaterland einen Dreck interessiert, daß ich dafür keinen Finger krumm machen werde, ja daß ich dagegen sein werde, weil es mir um nichts anderes geht als um den Menschen, der gerade durch dieses Vaterland borniert und dumm gemacht wurde, verführt und betrogen worden ist und der bereits wieder ein Opfer von Dunkelmännern wird, die an der Universität anfangen, ihr Reich zu bauen. Mir geht es um den Menschen! Mir geht es darum, daß Jesus Christus, der für die Menschen erbärmlich am Kreuz Gestorbene, sein Reich baut - auch gegen die Klerikalen, die nun andererseits getragen vom Pathos abendländisch-christlicher Gesinnung mit einer religiös-politischen Konzeption kultureller Verbrämung spekulieren und im trüben fischen!" Deutlicher ging es nicht.

Bei diesem Klima konnte zwar der scharfen und höchst kritischen Analyse "vaterländischen" Denkens seit seiner religiösen Verklärung in den Befreiungskriegen, gegeben von Prof. Gerhard Ritter (Freiburg), voll zugestimmt werden. Aber es erhob sich der laute Protest gegenüber seiner Wertung der Gegenwart, die in dem Gedanken endete, daß das in der Welt am meisten leidende Volk der Deutschen von Gott dazu ausersehen sei, der Welt den Dornat neuen Lebens zu tun. Gegenargument seitens der Studenten: "Haben wir

tatsächlich am tiefsten gelitten? Und Korea? Und China? Und Indochina? Und Rußland? Und Polen? Früher lasen wir unsere Sendung an den positiven Zeichen deutscher Geschichte ab, an 1871, an Goethe und Schiller, an Liebig und Robert Koch und an wem sonst noch. Sollten wir heute das gleiche wieder tun an den negativen Ereignissen? Kommt das faktisch nicht auf dasselbe heraus? Sind wir nicht geradezu geschlagen, daß wir immer und ständig, selbst in der größten Misere, die Ersten und Bedeutendsten sein müssen?!" Ein anderer: "Wer kann mir beweisen, daß Deutschland eine ewige Schöpfungsordnung Gottes ist? Ist das Römische Reich Deutscher Nation eine solche gewesen? Ja, könnte es nicht geradezu sein, daß Gott nicht einmal mehr die Wiedervereinigung Deutschlands will? Was bedeutet ein Deutscher für Gott? Was ein Franzose? Was ich aus dem Neuen Testament gelernt habe und nicht ohne Schmerzen begreifen mußte, ist, daß es Gott um den Menschen schlechthin geht, daß der Gott, der einstmal auf die Koppelschlösser deutscher Soldaten projiziert wurde und seinen Namen noch heute für die Glorifizierung christlicher Nationen in ihren Hymnen hergeben muß, daß dieser Gott der Götze nationaler Sehnsüchte ist, der in das Schema Feuerbachs paßt, aber nichts zu tun hat mit dem lebendigen Herrn, der sich zu denken neigt, die, gebrochen in ihrer Existenz, nur noch um seine Hilfe flehen können." Ein dritter: "Könnte es dann nicht auch sein, daß wir unser Herz so stark an die Wiedervereinigung hängen, daß daraus ein neuer Götze wird?"

Vielleicht wird an diesen scharfen Fragestellungen erkannt, welche Dynamik sich in den evangelischen Studentengemeinden entbindet, wie sie die fruchtbare Unruhe der Jahre nach 1945 bis heute weiterträgt, wie sie sich nicht in der billigen Pflege studentischer Gemeinschaft saturiert und alles andere als ein religiöser Verein am schimmernden Rande akademischen Lebens ist - und daß sie nun auch Menschen beheimatet, die alles andere sind als "christlich" fertig und die auf die Frage, ob Gott die Wiedervereinigung möglicherweise nicht wollen könne, zu antworten fähig sind: "Dann wollen wir sie ohne ihn!" Evangelische Studentengemeinden sind hüben wie drüben. Und drüben sind sie durch die Läuterung mitunter gemeiner Angriffe gegangen. Es waren nicht wenige da, die bis vor einem Jahr noch relegiert oder in die Gefängnisse geworfen waren. Und im Westen haben gerade die Stillen an der Universität zutiefst mit ihnen gelitten. Und nun diese Schicksalsfrage nach der Wiedervereinigung. Glanzvolle Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaates? Nationale Aktion ersten Ranges? Recht auf gemeinsames Vaterland? Eindeutig: "Nein!" Man könne, nachdem die so verhängnisvollen Schlagwörter von Reich, vom Vaterland und von der Nation, beginnend mit dem deutschen Idealismus und der Romantik, so verdröbt worden sind, unter keinen Umständen mehr im Vollgefühl eines nationalen Aufbruchs handeln. Der 17. Juni sei keine nationale Großtat gewesen, sondern das zitternde Aufbegehren getretener und beleidigter Kreatur. Man wäre endlich nüchtern geworden, und das Markotikum politischen Einlullens könne nicht mehr so stark sein, als daß es in einem durch Gift immun gewordenen Körper noch wirken könnte. Man höre: die billigen Lockungen mancher Kontaktstellen in West-Berlin anläßlich des Pfingsttreffens der FDJ seien eine, gelinde gesprochen, taktlose Beleidigung der Selbstachtung jener gewesen, die die hohlen Parolen westlicher Politiker mit der gleichen Verachtung strafen würden wie die fettigen Würstchen West-Berliner Agitatoren.

Vielleicht ist die schneidende Schärfe dieser eminent politischen Auseinandersetzung - auch gegen diese Auseinandersetzung selbst! - nur zu verstehen, wenn man die Bibelarbeiten über die Wirklichkeit des Reiches Gottes mitnennt, die vor jedem der vier großen Vorträge zu strenger Besinnung auf das Maß zwangen, das allen völkischen und persönlichen, allen nationalen und sozialen Bezügen durch das Evangelium gesetzt ist. Hier kommt etwas in die menschliche Sphäre, das den Disput seinem seit Jahren offenbaren *circulus vitiosus* entnimmt und mit einem Male Perspektiven eröffnet, von denen man hoffen kann, daß sie uns in einer verwickelten Situation ohnegleichen ein Stück weiterbringen können. J.M.

Deutsche Universitätszeitung
September 1954 (IX,17)

E v a n g e l i s c h e r S t u d e n t e n t a g

In Heidelberg fand Anfang August der "Dritte Deutsche Evangelische Studententag" nach dem Kriege statt. 1200 Abgesandte der Studentengemeinden aller deutschen Hochschulen und Universitäten waren gekommen, um sich in viertägiger Vortrags- und Diskussionsarbeit unter dem Thema "Das Reich Gottes - das Reich der Deutschen" Klarheit über den Wert von Begriffen wie Vaterland, Reich, Nation, Nationalgefühl und Volk angesichts der deutschen politischen Gegenwartssituation zu verschaffen. So jedenfalls war es vorgesehen. Im Verlauf der Tagung stellte sich aber sehr schnell heraus, daß dieses Thema einen östlichen und einen westlichen Aspekt hat und aus der historisch-akademischen Beschaulichkeit sehr schnell hinausführte. So kam es, daß es mehr als einmal in den vier Tagen unter der bohrenden Ausdauer der 350 Studenten aus der sowjetischen Zone zugunsten des Themas "Was tut man im Westen für die Wiedervereinigung Deutschlands?" abgelöst zu werden drohte.

Für die Studenten der Bundesrepublik war das gestellte Thema aktuell, im Hinblick auf die neuere deutsche Geschichte, wiedererstandene Korporationen, das "deutsche Wunder" und einen Fußball-sieg mit interessanten Reaktionen. Für die Studenten aus Mitteldeutschland galten die fraglichen Begriffe in erster Linie als Ideen einer einstigen Einheit und Beschwörungsformeln gegen das Auseinanderleben. Während man so auf der einen Seite mit einer (nach neun Jahren allerdings überraschend) einmütigen und aggressiven Skepsis daran ging, jene "gefühlsgeladenen patriotischen Redensarten" wegen des Mißbrauches in der Vergangenheit als ungeeignet für die Gegenwart (und möglichst auch für die Zukunft) zu erweisen, fühlten sich die anderen durch diese Haltung "verraten und verkauft". Das Gefühl, "majorisiert" zu werden (alle Vorträge wurden aus leicht begreiflichen Gründen von Wissenschaftlern gehalten, die in der Bundesrepublik arbeiten), mischte sich mit dem Verdacht, man nehme von diesen Begriffen deshalb so gern und leicht Abschied, weil sie sich mit dem Gedanken an ein vereintes Europa nicht vereinbaren ließen. Die Begründung, sie seien durch Mißbrauch wahrscheinlich für immer entwertet, sei lediglich eine Art Ausrede.

Die Spannung entlud sich schließlich in einer außerordentlich scharfen Kritik der Teilnehmer aus dem Osten an dem Vortrag von Professor

Gerhard Ritter. In seinen Ausführungen sei deutlich geworden, was man auch sonst festgestellt habe: "Die Westdeutschen meinen, wenn sie Deutschland sagen, die Bundesrepublik. Sie halten ihren Staat für den legitimen Nachfolger des Reiches, für die deutsche Nation, das Vaterland. Wenn sie von Wiedervereinigung sprechen, so meinen sie einen Anschluß der Sowjetzone an die Bundesrepublik." Professor Ritter, über diese Reaktion äußerst bestürzt, nannte das Ganze einen Beweis für das Mißtrauen, das bereits zwischen uns am Werke sei. Damit war ausgesprochen, was jeder deutlich gespürt, aber niemand zu sagen gewagt hatte: die Einheit des Denkens und Fühlens innerhalb unseres Volkes ist in Gefahr. Professor Ritter selbst hatte es in seinem Vortrag theoretisch unverbindlich angedeutet, als er bei der Frage der historischen Kontinuität ein Volk als das Produkt der gemeinsamen historischen Erlebnisse seiner Glieder definierte. Seit 1945 aber erlebten die Deutschen in Ost und West ihre verschiedene Geschichte.

Die evangelische Studentengemeinde hat eine Tradition im Anfassen von "heißen Eisen". Unbefangenheit und Unabhängigkeit geben ihr dabei einen bedeutenden Vorsprung, den sie indessen nicht nützt, noch nie genützt hat. Wenn heute 1200 Studenten zusammenkommen, um ein heikles Thema, an das sich sonst niemand gern heranwagt, zu besprechen, so ist man auf das Ergebnis gespannt. Man kann nicht auf der einen Seite sagen, man wolle mit diesem Studententag keine Politik machen, sich auf der anderen aber ein Thema stellen, das heute hochgradig politisch ist und von dem man voraussehen mußte, daß es gar nicht anders sein kann.

Für eine Studentengemeinde hat die Frage nach dem "Reich der Deutschen" allein keinen Sinn. Sie löst sich zu einem großen Teil in der umfassenderen nach dem "Reich Gottes" auf. Daß in Heidelberg die Wogen der "weltlichen" politischen Begeisterung (ob sie nun leidenschaftlich für oder wider eine Belebung des deutschen Nationalbewußtseins war, ist gar nicht so wichtig) derart hoch gingen, zeigt, wie heiß das Eisen war. Man hat sich damit begnügt, es anzufassen. Geschmiedet wurde nicht. Man kann der Tagungsleitung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie eine irgendwie geartete Äußerung des Willens der versammelten Studenten durch das Verweigern von Hilfestellung unmöglich machte. Auch dann noch, als das Bedürfnis danach immer deutlicher wurde. Der begreifliche Wunsch, das ausgeleierte Mittel eine Resolution zu vermeiden, hätte nicht dazu führen dürfen, das Licht nun ganz unter den Scheffel zu stellen. 1200 Mitglieder einer Studentengemeinde können natürlich nicht "die deutsche Studentenschaft" repräsentieren. Aber doch - wie sich gezeigt hat - jenen Teil, von dem man sonst wenig erfährt, weil er aus Individualisten besteht und deshalb nicht geschlossen öffentlich auftritt: den antikorporativen, antirestaurativen, um es mit Schlagworten zu umreißen.

Der Dritte Evangelische Studententag hätte im gegenwärtigen Augenblick und mit diesem Thema ein Politikum werden können. Man hat darauf verzichtet, während man die Notwendigkeit politischer Betätigung für den Christen individualistisch und eschatologisch begründete und während Professor Ritter unter Beifall erklärte: "Wenn die Christen sich von der Politik zurückziehen, wird sie von den Dämonen selbst gemacht".

Christian Schütze

U n s e r S t a a t

Gibt es einen Consensus über die Begriffe Vaterland, Volk, Nation? "Wenn mich jemand fragen sollte, was mir Deutschland, ganz zu schweigen davon, was mir die Bundesrepublik oder gar die Deutsche Demokratische Republik wert seien, dann kann ich nur antworten: höchst wenig." Die Stimme eines späten internationalen Sozialisten? Die entschiedenste Aussage nur der vorwaltenden Meinung von mehr als tausend Studenten aus Ost und West, die zum 3. Evangelischen Studententag in Heidelberg zusammengekommen waren.

Dies ist gewiß nicht die "Stimme der deutschen Jugend", so wenig wie man nationale Bekenntnisse oder gar kerndeutsche Auslassungen aus anderen Lagern - mit und ohne europäische Überhöhung - dazu machen darf. Die Frage nach dem nationalen Selbstverständnis in der deutschen Jugend ist weiterhin und weitgehend offen. Aber was in Heidelberg seinen Mund fand, waren nicht individualistische Einzelgänger, sondern junge Menschen, die sich der Gegebenheit menschlicher Gemeinschaft bewußt sind und den gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht ausweichen wollen. Das gibt ihrer Aussage über Volk, Nation, Vaterland erhöhtes Gewicht. Kriegsteilnehmer und Jüngere waren sich in ihr einig. Die radikalen Stimmen von Heidelberg waren nicht die einer "verlorenen" Generation. Sie sind Exponenten der jüngeren Generation von Schichten unseres Volkes, die sich selber einmal als "staatstragend" empfunden haben.

Über seine grundsätzliche Bedeutung hinaus wäre das Ereignis von Heidelberg nicht von so beklemmender Aktualität, fielen es nicht in eine Zeit, in der das Gefüge der Bundesrepublik entscheidenden Erschütterungen ausgesetzt ist. Das einschläfernde Sicherheitsgefühl der vergangenen Jahre ist im Begriff, weggeblasen zu werden. Es mag sich in eine bedrückende Selbstgerechtigkeit retten, wofür in der Wiedergutmachungsfrage die Behandlung Otto Küsters durch die Stuttgarter Regierung ein Beispiel gegeben hat. Die Hilflosigkeit der staatlichen Gewalt und der Öffentlichkeit vor den Affären Schmidt-Wittmack und John läßt jedoch keinen Zweifel darüber, daß dieses Gefühl in sein gleichmaßen bedrohliches Gegenteil umzuschlagen beginnt. Der entscheidende Grund ist der sich seit geraumer Zeit abzeichnende Zusammenbruch unserer bisherigen Außenpolitik. Die Ablehnung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft durch die französische Nationalversammlung hat den Rückschlag für die Politik der sogenannten "europäischen Integration" endgültig sichtbar gemacht. Nachdem die Unmöglichkeit einer Alternative zu dieser Politik jahrelang behauptet worden ist, muß nun nach ihrem Zusammenbruch vielen unsere außenpolitische Situation als ausweglos erscheinen. Der geplante Frostpreis - die Inkraftsetzung des Deutschlandvertrages - ist so mager, daß sich auch die Bonner Regierungsparteien gegen ihn wenden - spart doch dieser Vortrag neben vielem andern auch die Frage des eigenständigen Handelns in Hinsicht auf die Vereinigung Deutschlands aus dem deutschen Kompetenzbereich aus. Europa aber, das unseligerweise zuerst das militärische Europa sein sollte, ist ferner denn je.

Wenn es ein europäisches Bewußtsein der Deutschen gibt, wird es jetzt erst auf die Probe gestellt. Denn die Gefahr ist nicht für gering anzusehen, daß ein bestimmtes europäisches "Mitläufertum" nun - unter Berufung auf die nationalstaatliche Entscheidung des

französischen Parlaments - zu einem rigiden Nationalismus zurückfindet. Wie haben wir uns zu verhalten, um diese Gefahr zu bannen? Es kann nützlich sein, sich des Sprechers auf dem Heidelberger Studententag zu erinnern. Er fuhr nach dem eingangs zitierten Satz fort: "Und wenn mich einer von jenen fragen sollte, die immer noch und heute schon wieder in den irrationalen Gefilden gefährlicher, weil unkritisch hingegenommener Vergangenheitsverlängerung hausen ..., dann werde ich ihm sagen, daß mich sein Deutsches Reich und sein Vaterland einen Dreck interessiert, daß ich dafür keinen Finger krumm machen werde, ja daß ich dagegen sein werde, weil es mir um nichts anderes geht als um den Menschen, der gerade durch dieses 'Vaterland' borniert und dumm gemacht wurde und der bereits wieder ein Opfer von Dunkelmännern wird, die an der Universität anfangen, ihr Reich zu bauen."

Was bedeutet diese radikale Absage an den Nationalstaat alter Prägung in einem Augenblick, in dem sich die Nationalisten bereit machen, ihre Folgerungen aus dem Scheitern der bisherigen Außenpolitik zu ziehen? Man muß sie in Parallele setzen zu der merkwürdigen Erscheinung, daß gerade eine weitere dem demokratischen Staat positiv gegenüberstehende Öffentlichkeit dem Übertritt Johns nicht die einhellig negative Antwort gegeben hat, die man hätte erwarten können. Denn so unsinnig sich die Thesen Johns von der sowjetzonalen Bühne her ausnahmen, so blieb doch das bedenkliche Gefühl, daß hinter seiner zweifelhaften Kritik in Hinsicht auf die "unkritische Vergangenheitsverlängerung" ein wahres Moment vorhanden war. Unser Staat ist sicher nicht, wie John behauptet, ein Staat, der von Nazis regiert wird oder dessen sie sich leicht bemächtigen könnten. Aber er ist ein Staat, dessen Grundlagen aus einer sehr unzulänglichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hervorgegangen sind. Diesem Staat entzieht sich die Jugend, für die in Heidelberg gesprochen wurde.

Es wird viele der älteren Generation hart ankommen, ja es mag ihnen unbegreiflich erscheinen, daß ein großer und wertvoller Teil der deutschen Jugend so denkt. Sie müssen es ernst nehmen, müssen ihr eigenes Denken und Handeln dieser Kritik unterwerfen, soll diese Jugend nicht dem Staate fremd bleiben, soll er damit nicht Kräften anheimfallen, die nur das Gestrige wollen und nicht das Neue. Unser Staat bedarf dieser Jugend. Seine führenden Männer müssen den Schritt auf sie zu tun, damit der Weg dieser Jugend zu ihnen und zu ihrem und unserem Staat möglich wird.

Festival-Informationen
September 1954

III. Evangelischer Studententag zeigte erfreuliche Haltung

Eine erfreuliche Haltung nahmen die evangelischen Studenten aus beiden Teilen Deutschlands auf ihrem III. Evangelischen Studententag in Heidelberg ein. Dieses Treffen war schon deshalb positiv, weil hier ehrlich um eine bestimmte Haltung gerungen, weil die so oft gebrauchte scharfe Polemik durch das sachliche Gespräch ersetzt wurde. So kam man dort auch zu durchaus nennenswerten Ergebnissen. Zu dem in Deutschland an der Spitze stehenden Problem, der Wiedervereinigung, wurde gesagt, daß sie durch Verhandlungen beider deutschen Regierungen herbeigeführt werden müsse. Das gebiete die Vernunft. Aber auch die

Studenten selbst wollen etwas für die Verständigung zwischen Ost und West tun. So wurde die baldige Einleitung eines Studentenaustausches zwischen beiden Teilen Deutschlands befürwortet. Bemerkenswert ist die starke Beteiligung von Studenten aus der Deutschen Demokratischen Republik, die mit 350 beziffert wird. Nicht nur diese waren es, die sich erfreulicherweise gegen Versuche wehrten, das Problem der Wiedervereinigung Deutschlands hirtenan zu stellen.

Burschenschaftliche Blätter
Oktober 1954

"Heilig Vaterland?" - Heilig Vaterland!

Von Heinz Amberger (Germania-Jena/Mainz 1925, S.B. Germania-Mainz)

Die beiden Worte, mit einem Fragezeichen versehen, als Leitwort über eine Aussprache zu setzen, blieb dem Dritten Evangelischen Studententag (Ende Juli in Heidelberg) vorbehalten. Erschütternd, wenn ein 22-jähriger Student auf diese Fragestellung erwidert:

"Das Wort Vaterland bedeutet mir schon lange nicht mehr viel. Mit dem Begriff Nation fange ich schon gar nichts mehr an. Er ist für mich einfach leer und tot".

Der Bericht, den die Stuttgarter "Deutsche Zeitung" über die Tagung gibt, steht unter der Überschrift: Am Grab des "Heiligen Vaterlands". Die hier wiedergegebene Antwort war nicht etwa eine Ausnahme; die in ihr ausgedrückte Haltung wurde auf einer abschließenden Besprechung der Ausspracheleiter (von 40 Gruppen) bestätigt: "Nation" und "Vaterland" als mythische Begriffe, als Bekenntnisse, selbst als Bestandteile des politischen Denkens sind verbraucht. Schon nach den ersten Stunden der Diskussion auf dem Dritten Evangelischen Studententag wird deutlich, daß das Thema "Heilig Vaterland?" diese Studentengeneration (? B.Bl.) nicht mehr aufwühlt, in Meinungskämpfe verstrickt oder gar flammende Kernsprüche hervorruft. Doch nur wenige hat das überrascht. Die jungen Studentenfarrer der evangelischen Kirche haben diese Reaktion erwartet ... (Deutsche Zeitung).

Ob das nur daran lag, daß die Art der Fragestellung sich als Fangfrage ("Suggestivfrage") auswirkte? Stellt ein anderer Bericht wirklich zu Recht fest: Daß aber Studentenseelsorger, von denen doch vermutlich die geistigen Impulse zu dieser Tagung ausgingen, von vornherein eine politisch verbogene Fragestellung wählten, ist eine anrüchige Spekulation à la baisse ... (Deutsche Saar-Zeitung). Wir können es nicht recht glauben. Ein Teil der auf der Tagung gefallenen Äußerungen ist von einer schon nicht mehr "gesunden", sondern geradezu erschreckenden Nüchternheit; etwa wenn der Dortmunder Dozent Dr. Krämer unter allgemeinem Beifall erklärt, "Volk" sei keine Norm, kein Auftrag, kein Wesen, sondern schlicht das "Vorhandene", was "vor unseren Händen liegt", und ein Student dazu äußert: "Für mich bedeutet Vaterland einfach die Teilhabe am geistigen und materiellen Leben meines Volkes, meiner Nächsten". So war denn auch der einzige "Auftrag" des deutschen Volkes, den die Tagungsteilnehmer allgemein anerkannten, der zur "Wiedervereinigung" - in dem doch wohl reichlich verstümmelten Sinne einer Wiedervereinigung der beiden Rumpfstaaten Bundesrepublik und DDR; vom g a n z e n Deutsch-

land war keine Rede: ... Das Geröde (! B.Bl.) vom "Deutschtum im Osten", von "deutscher Kultur im slawischen Raum" scheint in dieser Generation (?B.Bl.) keinen Nährboden zu finden. Als ein Diskussionsleiter, nur um ein bißchen aufzureizen (! B.Bl.) von der Oder-Neiße-Linie und vom Saargebiet sprach, da begegnete er hilflosem Lächeln ... (Deutsche Zeitung). In einem "Wiedervereinigung ohne Pathos" überschriebenen Beitrag stellt die "Frankfurter Allgemeine Zeitung" dazu fest, daß die Tagungsteilnehmer auch den Auftrag zur Wiedervereinigung "nicht von der Idee und der Tradition her" begriffen haben, "sondern - selbst hier noch übertrieben empfindsam gegenüber jeder Form von nationalem Bewußtsein - allein aus der praktischen Vernunft". In der Tat - die deutsche Jugend wäre zu bedauern, wenn man die Ergebnisse dieser Tagung verallgemeinern müßte! Daß das in den meisten Berichten, in mehr oder minder umfassendem Ausmaß, geschieht, ist das eigentlich Erschütternde. In gewissem Sinne trifft das auch auf den genannten Bericht der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" zu, obwohl sie der Heidelberger Tagung die etwa zur gleichen Zeit in Münster durchgeführte Verbandstagung des C.V. (und bewußt nicht die eines waffenstudentischen Verbandes, also etwa den Regensburger Burschentag) gegenüberstellt, in deren Entschlüssen das Gewicht des Vaterlandsbegriffes nicht gemindert ist: ... Man wird ohne Zwang die eine Gruppe weitgehend als repräsentativ für die akademische Jugend ansehen können, die sich in Verbindungen zusammengeschlossen hat und - grob geschätzt - ein Drittel der Studentenschaft ausmacht. Die Anschauungen der Mitglieder der evangelischen Studentengemeinden werden als charakteristisch für die (? B. Bl.) nichtkorporierten studentischen Kreise auch dann genommen werden können, wenn deren Haltung nicht betont christlich ist ... Die Gegenüberstellung gerade dieser beiden Gruppen zeigt umso deutlicher, daß ihre gegensätzliche Haltung weltanschaulich-politisch bedingt ist, als beide christlich geprägt sind. Die strittige Mensurfrage bleibt also zum Beispiel außer Betracht ... (Frankfurter Allgemeine Zeitung).

Wenn am Schluß des Berichtes festgestellt wird, daß sich "in der akademischen Jugend eine geistige Auseinandersetzung abzeichnet, die nicht mehr aufzuhalten ist", so ist dem zuzustimmen. Wenn es aber dann im Hinblick auf von westdeutschen Politikern (genannt wird u.a. Dr. Ehlers) vertretene "stärker traditionsgebundene Vorstellungen von der Idee des Reiches" heißt, es scheine "der Gegensatz der Generationen, der auf der menschlichen Ebene immer besteht, nunmehr auch von der Sache her bestimmt zu werden", so enthält das unausgesprochen die Andeutung, daß die in Heidelberg zu Tage getretenen Anschauungen die der eigentlichen "jungen" Generation, die von der Mehrzahl der Korporationsverbände vertretenen zumindest stark durch das Gewicht der Altherrenschaft mitbestimmt seien. Und hier muß man doch wohl eher der Meinung der "Deutschen Saar-Zeitung" folgen, die in den Teilnehmern der Heidelberger Tagung eine "nicht unbedingt symptomatische Studentenschicht" sieht. In einem Punkt muß allerdings auch der "Deutschen Saar-Zeitung" scharf widersprochen werden - wenn sie nämlich der Jugend als solcher das Recht abspricht, über Fragen wie die in Heidelberg gestellten zu urteilen: ... Daß Zwanzigjährige, die sich einbilden, die Welträtsel gelöst zu haben, wenn sie gerade eben ihr Lehrbuch buchstabieren können, noch von den Schulbänken her den Ballast ihrer Umerziehung durch unsere besatzungsgesteuerte Nachkriegspädagogik mit sich tragen, ist ihnen kaum zu verdenken ... Wenn es nach Platon ginge, wäre in Heidelberg niemand auf die Idee verfallen, unfertige Lehrlinge der Wissenschaften über letzte Entscheidungen

der Politik zu befragen, da diese nach griechischer Faustregel nicht Sache von Halbwüchsigen, sondern reiferen Jahrzehnten vorbehalten ist ...

In Heidelberg ging es ja nicht um politische Entscheidungen, für die das Gesagte stimmen mag, und nicht um nüchterne, verstandesmäßige Erwägungen; es ging darum, ob in Zukunft überhaupt noch Ideale, ob überhaupt noch gefühlsmäßige (und gerade darum umso festere) Bindungen an die Gemeinschaft, in die ein Jeder hineingestellt ist, Geltung haben sollen. Gerade diese Bindungen, unbelastet von Verstandes- und Nützlichkeits erwägungen, als unverlierbaren Besitz in sich zu tragen und sich für sie zu begeistern, war aber von jeher ein Vorrecht der Jugend. Eine Jugend, die von diesem Vorrecht keinen Gebrauch mehr macht, ist unschöpferisch und tot, ist amorphe Masse - oder, was das Gleiche ist, eine Summe völlig beziehungsloser Individualisten ohne Bindung an irgendeine gewachsene Gemeinschaft. Für sie wird es, wenn sie ihre Haltung in strenger logischer Konsequenz bis zum Letzten durchführt, überhaupt keine wirklichen Werte mehr geben: kein Vaterland, kein Volk, keine Nation; aber auch keine Heimat und keine Familie mehr (oder diese letztere allenfalls noch als ganz materialistisch geschene Lebens- und Ernährungsgemeinschaft). Wer in der ehernen Gesetzmäßigkeit des Sternenhimmels, im Sprießen des Samenkorns kein göttliches Walten mehr erkennt, dem wird auch die Mutterschaft nicht mehr "heilig" sein, der wird auch in der Familie keinen "heiligen" Bezirk mehr sehen können - für ihn mag es auch kein "Heilig Vaterland" mehr geben als Ausdruck der größeren Familie, des Volkes, das als Nation zum Bewußtsein seiner selbst erwacht und danach drängt, im Reich seine äußere Erscheinungsform in der Staatenwelt wiederzufinden. Daß die Teilnehmer der Heidelberger Tagung ihre Haltung in dieser Konsequenz bis zum Letzten durchgedacht haben, ist kaum anzunehmen; wahrscheinlich hätten sie eine solche Haltung dann nicht eingenommen. Nationalgefühl ist keine "Ersatzreligion" - aber ebensowenig Religion ein "Vaterlandsersatz". Wenn die Bindungen der Blutsverwandtschaft, der Familie nicht mehr bedeuten, als alle anderen menschlichen Bindungen, die Bindungen an den Menschen gleichen Volkstums nicht mehr als die an jeden beliebigen "Nächsten" in Innerafrika oder Sibirien, der hat sich damit aus allen gottgewollten Bindungen gelöst; auch wenn er den Begriff "Vaterland" als die "Teilhabe am geistigen und materiellen Leben meines Volkes, meines Nächsten" gerade eben noch anerkennen und den Auftrag zur Wiedervereinigung Deutschlands "allein aus der praktischen Vernunft" begreifen will.

Als das französische Parlament den EVC-Vertrag von der Tagesordnung absetzte, las man in deutschen Blättern Schlagzeilen wie "Frankreich ist zum Verrat an Europa bereit" oder "Frankreich torpediert Einigung Europas"; man las von dem (selbstverständlich verwerflichen) "nationalen Egoismus" der Franzosen, denen "die Nation wichtiger als Europa" sei, oder - der schlimmste Vorwurf, der heute bei uns erhoben werden kann - vom französischen "Nationalismus". Der schillernde Begriff, den das Schlagwort "Nationalismus" umschreiben soll, wird bei uns in der Regel mit einer Haltung gleichgesetzt, die als Nationalbewußtsein in jedem anderen Land der Erde selbstverständlich ist - nur nicht bei uns in Deutschland! In welchem anderen Land der Erde wäre es denkbar, daß weite

Kreise schon fast bereit waren, die eigene Nation zugunsten eines noch gar nicht existierenden übernationalen Zusammenschlusses aufzugeben, Land und Leute diesem vielleicht einmal kommenden Zusammenschluß zu überschreiben, die eigenen Söhne zum Schutz dieses künftigen Gebildes statt zum Schutz der eigenen Heimat, der eigenen Familie, des eigenen Volkes die Waffen tragen zu lassen? Wo immer eine Nation bereit ist, sich einer größeren Einheit - wie einem "Ver-einten Europa" - anzuschließen, wird sie das nicht tun, um ihr Dasein als Nation aufzugeben, sondern gerade um dieses Dasein zu sichern. In diesem Sinne können und müssen vor allem wir Deutschen zu einem geeinten Europa Ja und Amen sagen - wir müssen es deshalb, weil wir aus bitterer Erfahrung wissen, daß keine der europäischen Nationen, allein auf sich selbst gestellt, zur Selbstbehauptung gegen den Osten im Stande ist. Wenn die Franzosen der (zweifellos irrigen) Meinung sind, daß die Sicherung ihrer Nation auf andere Weise besser zu erreichen sei, so kann man ihnen vielleicht Kurzsichtigkeit vorwerfen; niemals aber "Nationalismus" oder "Verrat an Europa". Wollte Gott, wir Deutschen hätten in unserer Gesamtheit das gesunde, wenn auch in seinen Auswirkungen mitunter irregeleitete Nationalgefühl der Franzosen!

Ein solches gesundes Nationalgefühl in der akademischen Jugend zu pflegen und zu stärken, ist vielleicht die wichtigste Aufgabe der studentischen Korporationsverbände. Der neue 1. Vorsitzende des "Verbandes Deutscher Studentenschaften" (VDS), Edmund Sawall, schrieb kürzlich in der "Deutschen Studentenzeitung" (auf Seite 1 des August/September-Heftes) "mit großer Sorge" von den "nationalistischen Reden während des Deutschen Burschentages in Regensburg". Nun, wenn diese Reden "nationalistisch" waren, dann sind wir es freilich auch - aber nicht nur wir Burschenschaftler von heute, sondern auch die Gründer der Urburschenschaft (die ja auch von der anderen Seite mitunter anerkannt und uns, ihren entarteten Nachfahren, als Muster vorgehalten werden); und die "Demokraten von 1848", auf die man sich heute so gern beruft, sind dann vollends "Nationalisten" reinsten Wassers. Wer das nicht glauben will, der mache sich die Mühe, die Reden des Wartburgfestes von 1817 oder einige Parlamentsreden aus der Frankfurter Paulskirche von 1848 einmal nachzulesen; er wird in ihnen die gleiche Grundhaltung finden, wie in den von der "Deutschen Studentenzeitung" als "nationalistisch" angeprangerten Reden auf dem Regensburger Burschentag: die eines gesunden deutschen Nationalgefühls. Und wir sind der festen Überzeugung, daß eine akademische Jugend, die mit dieser Grundhaltung ins bürgerliche Leben hinübertritt, ihrer Verpflichtung gegenüber Volk und Staat weit besser gerecht werden kann, als wenn der Begriff der Nation ihr "leer und tot" ist. In Heidelberg hat (nach dem Bericht der "Deutschen Zeitung") keiner der über tausend Studenten "auch nur den stammelnden Versuch" gemacht, "das Fragezeichen hinter dem "Heilig Vaterland?" mit einem Ausrufezeichen zu ersetzen". Für uns hat es ein solches Fragezeichen zu keiner Zeit gegeben.

Institut

Deutsche Kommentare - Wochenzeitung für das Ganze Deutschland
21. August 1954

"Vaterland ist nicht genug"

Eine Stimme aus der älteren Generation

Ja, mit tiefem Erschrecken, mit zuerst fast ratloser Verwunderung liest man als Mensch der älteren Generation, der ganz in der deutschen Geschichte wurzelt, die Bekenntnisse der evangelischen studentischen Jugend auf dem Studententag in Heidelberg! (DK Nr. 33, S. 3) - Ich hatte schon in der Frankf. Allg. Ztg. (9.8.) davon gelesen ("Wiedervereinigung ohne Pathos"), und las nun in den DK: "Vaterland ist nicht genug".

Ich glaubte, durch meinen Sohn einige Fühlung mit dem Geist der evangelischen Studentengemeinde zu haben, glaubte zu wissen, daß hier beste deutsche Jugend mit Ernst, Klarheit und Wahrhaftigkeit sich den Weg sucht durch eine dunkle, schwere Gegenwart in eine fragwürdige, aber kraftvoll und gläubig bejahte Zukunftsaufgabe.

Keine Aufgabe dieses unseres Lebens ist ja doch zu meistern ohne Glaubenskraft, "auch wenn die Völker sterben". (Man lese nach, was Gottfried Keller hierzu zu sagen wußte im "Fähnlein der sieben Aufrechten" und was Walther Flex den "Wanderer zwischen beiden Welten" wiederholen läßt!) Und: uns Menschen der alten Generation ist Arbeit an und für Deutschland, für deutsche Menschen jetzt und in alle Zukunft nur denkbar und tragbar in der unumstößlichen Gewisheit: Es lohnt sich - dennoch! - für dieses Deutschland, das so tief gefallen und gedemütigte, zu wirken, zu hoffen, oben um seiner Vergangenheit willen, deren wir uns noch heute erfreuen und erbarmen. (Wie einst E.M. Arndt Preußen, als es am Boden lag, mit der ganzen Liebe seines starken und gläubigen Herzens umfaßte, er, der Deutsche aus dem schwedischen Rügen!) - Wir saugen unsere Kraft, dessen sind wir uns voll bewußt, immerfort aus Deutschlands Vergangenheit, aus Stolz und Leid um allen Glanz und alles Elend seiner Geschichte und aus der Liebe zur überkommenen Erde, zur Heimat, zum "Vaterland". Wir können gar nicht andere, wir wissen dort die Wurzeln unserer Kraft. - Ich bekenne es offen: in aller Erschütterung in den Tagen des Zusammenbruches, als die Erkenntnis der Greuel des Hitler-Systems in uns einbrach, habe ich nicht einen Augenblick den Glauben an mein Volk, an seine Aufgabe, an seinen "Wert", an seinen Wiederaufstieg verloren - schlechthin, phrasenlos, weil ich um seine Vergangenheit weiß, um seine Kraft, seine Gaben und Leistungen. Was ist Menschendasein und Menschenwert denn ohne das Wissen um solche Aufgabe, um Werthaftigkeit also unseres Wesens - bei aller Unzulänglichkeit, allem Versagen? - Ich weiß sehr wohl, welche tiefe Problematik hier liegt, weiß, wie tief die ernstesten unserer Geschichtsforscher und Theologen um dieses Problem ringen (z. B. Prof. Wittram 1947 in Hermannsburg). Aber ich kann mir ein freudiges und tapferes Leben (und Sterben) nicht denken ohne dies gläubige und unzerstörbare Wissen um eine Aufgabe, die von und zu Gott ist. Was bleibt übrig von all den Großen unserer und fremder Geschichte, wenn wir ihren Glauben an Aufgabe und Sendung streichen? Dumpfheit, Skepsis, ziellose Befriedigung dunkler Antriebe, Geschichte

als Sinngebung des Sinnlosen?

Ich muß es aussprechen: 1. Die evangelischen Studenten sagen: "Wir denken und erstreben nur eins: Wiedervereinigung ohne Pathos." - Tut sich hier nicht eine schlimme Unlogik auf, die letzten Endes aus ganz unmutigen Resentiments quillt? Warum begehrt man denn diese Wiedervereinigung so heiß und dennoch "ohne Pathos", rein aus menschlich-brüderlicher, christlicher Liebe, wenn nicht eben doch um des Deutscheins gepeinigter Mitmenschen willen? Erbarmt man sich mit gleicher Menschenliebe all der anderen Satelliten? - Bleiben wir doch ehrlich Deutsche aus warmem Herzen, Europäer - mit kühlem Kopf, Menschen im Gebot der Stunde! - Und im übrigen: Als ich Student in Göttingen war - es mag wohl um 1910 gewesen sein - hielt mir, als ich im Konflikt der Freideutschen Jugend und der Korporationen (wer Augen hat, der sieht Zusammenhänge von einst und jetzt!) in freiester Beobachtung Stellung nahm, Prof. Rosenthal klug-bedächtig entgegen: "Das Vaterländische versteht sich immer von selbst!" - In Heidelberg 1954 verstand es sich offenbar nicht von selbst.

2. Ich glaube den Studenten nicht unrecht zu tun, wenn ich sage: Mir scheint, daß ihre Diktion das Ergebnis eines psychopathischen, verkrampten Zustandes ist: Ein Tiefenttäuschter, um Ideale Betrogener, schmerzlich ein "Metazentrum", ein Gleichgewichtsorgan Entbehrender übersteigert Gedanke und Ausdruck, sobald er die Gründe seines Zustandes aufzudecken sucht; er klagt andere, Zustände und Menschen, an, da er sich selbst und anderen viel schuldig bleibt. Das erlebte ich, buchstäblich bis zur Unerträglichkeit, bei einem älteren klugen Studenten in einem kleinen Kreise, der sich 1945/46 zu politischem Gespräch zusammenfand. Im Zorn ob der Unzulänglichkeit seines Volkes - bzw. der Entartung des Hitler-Regimes - steigerte er sich in eine solche Negation hinein, daß es jedes Maß verlor, ja, in einen Rausch der Verneinung verfiel. Seine "freischwebende Intelligenz", gehoben durch Selbstgefühl und Beifall, bar jeder "irrationalen" Bindung und Verantwortung, hatte völlig den Boden, die Volks-Erde, das schicksalhafte Gemeinschaftsbewußtsein verloren. - Genau das gleiche, fast nihilistisch anmutende Getön - Verzeihung dem unzulänglichen Wort! Ich spüre ja die Not des Herzens! - klingt mir aus dem erschreckenden Wort des Studenten entgegen: "Was ist mir Deutschland? - Höchst wenig!" - Herr Professor Ritter mußte tief erschüttert sein. Solch Wort bejahen, ja verstehen, hieße ja für ihn, seinen Beruf, seine Aufgabe und Leistung verneinen! - Ich vertraue dennoch, daß es aus diesem psychopathischen Zustand für große Teile der studentischen Jugend eine Befreiung und Erlösung gibt: Wer um die Wiedervereinigung Leid, also "Pathos" empfindet, sollte an Deutschland ohne "Pathos" denken können? E. M. Arndt (s. seinen "Geist der Zeit") würde heute sagen, vielleicht mit Worten des Zornes, vielleicht mit den Worten des weisen Humors seines Alters: "Das kennen wir alles schon. Meine lieben törichteren Deutschen haben das schon immer so gemacht! Keine Sorge: der Wein muß gären! Revolution - Reaktion! Das geht auf und nieder!"

3. Jene "freischwebende Intelligenz" ist eine gefährliche Gabe (oder Unart) unserer Zeit. Sie ist gefährlich, da oft ohne Bindung, ohne Verantwortung, ohne Hemmung. Sie ist weit verbreitet heute in Deutschland, in der Welt, in der Jugend besonders. Sie ist doppelt gefährlich, daß sie kein Maß kennt, ihr Maß nur in der vermeintlichen Folgerichtigkeit einer "illusionslosen" Logik hat. Eines der schlimmsten

Übel unserer Zeit aber ist die Maßlosigkeit und Unbescheidenheit im Urteilen über Menschen und Zustände. - Wohl darum dem Menschen, der noch die "tragende Mitte", jenes Metazentrum hat, das sein Lebensschiff stets im Gleichgewicht hält, auch im ärgsten Sturm. - Ich zweifle nicht: die deutsche Jugend findet es wieder, das Metazentrum.

Sollte man aber überhaupt belehren wollen, wenn weltanschauliche und Glaubensgegensätze einander gegenüberstehen? Man lernt ja, je älter man wird, immer mehr erkennen, daß der eine kraft seiner Anlage so, der andere so organisiert ist und dementsprechend Stellung bezieht. Mancher wird nie aus einem Saulus zu einem Paulus, die Vielen werden es nur durch die Geisteswunder der Geschichte, die ein großes Umlernen mit sich bringen. Dann wird, so scheint es den Menschen, "Gottes Wille" offenbar, daß die Völker "Schöpfungsordnungen" sein sollen, auch das deutsche! Aber - abgesehen davon, daß den Machthabern in Moskau jene Skepsis deutscher Studenten höchst sympathisch sein wird, woher nimmt ein deutscher evangelischer Christ denn überhaupt seine Erkenntnis von Gottes Willen? Wenn der evangelische Student Professor Ritters Geschichtsgläubigkeit anfiicht, woher die Berechtigung zu seiner "Gläubigkeit"? Bleibt denn überhaupt noch eine für ihn übrig, wohin geht dieser Weg der Jugend, wenn nicht ein groß Erbarmen über sie kommt?

Albrecht Dühr, Studienrat i.R., Celle

28. August 1954

Ich glaube, man kann die Äußerungen der evangelischen Studenten nur verstehen, (was nicht identisch ist mit gutheißen) wenn man sich den Unterschied zwischen dem Ausgang des ersten und dem des zweiten Weltkrieges vorgegenwärtigt: Im ersterten Falle handelte es sich um eine mehr oder weniger militärische Niederlage, während doch 1945 - vor allem für die jüngere, mit weniger Weitblick ausgestattete Generation - neben dem totalen militärischen ein ebenso totaler ideologischer Zusammenbruch stattfand, dem ein erschreckendes Vakuum folgte, eine Zeit, die erfüllt war vom Mißtrauen und Haß aller gegen alle, von Rechtlosigkeit und Demütigung. Kann es da überraschen, daß großen und allzu oft mißbrauchten Worten gegenüber, wie dem vom "Vaterland", eine gewisse Aversion besteht, die sich allerdings nicht gegen den ethischen und geschichtlichen Gehalt dieses Wortes richten dürfte?

Hinzu kommt noch ein anderes: Es hat sich wohl die Erkenntnis durchgesetzt, daß im Zeitalter der allzu fein ersonnenen Massenvernichtungsmethoden technischer wie psychologischer Art das Wort "Vaterland" nur noch ohne den ihm fälschlich beigelegten Sinn der Trennung von anderen Völkern im Geiste der Überheblichkeit oder des Hasses benutzt werden sollte. Wer einmal im fremden Land einen Soldatenfriedhof betrat, auf dem - wie z. B. in Lommel/Belgien - auf einer fast unüberschbaren Fläche von 72 Morgen fast 40 000 Deutsche, davon etwa 6 000 Unbekannte, ruhen, der wird diesen Wunsch veretecken. Um so mehr, wenn er das Mitempfinden der einstigen "Feinde" verspürte, wenn er eingedenk ist der Tatsache, daß selbst in vielen besetzten Ländern während des Krieges ein gutes menschliches Einvernehmen mit der Bevölkerung nicht selten war, sofern nur deren Andersartigkeit respektiert wurde. Allerdings muß man auf sein Vaterland stolz sein können, und ein oft unausgesprochenes Gefühl der Beschämung mag wohl eine der Ursachen gewesen sein für eine Regierung, die zweifellos zu weit geht. Dieses

Gefühl der Beschämung findet leider auch heute noch Nahrung. So läßt sich z. B. niemand gern von einem ausländischen Freund sagen, sein Land werde vertreten von Leuten, die während des Krieges gegen ihre eigene Heimat vom feindlichen Ausland aus gearbeitet haben. Es wird dabei wohl nicht mit Unrecht ein Unterschied gemacht zwischen einem Grafen Stauffenberg und einem Herrn John oder Ähnlichen. Wo aber einer der Werte des "Vaterlandes" liegt, dürften mit am besten die Iren bewiesen haben. Ein Freund von der "grünen Insel" erinnerte mich bei seinem kürzlichen Besuch daran, daß sein Land immerhin fast 800 Jahre besetzt und unterdrückt war, während deren lange Zeit die Schulen geschlossen blieben, der Gebrauch der gaelischen Sprache untersagt war und der Gedanke an das Vaterland, wo er sich äußerte, mit Hinrichtungen, Enteignungen und der Zerstörung ganzer Städte (z. B. von Cork) unterdrückt wurde. Nach fast 800 Jahren wurden 16 von 22 Grafschaften Irlands frei (1922), weil das ganze Vaterland das höchste war. Auf die Wiedervereinigung mit den restlichen sechs Grafschaften Nordirlands aber wird mit allen Mitteln hingearbeitet.

Ich meine, auch wir dürften uns wieder zurückfinden zum Gedanken an das Vaterland, nur sollten wir uns wehren gegen den Mißbrauch dieses Wortes, sei es im kleinwestdeutschen oder im militaristischen Sinn. Es steht zu hoffen, daß der Begriff "Vaterland" eines Tages wieder in seiner Ganzheit und Reinheit in unser Bewußtsein eingeht, aufgefaßt als eine uns gemeinsame Andersartigkeit anderen Völkern gegenüber, mit denen uns kontinentale oder globale und vor allem allgemein-menschliche Gemeinsamkeiten verbinden.

Wolfgang Martin, Langstadt

Ihr Artikel vom 14. August, in dem Wolfgang Weise vom Evangelischen Studententag in Heidelberg berichtet, hat deutlich gemacht, wie weite Kreise der Studentenschaft sich heute von Begriffen losgesagt haben, die vielen Generationen vor ihnen unbetrittene Worte bedeuteten.

Wenn der Mißbrauch patriotischer Schlagwörter in der Vergangenheit heute zu einer übertrieben scheinenden Negation unter der jungen Generation geführt hat, so ist das, wie Sie sehr gut herausgestellt haben, kein Anlaß zur Verzagtheit.

Es sollte aber zu danken geben - und da vor allem unseren Politikern, die sich heute so häufig über die ablehnende Haltung junger Menschen politischen Dingen gegenüber beklagen. Ist es nicht vielleicht so, daß sich das nationale Pathos und die nationale Phrase allzu vieler Politiker als großes Hindernis zwischen die Jugend und die Politik stellen?

Marie-Luise Müller, München

Zur Diskussion um "Vaterland" im Hinblick auf die Anschauungen der Studentenschaft des 3. Ev. Studententages 1954 und im Rückblick auf die Ansprache an die Studierenden, die Bundespräsident Heuß anlässlich seines ersten Staatsbesuches im November 1949 in Berlin gehalten hat, ergibt sich, daß diese Jugend von damals wie heute die von Heuß geforderte neue Haltung unseres nationalen Lebens nicht gefunden hat.

Ich selbst, heute nahezu ein Siebziger, harmonierte bis zum zweiten Zusammenbruch der deutschen Nation mit der bisherigen Tradition in nationalen Dingen. - Ich gestehe, das Gefühl dafür und für die Begriffe

Soldatentum, Waffenruhm und Heldentum ist mir aus dem Herzen gerissen worden; ihr Inhalt kann mich daher nicht mehr begeistern. Ich bin aber wieder glücklich und bekenne mich zu dem und halte daran fest, was der Bundespräsident damals zur Erneuerung unseres nationalen Lebens forderte. Heuß sagte damals nach den "Bremer Nachrichten" vom 2. 11. 1949: Die Zeit des Waffenruhms und Heldentums sei jetzt vorbei. Man müsse neue Maßstäbe zur Wertung der geschichtlichen Vorgänge finden, und ein neues Nationalgefühl müßte auf dem Boden der bedingungslosen Wahrhaftigkeit erstehen. Tapferkeit werde auch heute von der Jugend verlangt, jedoch jene Tapferkeit, welche die Wirklichkeit anerkenne und nicht vor ihr erliege. - Dazu hat Dr. C. H. Mueller-Graaf in seinem Standardwerk "Irrweg und Umkehr" neue nationale Wege gewiesen, denen die suchende deutsche Jugend hätte folgen müssen, um die Ufer eines neuen Patriotismus zu erfassen, den Heuß gewiesen hat, denn ohne Vaterlandsgefühl kann kein Volk bestehen. Das Recht des deutschen Volkes auf Land und Leben ankert tief im Herzen Europas. Wir sind zu neuem Leben auserkoren worden und schaffen wieder frei mit Geist und Hand. Wo auch immer, müssen wir in Wahrheit werken und wirken und für sie zeugen, ebenso für den Frieden, doch gegen jeden Krieg und Brand. Zuletzt gilt für Deutschland das Schlußwort von "Irrweg und Umkehr":

"Europa wird christlich sein, oder es wird nicht sein." Mit den alten patriotischen Begriffen geht es nicht mehr; hier stimme ich mit der heutigen Jugend überein. Aber ohne jedes Vaterlandsgefühl und ohne Vaterlandsliebe geht es auch nicht. Was hierzu im neuen Geiste für das deutsche Volk notwendig ist, wurde von maßgeblicher Seite gesagt. - Möge es neu erkannt und wirksam werden.

Karl Otto Schlotzhauer, Bad Lippspringe

4. September 1954

Ich habe an dem Dritten Evangelischen Studententag teilgenommen, und nun fand ich die Stimme aus der älteren Generation in Ihrer Zeitung und möchte dazu doch einiges sagen.

Zunächst muß ich wohl noch erwähnen, daß ich nicht mehr unbedingt zur deutschen Jugend gehöre. Ich bin Jahrgang 1920 und verdanke die Tatsache, daß ich trotz meiner 34 Jahre mich noch an der Universität herumtreibe dem Umstand, daß ich rund ein Jahrzehnt im Dienst für Führer, Volk und Vaterland und schließlich für die Wiedergutmachung beschäftigt war.

Herr Dühr hatte sich nicht geirrt, wenn er meinte, daß sich die Glieder der evangelischen Studentengemeinden ("beste deutsche Jugend" möchte ich lieber nicht sagen) ihren Weg suchen. Mit Ernst - meine ich auch; mit Wahrhaftigkeit - hoffe ich; mit Klarheit sicherlich nicht, denn nach dieser suchen sie und um diese müssen sie immer wieder ringen. Aber dieser Weg ist nichts anderes als das Ringen um das Erkennen und das Bewältigen der von Gott in diesem Leben gestellten Aufgaben hic et nunc und nicht der Weg in eine "gläubig bejahte Zukunftsaufgabe". Was heißt hier gläubig? Gläubig woran? An das Vaterland, an Deutschland? An welches Deutschland? An das von der Maas bis an die Memel, an das von 1938,

an das von Bonn oder an das von Pankow? Es gibt für uns Christen nur einen Glauben, der eine Realität hinter sich hat und das ist der Glaube an Gott, den Vater, an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn und an den Heiligen Geist und wir schöpfen unsere Kraft aus diesem Glauben und nicht aus Deutschlands Vergangenheit. Was sollen wir daneben noch mit "Gläubigkeiten" anfangen, die im besten Fall Surrogate sind, die aber die gefährliche Eigenschaft haben, daß sie sich von Scharfmachern dazu verwenden lassen, ganze Völker zu irrsinnigen und verbrecherischen Taten treiben? Worüber soll man mehr erschrecken: Darüber, daß die jüngere Generation frühere Selbstverständlichkeiten kritisch auf ihren Wert untersucht oder darüber, daß es immer noch Menschen der älteren Generation gibt, die aus den vergangenen 20 Jahren nichts gelernt haben? Denn das Wort der Älteren hat sein Gewicht. Meine Generation wurde nicht zuletzt durch die Phrasen und die Aufgabe der Soldaten des 1. Weltkrieges, die zum Teil unsere Lehrer waren, fit gemacht zu begeisterten und bewährungshungrigen Kämpfern für Hitler.

Herr Dühr meint, er tue uns nicht unrecht, wenn er uns für Psychopathen mit einer "freischwebenden Intelligenz" ohne Metazentrum hält; er tut uns wirklich nicht unrecht, er hat nur vieles einfach nicht kapiert.

Wenn ich noch auf den Punkt eingehe, den Herr Dühr als schlimme Unlogik empfindet, daß wir nämlich einerseits Begriffe wie Reich und Vaterland zur Seite schoben, weil sie uns zu stark mit Ideen und Empfindungen behaftet zu sein scheinen und zu wenig Realität in sich bergen, um heute als - ja, ich will ruhig mal sagen als Handwerkzeug brauchbar zu sein (davon, daß sie zum Gesinnungsterror verführen, will ich hier absehen) und daß wir andererseits kein größeres Anliegen hatten als die Wiedervereinigung, kann ich das nicht ohne einige Vorbemerkungen tun.

Wir fanden keine Patentlösung, wir nahmen von der Tagung kein fix und fertiges Programm mit, wir merkten aber, wie wichtig es war, über diese ganzen Dinge ins Gespräch gekommen zu sein und wie sehr es notwendig ist, darüber im Gespräch zu bleiben und weiter über diese Fragen nachzudenken. Ich persönlich werde an dieser Tagung noch lange zu kauen haben. Und wir alle verstanden wohl unter Wiedervereinigung kein Programm, das wir nun durchzusetzen haben, sondern eine Aufgabe, um die wir ringen müssen, hüben wie drüben, die uns etwas abverlangen wird, hüben wie drüben. Es kann gar keine Rede davon sein, daß wir uns der Deutschen drüben erbarmen wollen. Wir wollen mit ihnen zusammenkommen und sie wollen mit uns zusammenkommen und wenn wir wieder in einem Staat zusammenleben wollen, müssen wir uns einigen, wie wir das tun wollen. Und da wird es gut sein, wenn wir in der Bundesrepublik uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß nicht alles, was wir hier an Errungenschaften aufzuweisen haben, für die Menschen in der DDR Errungenschaften sein werden. Das mag manchen absurd klingen, aber ich meine doch, daß wir uns etwas von der Überheblichkeit frei machen sollten, die in Redewendungen wie "Befreiung" oder "sich erbarmen" liegt.

Selbstverständlich gehen uns auch die Polen und die Tschechen und die anderen Völker des Ostblocks an und wir müssen wach sein dafür, daß der Tag kommen kann, an dem wir uns mit ihnen zusammenfinden müssen um der Dinge willen, die uns trennen. Aber die Deutschen in der DDR stehen uns näher (an der Realität des deutschen Volkes hat in Heidel-

berg niemand gezweifelt) und eine Einigung in Europa ist ohne eine Einigung der beiden bestehenden deutschen Staaten schlecht denkbar. Deswegen hat die Wiedervereinigung den Vorrang vor allen anderen politischen Aufgaben. Daß wir uns aber dagegen wehren, daß aus der Aufgabe, die wir sehen, eine "Idee" gemacht wird, die geschickte Leute als Aushängeschild an ihren Karren hängen können, den wir dann wer weiß wohin ziehen sollen, wen nimmt das wunder? Höchstens Leute, die wenigstens ein edles Gefühl im Bauch haben wollen, wenn sie schon Mist machen müssen. (So wie ich mich im Sommer 1941, als ich mit einem unguuten Gefühl gegen Leningrad marschierte, damit beruhigte, ein Kämpfer gegen den Bolschewismus zu sein.)

Schließlich noch eine Bemerkung zu einem Punkt, von dem Herr Dühr zwar abgesehen hat, aber von dem er, da er ihn erwähnt, offenbar doch nicht absieht. Ich pflege meine Meinung nicht nach Moskau auszurichten, wenn also den Machthabern in Moskau etwas höchst sympathisch sein wird, braucht es für mich nicht automatisch falsch zu sein.

Rolf Weiß, stud. chem. Heidelberg

Die in Heidelberg versammelten Studenten vertreten wohl nicht die Meinung der ganzen deutschen Jugend! Heißt "Vaterland" nicht: Deutschland, deutsche Geschichte und Kultur, unsere Familien und unser Heim?! Begriffe, die das Leben des einzelnen formen helfen und deren Berücksichtigung für das Verstehen untereinander unerläßlich ist?! Es ist nicht einzusehen, warum dieses "Vaterland" ein Stein im Wege auf der Suche nach dem Menschen sein soll; einige unserer Größten, die durch ihren Charakter und ihre christliche Lebensführung leuchtendes Vorbild waren, wurden durch ihr Vaterland emporgetragen und hingen mit ganzem Herzen daran. -

Wie können dieselben Studenten, denen das Vaterland nichts bedeutet, so brennend an der Wiedervereinigung interessiert sein? Dann "der Mensch", der sie allein beschäftigt, sitzt ja auch als neuangesiedelter Pole in den deutschen Ostgebieten und wird unglücklich darüber sein, Haus und Hof wieder zu verlieren! Vielleicht meinen die Studenten in Heidelberg doch nur mit ihrer Ablehnung das leere Schlagwort, nicht den Begriff "Vaterland", der sich bestimmt nicht von einem Regime reservieren läßt, um schließlich mit diesem für immer abzutreten.

Hans-H. Germelman, Madrid

11. September 1954

Unter den Beobachtern des 3. Deutschen Evangelischen Studententages in Heidelberg ist wohl kaum ein Problem mehr erörtert worden als das des Generationsunterschiedes. Gewiß kann diese Frage an vielen Gegenständen angesetzt werden, die mehr oder weniger schlagartig, erfreulich oder erschreckend die Existenz der Jungen, ihr Denken und Fühlen, ihr Agieren und Reagieren deutlich machen. Doch wird gerade in der Frage geschichtlicher oder politischer Wertung echter Generationsunterschied deutlich, und er zeigt sich dann als eingreifender Wandel im Lebensbezug, ja als schmerzvoll ausgetragener Unterschied der Jahrhunderte oder bestimmter geschichtlicher Epochen.

Seitens der Älteren sollte man begreifen, daß für die Jungen, zumal für die Selbständigen, Begabten, Eigenwilligen und Starken das Verhältnis zum 19. Jahrhundert nicht das einer die Kontinuität währenden Anknüpfung, sondern schwächer oder stärker vollzogene Ablösung ist, daß das 19. Jahrhundert in seiner besonderen Ausprägung tot ist, daß es dorthin keinen Weg zurück gibt, ja daß der Graben dorthin so tief geworden ist, um den Sprung in seine Geschichte noch glücken zu lassen. Vielleicht ist das schmerzlich zu vernehmen, aber man sollte sich doch heute wieder einmal ernsthaft die Frage vorlegen, mit welcher Hypothek gerade dieses in unsere Gegenwart noch stark hineinwirkende Jahrhundert das Leben der Jungen belastet hat und noch weiterhin beschwert! Es ist für uns in völkischer Hinsicht das Jahrhundert "deutschen Erwachens", das in der Reaktion gegen die neuen, keinesfalls zu glorifizierenden Kräfte der Französischen Revolution mit Fichte anhub, von Hegel geprägt, von Jahn und Arndt ungeschwächt wurde und trotz seiner verehrungswürdigen Liberalität im nationalen Exzeß des sogenannten Großdeutschen Reiches endete und damit zugleich das daraus folgende 20. Jahrhundert in einer erschreckenden Vision erleben ließ. Der geradezu blasphemische Hochmut in der Wertung Deutschlands und des Deutschen, an dessen Wesen die Welt genesen sollte (man verzeihe, daß das Wort auch hier herhalten muß), dessen Vergötzung in der völkischen Schicksalsgemeinschaft zum Urvolk und zum erwählten Volk religiös verkündeten geschichtlichen Endes, hat angesichts seiner Früchte ein Trauma hinterlassen und ein Erschrecken bewirkt, das nicht ohne tief schneidende Reaktion verarbeitet werden konnte. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß das Wort "Vaterland", dessen Inhalt damals geprägt - und wie nun von allen Vortragenden des Heidelberger Studententages auffallend unisono erklärt werden mußte: verhängnisvoll bis ins Arrogante geprägt - wurde, von niemandem mehr in den Mund genommen wird, der seine Problematik kennt und sich berechtigterweise scheut, es wieder zum billigen Schlagwort des in seinem Läuterungsprozeß noch nicht ausgegorenen deutschen Nationalbewußtseins zu erniedrigen.

Um so mehr ist von allen Seiten der Mut der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland komplimentiert worden, in der gegenwärtigen Situation des Vergessens geschichtlichen Erbes einerseits und der vorschnellen Anknüpfung an 1918, 1933 und 1945 untergegangene Traditionen im Sinne einer unkritischen Reaktivierung andererseits, das Wort "Vaterland" wieder zu nennen und über seine Bedeutung für die christliche akademische Jugend des Jahres 1954 nachzudenken. Deshalb muß hier gegen Herrn Studienrat Dühr (DK 34, S. 8) unmißverständlich erklärt werden, daß sich in Heidelberg - gerade weil es so kritisch geprüft wurde - "das Vaterländische" von selbst verstand! Immerhin fand "das Vaterländische" das Interesse von nahezu 350 Studenten aus dem Vaterland mit verheerendem Erfolg entfremdeten Mitteldeutschland und die Aufmerksamkeit von 800 Studenten aus der Bundesrepublik. Aber eines verstand sich von Anfang an nicht von selbst - und hier wird der Generationsunterschied innerhalb eines Teiles der deutschen Akademikerschaft besonders deutlich - nämlich über das Vaterland gleichsam "deutschnational" und ergriffenen Blickes nachzudenken! Auch handelt es sich beim Studententag der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland nicht um einen Kongreß in politischer oder weltanschaulicher Bindung, auch nicht an die politisch vielleicht mögliche, doch von Evangelium her stark angefochtene Weltanschauung vom "christlichen Abendland", sondern um ein kirchliches Zusammensein, um eine Versammlung der Gemeinde, die unter dem mit Bedacht formulierten Hauptthema

"Das Reich Gottes und das Reich der Deutschen" stand. Jedem, der aufmerksam und offen diskutierte Vorträge ging eine Bibelarbeit anhand der neutestamentlichen Aussagen über das Reich oder die Herrschaft Gottes voraus. Es dachten also junge Christen deutscher Zunge, deutscher Herkunft und deutscher Erziehung über ihr Deutschtum, über ihr Volk, ihren gegenwärtigen politischen Status und die Geschichte ihres als Nation verkörpertem Landes nach, und sie taten das unter dem Maß, das sie als für jedes Volk von der lebendigen Herrschaft Gottes gesetzt glauben.

Nun muß allerdings bestätigt werden, daß bei einem solchen vom Evangelium her und nicht von der Nation ausgehenden Prozeß die zum Fragenkomplex "deutsches Vaterland" gegebenen Antworten anders ausgefallen sind, als man sie von Christen vor einhundert oder fünfzig Jahren zu hören gewöhnt war oder hier und da von den Nachfahren der an Thron und Altar (man beachte die Reihenfolge!) gebundenen Christen noch erwartet. Ja, sie mußten anders ausfallen, weil die in Blut und Leid vollzogene Wende ins neue Jahrhundert und in eine neue Generation zugleich auch eine unter strenger theologischer Reflexion hervorgebrachte Rückbesinnung auf die alles kreatürliche relativierende Botschaft von dem im gekreuzigten und auferstandenen Christus sich offenbarenden Gott bewirkt hatte. Es braucht hier nur auf den Durchbruch der dialektischen Theologie und auf die formende Kraft der Bekennenden Kirche während des Kirchenkampfes damals und im Osten heute hingewiesen zu werden. Und so wenig es ein Zurück in die Welt des national gebundenen Protestantismus gibt, so sehr ist von der Geschichte selbst der Weg zu einer Konzeption verbaut, in der man sich zuerst als Deutscher und dann - von der Tradition bestimmt oder wahlweise - als Christ begriff. Das mag für manchen Älteren fast sakrileg sein, sollte aber bekannt werden. Man wird also die nationale Hoffnung, wenn man das einmal so sagen darf und wenn man das überhaupt zu wollen vermag, bei diesen jungen evangelischen Christen in anderer Richtung suchen müssen.

Dem Denkenden und Einsichtigen sollte allerdings begreiflich sein, daß gerade diese, dem Vaterland in seiner harkömmlichen Interpretation äußerst kritisch gegenüberstehenden jungen Menschen für die Hoffnung auf ein geordnetes, freies und dem Recht ergebendes Deutschland nicht hoch genug veranschlagt werden können! Denn sie, die das Vaterland nicht mehr als erhabenes Absolutum betrachten und sich als solchen verschreiben können, denen die Möglichkeit genommen worden ist, es heilig, also dem Profanen enthoben, unantastbar zu nennen, die im Gegenteil die Worte Professor Ritters nachvollzogen, nach dem das Vaterland als zur Kreatur gehörend der Sünde unterworfen ist, die es also nur noch, wenn man will, in der Sphäre der praktischen Vernunft zu sehen vermögen und trotz allem, was an ihnen durch das "Vaterland" der Älteren geschehen ist, trotz der beiden auseinandergetriebenen Deutschland den Gedanken an das Vaterland nicht über Bord geworfen haben, sondern sich seinem Anspruch als dem Anspruch des immer noch lebenden deutschen Volkes stellten, gerade sie sollten in ihrer aner kennenswerten Mäßigkeit und in ihrer Bindung an den Herrn aller Völker das rechte Maß heraufführen helfen, unter dem allein dem deutschen Volk eine Zukunft gegeben werden kann. Gerade weil sie nicht mehr im "Vaterländischen" als einem gefährlichen Reli-

gionersatz gefangen sind und Gott als dem Eisen wachsen lassenden Gott der Deutschen huldigen, weil sie deshalb auch nicht mehr an das Vaterland glauben können, wenn das soviel bedeuten sollte wie: seine Kraft daraus saugen, daran auf Gedeh und Verderb hängen und seine ganze Hoffnung darauf setzen, sondern diesen Glauben nur an Jesus Christus kennen und also gegen jeden Versuch gefeit sind, sowohl aus dem Triumph als auch aus der Misere eine besondere göttliche Erwählung des deutschen Volkes abzulesen und eine spezielle, vielleicht ewige Sendung daraus herzuleiten, gerade deshalb sollten sie auch so viel verstanden haben, daß sie nun besonders zu dem Volk gerufen sind, dem sie nach Gottes Willen angehören, und ihm in dem Maße dienen, mit dem sie an den Nächsten, an den konkreten Menschen gewiesen sind. Und daß sie das in Abschung ihres geteilten, vielleicht doch nur noch in der Erinnerung lebenden Vaterlandes auch bereits getan haben und immer wieder tun, braucht nicht beteuert zu werden.

Aber vielleicht ist dieses Vaterland, das sie suchen, gegenwärtig noch ein Niemandland. Wo ist es? Wo wird es Raum finden? Kann es vielleicht nur in der Stille menschlichen Miteinanders sein? Werden die Älteren es wachsen lassen? Wird es für einen Teil Deutschlands beschlagnahmt oder gar ausgeschlachtet werden? Liegt es vielleicht genau in der Mitte der streitenden deutschen Brüder und der getrennten Welten und vielleicht auch in der Mitte der sich gerade noch als Väter und Söhne begegnenden Generationen? Wird man diese Studenten über kurz oder lang "vaterlandslos" oder auch "reaktionär" oder schon Produkte "eines psychopathischen, verkrampften Zustandes" nennen? Aber ich denke, sie werden ihren Weg gehen, weil sie bereits heute in ihren Gemeinden im Osten und im Westen das Vaterland lieben, zu dem sie aus dem alten Vaterland ausgezogen sind, und das zu verwirklichen keiner politischen Institution und auch keinem "vaterländischen" studentischen Verband gegeben ist. Und sie werden diesen Weg auch guten Gewissens gehen, weil sie nun eben als Christen nicht in eine illusionäre "freischwebende Intelligenz" geflüchtet sind, sondern jenes "Metazentrum" haben, das Herr Studienrat Dühr ihnen abpricht, das nur heute anders liegt, und ich meine besser liegt, als vor zehn oder einhundertundfünfzig Jahren, nämlich im Glauben an den in der Armut um des Armen menschengewordenen Gott, von dem gegenwärtig die nichtkatholische Christenheit der Welt in Evanston erklärt, daß er allein die Hoffnung der Menschen und der Völker ist um der Erhaltung von Menschen und Völkern willen.

Jochen Margull, Studentenfarrer, Stuttg.

Der grauenhafte Mißbrauch, der vor allem von 1933 bis 1945 mit den Worten Reich, Nation, Deutschlands Aufgabe und Vaterland getrieben wurde, hat zur Entwertung dieser Begriffe geführt, genau wie der Mißbrauch der Notenpresse die Entwertung einer Währung nach sich zieht. Diesen Mißbrauch erlebte ich nicht nur im Deutschen Jungvolk und in der Hitler-Jugend, sondern auch allzu oft in der Schule durch Studienräte, die heute keineswegs alle in Reserve sind. (Ich war von meinem 10. Lebensjahr an (1939) Mitglied des "DJ" und vom 14. bei der "HJ" und besuchte von 1935 - 1948 die Schule.)

Ich hatte vor 1945 kaum den Mißbrauch dieser Werte erkannt. Aber das entsetzliche Ausmaß dieses Mißbrauchs erkenne ich mehr und mehr. Ich persönlich empfinde keine Bitterkeit zu unseren Erziehern, die in

jener Zeit geschwiegen haben - auch denen gegenüber nicht, die an unserer Verführung aktiv teilhatten. Doch muß ich mein volles Unverständnis den Leuten gegenüber gestehen, die heute schon wieder mit nationalem Pathos, so als ob nichts gewesen wäre, ihre Stimme erheben, sei dies auf politischen Versammlungen, in der Zeitung oder in privatem Gespräch. Diese Kreise merken gar nicht, daß sie mir ein Geld andrehen wollen, das entwertet ist.

Nun ist die Frage von großer Wichtigkeit, wie die deutsche Jugend auf ihre schändliche Verführung reagierte, ob sie, wie es zuweilen behauptet wird, voll von "ganz unmutigen Ressentiments" ist oder gar einem "psychopathischen Zustand" anheimgefallen ist. Auch wenn ich diese Begriffe ihrer häßlichen Anklage entkleide, glaube ich, daß sie im Großen nicht zutreffen. Mir scheint, daß die Jugend den getretenen und geschundenen Begriffen vom Vaterland etwas Ruhe gönnen will, damit diese sich wieder regenerieren können. Diese Jugend meint, eine zeitweilige Stille um das "Vaterland" ist kein Mißbrauch, zumindest ein viel geringerer, als sie ihn vor allem zwischen 1933 und 1945 miterleben mußte. Diese Jugend ist der Auffassung, daß eine nationale Haltung nicht darin besteht, daß man die Worte Vaterland und Reich im Munde führt, sondern daß sie im integralen Bekenntnis zur Geschichte seines Volkes mit all ihrer Größe und all ihren Gemeinheiten liegt. Wer nur um die Größe der deutschen Geschichte weiß und allein von deren Glanz kündigt, hat keine nationale Haltung, sondern ist allenfalls ein Nationalist. Die Studenten auf dem 3. evangelischen Studententag in Heidelberg zeigten bei aller Abwendung vom "Ruhm des Vaterlandes" eine nationale Haltung (auch wenn sie es sich vielleicht nicht eingestehen mögen), indem sie ohne Unterlaß nach Wegen zur Wiedervereinigung Deutschlands suchten.

Ulrich Keitel, München

In der Diskussion um das Vaterland sind bisher Meinungen gesagt worden, die mehr oder weniger aus einer falschen Optik entstanden sind. Man wundert sich, daß, nach dem wir Nietzsche, Spengler, Existentialismus, Relativismus und gar Perspektivismus hatten, es noch möglich ist, daß auf eine Diskrepanz zwischen "Werten" und dem Gefühl realer Menschen für Werte als einzige Antwort der "psychopathische, verkrampfte" Zustand dieser Menschen gefunden wird.

Ich möchte dagegen sagen, daß die heutige Jugend durchaus gesund ist, daß sie durchaus ihr "Metazentrum" besitzt, wenn es auch woanders als vermutet liegt. Wenn man unter weltanschaulicher, ethischer Gesundheit ein Übereinstimmen mit dem jeweils geschichtlich Notwendigen versteht, so wage ich sogar zu behaupten, daß die heutige Jugend weit gesünder ist als beispielsweise die vorhergehende Generation. Denn wir sind allerdings Ent-Täuschte und werden es bewußt bleiben, indem wir mit größtmöglicher Frömmigkeit an die Dinge gehen. Darum "ohne Pathos", also ohne emphatische Hausse der Gefühle. Und wenn Sie, Herr Dühr, zu wissen glauben, daß die deutsche Jugend "sich den Weg sucht durch eine dunkle, schwere Gegenwart in eine ... gläubig bejahte Zukunftsaufgabe", so glaube ich, daß sie zu allererst diese Gegenwart - dunkel oder nicht - zu bejahen gedenkt, ehe sie sich um vage "Zukunftsaufgaben" den Kopf zerbricht.

Genau wie Sie, Herr Dühr, habe ich jene allzu krassen und daher unmißverständlichen Formulierungen bedauert, wie sie in dem Bericht vom Ev. Studententag (DK 33) abgedruckt waren. Heute begrüße ich sie fast, weil sie diese Diskussion angeregt haben.

Krasse, extreme Formulierung sagt nur über das Temperament des Sprechers aus, nicht über seine Anschauung. Wenn Sie diese als krankhaft sich erklären, so tun Sie das, um die angegriffene Sache - hier den "Wert": Vaterland - unbeschadet hochhalten zu können. Daß ein Angehöriger Ihrer Generation, Herr Schlotzhauer (S. DK 35), bereit ist, sich das Gefühl für Begriffe (oder "Werte") wie "Soldatentum, Waffenglorie, und Heldentum aus dem Herzen reißen" zu lassen, zeigt, daß Ihre Generation - wohl aus dem Erlebnis bereits des ersten Weltkrieges, der ersten großen Krise, heraus - die Notwendigkeit dieser Entwertung empfunden hat. Ein Veteran des 70er Krieges hätte Sie dieswegen mit der gleichen diskutablen Berechtigung "psychopathisch, verkrampt" genannt, wie Sie es der heutigen Jugend tun.

Daß Ihrer Generation selbst nicht mehr wohl ist bei dem Begriff "Nationalgefühl", beweist sie dadurch, daß sie spezifiziert: Prof. Ritter spricht von einem "seine Grenzen kennenden Nationalgefühl" (ich verlasse mich auf die Richtigkeit des Berichtes DK 33), Herr Schlotzhauer führt Heuss und Müller-Graaf heran, um von "neuen Maßstäben", "neuem Nationalgefühl", "neuem Geiste" sprechen zu können.

Während der künstlerisch-literarischen Revolution im Beginn unseres Jahrhunderts ist - in Manifesten und frühen Deutungen - viel von solch "neuen" Dingen gesagt worden. Dort war es der natürliche Ausdruck eines Gefühls, das sich der eigenen Definition noch nicht klar war, und als Wichtigstes zunächst sein Anderssein protestierte.

Hier jedoch, wo von "maßgeblicher Seite" der sicher ernsthaft gewollte Versuch unternommen wird, Hilfe und Rat beizutragen, verbirgt sich hinter diesen sinnleeren Worten nur völlige Ratlosigkeit. Was ist denn ein "neues Nationalgefühl?"

Wenn im deutschen Volk das Nationalgefühl so spät heimisch geworden ist, wenn es noch im Dritten Reich unter deutlichen Hinweis auf das Vorbild anderer Völker suggeriert werden mußte, wenn es - schließlich mühevoll geboren - unserer deutschen Liebe für ein volles Maß folgend sofort ins Extrem überschlug, so ist das eine bedauerliche Entwicklung, die abgeschlossen ist und bleibt. So wenig wie im Leben Einzelner läßt sich im Leben der Völker eine unausgereifte und überholte Entwicklungsphase nachtragen. Das mag bitter sein für Ihre Generation. Sie begrifflicherweise wiedergutmachen, Versäumtes nachholen möchte, und ich verstehe vollkommen, daß das "neue" Nationalgefühl ein auf rational gemäßigte Formen beschnittenes sein soll. Aber ein Begriff, der sich ad absurdum gesteigert hat, bleibt absurd auch in der kleinsten und bescheidensten Dosis.

Sie werden erkennen müssen, daß dieses Problem für die heutige Generation abgeschlossen ist, und daß Sie vergebens hoffen, daß wir "Tiefenttäuschten, um Ideale Betrogenen, ein Gleichgewichtsorgan Entbehrenden" zu Ihrem Metazentrum hin wiedergesunden. Denn wir haben unser Metazentrum, und das äußert sich auf weltanschaulicher - sagen wir ruhig: politischer - Ebene so, daß wir "Pathos, also Leid" empfinden, wo es um übernationale Einigung geht, wobei wir selbstredend primär und bedingend für die deutsche Wiedervereinigung eintreten als die Ablösung

eines Gewaltzustandes, als die Sanierung eines Organismus, der seine Daseinsberechtigung aus der Geschichte, nicht aber aus einem leergewordenen Wertbegriff "Vaterland" hat. Vollends sollte man hier den lieben Gott ebenso wenig bemühen, wie er bei der Zerreißung Deutschlands hinzugezogen worden ist.

Worauf berufen Sie sich denn, wenn Sie den Wert von "Vaterland" erhärten wollen? Auf die "Geschichtsgläubigkeit" von Prof. Ritter? - Der Schluß Ihres Briefes ist leider nicht ganz deutlich. Falls ich Sie jedoch recht verstehe, so verdrehen Sie die Positionen: Sie und Prof. Ritter sind es doch, die "Gottes Wille" ins Feld führen, wogegen eben jener ev. Student sich mit Recht verwahrt.

Prof. Ritter sagt weiter, die studierende Jugend habe "immer in der deutschen Geschichte als Träger des nationalen Gedankens gewirkt" und doch auch, daß "von ihr die vaterländischen Ideale über ein Jahrhundert ausgestrahlt worden sind" (eine relativ kurze Periode also). Er erwähnt die Lützowschen Jäger, das Wartburgfest, die Burschenschaften - alles zeitlich fest umgrenzte Daten. Sie selbst wiederum zitieren Prof. Rosenthal: "Das Vaterländische versteht sich immer (hier) von selbst!"

Geschichtsgläubigkeit verlangt m. E. zumindest, daß man zeitlich Gewordenes auch für zeitlich vergänglich hält. Ich brauche mich wohl nicht darüber auszulassen, daß es Zeiten in der deutschen Geschichte gegeben hat, in denen Vaterland und Nationalgefühl nicht existierten. Der Satz von Prof. Rosenthal idealisiert also "Das Vaterländische" und entbehrt jeder geschichtlichen Grundlage. (Es sei denn, der zeitliche Charakter wäre erst von Ihnen fälschlich hineingebracht worden, als Sie den Ausspruch mit "Heidelberg 1954" in Verbindung brachten.) Völlig wird Ihre "Geschichtsgläubigkeit" ein mir dunkles Gebilde, wenn ich an anderer Stelle lese, daß Sie "Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" mit Dumpfheit, Skepsis usw. zusammen als einzige heillose Alternative sehen, falls wir "den Glauben aller Großen an Aufgabe und Sendung streichen".

Glauben Sie bitte nicht, daß wir unsere - die deutsche - Vergangenheit abtun wollten, wenn wir sie auch sehr viel nüchterner als mit "Stolz und Leid"-Gefühlen betrachten. Daß Sie (scheinbar nur) dort die Wurzeln unserer Kraft fühlen, berechtigt Sie vielleicht zu der konsequenten Ableitung eines Wertes, der sich in dem Begriff "Vaterland" kristallisiert. Nun nehmen wir aber heute an, daß unsere Wurzeln in sehr viel fremde Vergangenheit, sogar in sehr viel fremde Gegenwart gehen, woraus sich - wiederum folgerichtig - der Begriff "Übernational" ergibt.

Auch der von Herrn Martin (DK Nr. 35) beigezeichnete und offenbar analog empfundene Zustand der "grünen Insel" beweist höchst wenig von dem Absolutum "Vaterland", noch weniger seine Gültigkeit für uns, sondern lediglich die These, die Spengler von Goethe übernommen und auf die Geschichte projiziert hat: Kein Organismus kann eine seiner Entwicklungsphasen überspringen. Wir haben aber diese Phase hinter uns!

Zu Ihrer Beruhigung möchte ich schließlich erklären, daß wir keine Bilderstürmer sind, die den Großen der Vergangenheit heute in Bausch und Bogen absagen. Aber man darf und muß sich wohl fragen, was wirklich groß und was für uns heute noch gültig ist.

Selbst Schiller, der Kronzeuge aller Vaterländischen, hat manches geschrieben, das kaum über ihn, geschweige denn über sein Jahrhundert hinausreicht.

Lassen Sie mich denn zum Schluß neben Ihren Gewährsleuten, die von Ihnen berufenen "Großen" (Keller, Flex, Arndt) auch einen Großen anbringen: "Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung".

Wichart Müller, Berlin

Als ich Ihre Zeitung zum ersten Mal in die Hände bekam, las ich den Brief des Herrn Studienrat Albrecht Dühr (Nr. 34) zum Thema "Vaterland ist nicht genug". Zwar habe ich weder Ihren Bericht über den Heidelberger Studententag noch "Wiedervereinigung ohne Pathos" in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" gelesen, möchte aber trotzdem einiges zu diesem Thema bemerken.

Vorausschicken muß ich, daß ich seit Anfang dieses Jahres als politischer Flüchtling in Westberlin lebe. Von 1947 bis 1953 lebte ich als Student und später als Lehrer in Ostberlin. Daher bin ich nur ungenügend über die Haltung der Bevölkerung in der Bundesrepublik zur Frage der Wiedervereinigung Deutschlands unterrichtet.

Da ich seit 1945 die Herrschaft der Sowjets und ihrer deutschen Helfer aus eigener Erfahrung kennengelernt habe, liegt mir das Schicksal unserer Landsleute hinter dem eisernen Vorhang ganz besonders am Herzen. Ich habe schon mehrfach feststellen müssen, daß große Teile der Bevölkerung im Westen unserer Heimat recht unklare Vorstellungen über die Situation in Mitteldeutschland haben. Diese Tatsache mag auch ein Grund dafür sein, daß die Wiedervereinigung Deutschlands vom Westen aus teilweise "ohne Pathos" erstrebt wird. Wer nie unter kommunistischer Herrschaft lebte, weiß die Freiheit nicht so hoch zu schätzen wie die Millionen Deutscher, die jene Knechtschaft nun schon fast ein Jahrzehnt ertragen müssen und die sich leidenschaftlich nach der Befreiung sehnen. Noch heute, wenn ich an die Ereignisse des 17. Juni vorigen Jahres denke, bin ich schmerzlich berührt, davon, daß dieser Aufstand nicht zum Erfolg führte, und ich frage mich stets: "Wie lange noch soll dies Elend dauern?" Deshalb muß die Wiedervereinigung Deutschlands mit allem Pathos erstrebt werden, dessen die Jugend (denn auf sie kommt es besonders an) fähig ist. Wir können uns dabei ruhig auf unsere Vergangenheit berufen, doch sollten wir uns hüten, überheblich von der Größe unserer Nation, von Ruhm, Ehre und Vaterland zu sprechen. Viel wichtiger ist es, sich im Kampf um die Befreiung Mitteldeutschlands und aller vom Kommunismus unterdrückter Völker auf die allgemeinen Menschenrechte zu berufen. Diese allein sind letzten Endes ausschlaggebend, wobei es von sekundärer Bedeutung ist, ob Deutschland als selbständige Nation oder als Teil eines geeinten Europa wiedervereinigt wird. Vergessen wir nicht den Schwur des Bundeskanzlers vom 23. Juni 1953, solange nicht zu ruhen, bis die Bevölkerung Mitteldeutschlands befreit und ganz Deutschland in Frieden und Freiheit wiedervereinigt ist.

Hans Müller, Berlin W.

18. September 1954

Ich muß zu Beginn ehrlich gestehen, daß ich froh bin, daß die mit der Nr. 33. aufgeflammte Diskussion um das Vaterland bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist. Auch auf die Gefahr hin, als Nachzügler, ja sogar als etwas überspannter Nachzügler zu gelten, kann ich zu dieser Frage nicht schweigen.

Es scheint mir, als ob in manchem schon die Fragestellung in Heidelberg nicht ganz in Ordnung gewesen sei. Ich spreche den Initiatoren und den Teilnehmern an diesem evangelischen Studententag ihr ehrliches Bemühen, zu einer Klärung der Begriffe zu kommen, gewiß nicht ab. Aber ist ein Thema wie "Reich Gottes - Reich der Deutschen" nicht völlig verfehlt? Stellt man hier nicht Begriffe nebeneinander auf eine Stufe, die gar nicht auf eine Stufe gehören? Sicherlich ist das Anliegen eines jeden Christen zuerst und zuletzt das Reich Gottes. Es ist der Gegenstand seines Glaubens, und alles was über unsern christlichen Glauben hinausgeht oder hinter ihm zurückbleibt, verdient nicht mit dem Wort "Glauben" belegt zu werden. Insofern gehe ich Herrn Weiß (Nr. 36) völlig recht, wenn er fragt: "Gläubig, woran?"

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das Reich Gottes ein Reich nicht von dieser Welt ist, und das Reich der Deutschen ein Reich von dieser Welt. Wir müssen uns weiter klarmachen, daß wir als Christen gezwungen sind, ja verpflichtet sind, in dieser Welt zu leben und, was allzu häufig vergessen wird, zu dieser Welt auch Ja zu sagen. Gewiß ist diese unsere Welt eine gefallene, in der alle Ordnungen und Begriffe ausgesprochen im Widerspruch zum Schöpferwillen Gottes stehen, in der eben alle diese Ordnungen und Begriffe letztlich durch Gott selbst in Frage gestellt sind. Das heißt aber doch nicht, und so möchte ich das 13. Kapitel des Römerbriefes verstehen, daß wir uns über diese Begriffe und Ordnungen einfach hinwegsetzen dürfen. Empfindet doch der Christ selbst die Ordnungen der gefallenen Welt als gnädige Ordnungen Gottes, um die Welt vor dem Chaos zu bewahren. Man lese dazu in der theologischen Ethik von Helmut Thielicke die Lehre vom Naturrecht. Wir wissen, daß wir bei der Bejahung dieser Ordnungen uns immer und überall im Bereich der Sünde bewegen, dürfen das aber im Glauben an die Versöhnung in Christus getrost tun. Wie nahe wir bei einer Negierung dieser Ordnungen dem Chaos kommen, möge uns die heutige Zeit lehren. Ich glaube, daß wir auch heute als Christen ein bewußtes Ja zu unserem Volk und darüber hinaus auch zum Vaterland sagen können, ja - sagen müssen!

Es ist ein erstaunliches Zeichen, daß uns hier im Westen diese Begriffe zerbrechen, während sie drüben bei unsern Brüdern im Osten noch Werte zu sein scheinen, die man im Herzen tragen kann, und für die es sich außerdem lohnt, Verfolgung zu leiden. Es ist weiterhin erstaunlich, daß es gerade drüben Christen gibt, die bei allem Bekennermut auch den Wert Vaterland noch kennen. Ich möchte sogar sagen, daß sich unsere Brüder in Mittel- und Ostdeutschland in einer relativ größeren inneren Freiheit zum Glauben und auch zu dem rein diessseitigen Wert des Vaterlandes bekennen, als wir hier im Westen. Der dringende Ruf nach der Einheit unseres deutschen Vaterlandes ist mit zunehmendem Wohlstand immer matter geworden. Man beginnt sich im Westen einzurichten,

das ist es. Wie leicht ist es doch, von einem Wunsch nach Wiedervereinigung zu reden, von der Notwendigkeit, daß den Brüdern drüben die Freiheit werde, wenn man daheim in relativem Wohlstand und Frieden lebt. Ich traue, mag man mir das verzeihen, den wenigsten deutschen Bundesbürgern heute noch zu, daß sie für die Einheit Deutschlands ihren Wohlstand aufs Spiel setzen würden. Aber warum sagt ihnen niemand etwas davon, worum es eigentlich geht? Weil man Begriffe mißbraucht hat? Verlieren Begriffe durch Mißbrauch ihren Wert? Sind wir uns als Christen nicht seit jeher klar darüber, daß alle Begriffe in dieser Welt dem Mißbrauch ausgesetzt sind? Hat man nicht auch schon rein christliche Begriffe mißbraucht? Aber niemand hat deshalb dieselben in den Abfalleimer geworfen. Fragen wir doch nicht die Bibel, was Vaterland sei. Das steht da nicht drin. Wir können daraus höchstens entnehmen, daß es bestimmt nicht mit dem Reiche Gottes verwechselt oder auf eine Stufe gestellt werden darf. Allerdings kann sie uns auch mahnen, den Wert des Vaterlandes nicht zu verabsolutieren. Aber "Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist". Auch das Vaterland ist eine Ordnung, die wir zu bejahen haben.

Wo liegt denn nun eigentlich der Wert? Doch sicherlich nicht zuletzt darin, daß es ein Land in Europa gibt, das von Menschen bewohnt wird, die alle ein und dieselbe Sprache sprechen, dieselbe Geschichte durchlebt haben, die gleichen Grundlagen der Kultur bejahen. Ich muß, wenn ich ehrlich sein will, hier ganz offen erklären, daß dieses Vaterland für mich in der Tat "von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt" reicht. Ich bekenne, selbst auf die Gefahr hin, als Nationalist, Imperialist oder gar Nazi zu gelten, daß Deutschland als Vaterland für mich nicht identisch ist mit dem Staat von 1937, 1918 oder auch 1871. Deutschland ist für mich der Raum, wo man deutsch spricht, die gleiche Geschichte erlebt hat und auf dem gleichen Kulturboden steht, auch wenn man weithin vergessen hat, daß man eben deutsch spricht und nicht österreichisch, deutsche Geschichte erlebt hat und nicht französische, auf deutschem Kulturboden lebt und nicht auf saarländischem. Alle diejenigen, die heute mit dem Begriff Vaterland nichts mehr anzufangen vermögen, möchte ich fragen, was sie eigentlich erleben, wenn sie einmal von außen an Deutschlands Grenzen kommen, zum erstenmal wieder deutsche Laute vernehmen und zum erstenmal wieder in einer deutschen Stadt vor einem deutschen Dom stehen. Ist es uns eigentlich gleichgültig geworden, ob wir englisch, französisch, russisch oder italienisch reden? Ist es uns nur noch darum zu tun, irgendwo in der Welt in zweifelhafter Sicherheit und in Wohlstand zu leben? Wenn das so ist, dann schreiben wir unsere Zukunft doch ab, dann haben wir es gar nicht besser verdient, als daß andere Völker über uns bestimmen. Dann sind wir sogar in unserem Empfinden hinter denjenigen zurückgeblieben, die heute um ihre nationale Unabhängigkeit ringen.

Ich glaube aber sagen zu dürfen, daß unsere ganze abendländische Existenz ohne Deutschland, und zwar ohne diesen Begriff des ganzen Deutschland, gar nicht möglich ist. Vier Säulen sind es gewesen, auf denen man das Gebäude der europäisch-abendländischen Kultur errichtet hat, Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland. Reißt die Säule Deutschland weg, und Ihr behaltet bestenfalls eine Ruine. Und wenn mir jemand sagen will, dieses Abendland sei ein homogenes Kulturgebiet, der möge mir zunächst die Eigenarten der anderen europäischen Staaten wegdiskutieren, dann aber erst die unseren. Und wenn mir jemand sagt, der

Nationalstaat habe ausgedient und an seine Stelle habe Europa zu treten, so kann ich darauf nur erwidern, daß die Deutschen noch nicht einmal das Glück gehabt haben, alle innerhalb derselben Grenzen zu wohnen, und daß Europa so lange Illusion bleibt, wie nicht das ganze Deutschland seinen Beitrag dazuzuleisten vermag.

Wenn ich weiter oben die Grenzen des deutschen Raumes etwas zu weit gezogen haben sollte, für manch einen wird das so sein, so muß ich auch dazu in aller Offenheit fragen, ob es nicht unsere eigene Schuld ist, daß auch heute die Österreicher von einem Deutschsein nichts mehr wissen wollen. Ist nicht selbst im Jahre 1938 der Anschluß noch freudig vollzogen worden, der seit 1918 immer wieder auch von Österreich gefordert wurde? Ist nicht bereits ein Jahr später, dank unserer nationalsozialistischen Herren, da ein Wandel eingetreten? Haben wir nicht auch im Jahre 1918 in der verkehrtesten Stunde Revolution gemacht? Muß man gerade in dem Augenblick, wo ein nicht selbstverschuldeter Krieg militärisch verloren war, den Repräsentanten der Einheit, den Monarchen ins Exil schicken? Sicher war Wilhelm der Zweite kein Vorbild, aber es war Zeit, seine Macht zu beschneiden, nicht ihn zu entthronen. Ich glaube, daß bei einiger Vernunft im Jahre 1918 ein Jahr 1933, 1939 und 1945 nie von solch erschütternder Bedeutung geworden wäre. Haben wir nicht endlich aus der Geschichte gelernt, daß in den Zeiten, in denen die Deutschen den Wert "deutsches Vaterland" richtig erkannten, Frieden in Europa war? Wollen wir eigentlich nicht sehen, daß der Wert des Vaterlandes heute der einzige Wert ist, den wir dem Bolschewismus noch entgegenzustellen haben? Nicht als Christ, als solcher stehe ich zwischen Ost und West, sondern als Deutscher kann ich überhaupt nur noch bereit sein, mich gegen den Bolschewismus zu verteidigen. Wir haben uns hier im Westen noch nicht einmal die Mühe gemacht, uns mit dieser bedrohenden Gefahr geistig auseinanderzusetzen. Weder die Kirche hat sich bemüht, den dialektischen Materialismus an seinen Wurzeln anzufassen, noch unser Volk als solches hat sich bemüht, klar zu erkennen, daß hier unsere Existenz als Volk radikal in Frage gestellt wird. Christ sein kann ich auch in der Verfolgung, und sicher ist die Kirche immer eine verfolgte Kirche gewesen, das sollten wir uns vor Augen halten. Deutsches Volk sein können wir aber nur in Freiheit. Wenn wir dagegen unseren Wert "Vaterland" selbst in Frage stellen, dann weiß ich nicht, wie wir uns dem Terror und der Unterdrückung entgegenstellen sollen.

Und daß wir wieder zu einer richtigen Wertung des Vaterlandes kommen, dazu verhelfen uns nicht andere Völker, sondern nur wir selbst. Wollen wir doch endlich einmal bei uns anfangen, unsere Fehler und unsere Schwächen aufdecken, sie gleichzeitig aber auch überwinden und in dieser Überwindung innerlich wieder stark werden. Militärische Macht ist uns versagt, vielleicht ist das sogar gut so, aber stellen wir doch uns selbst als Volk, das um seine innere Einheit, die bei aller äußeren Zerrissenheit wieder sichtbar werden muß, weiß, in den Dienst Europas und damit dem Bolschewismus entgegen. Vielleicht wird mehr als dieses Wissen um die innere Einheit als Volk und das Wissen um das wahre Vaterland gar nicht von uns gefordert. Wenn wir um diese Einheit aus ehrlichem Herzen ringen, und darum wissen, wenn uns das Vaterland noch ein Wert bleibt, um den es lohnt, alles an physischer und geistiger Kraft einzu-

setzen, dann werden wir diese Einheit noch einmal erleben, sonst nicht. Und wir wollen dabei nicht vergessen, daß wir im Augenblick als Nationalhymne nur die dritte Strophe des Deutschlandliedes singen, daß ihr aber noch zwei Strophen voraufgehen, die es uns erst ermöglichen, die dritte ganz zu verstehen. Ich meine, es gibt heute wie ehemals, auch unter der Jugend, noch Menschen, die national denken, oder besser, deutsch denken, ohne gleich Nationalsozialisten oder Chauvinisten zu sein. Man möge mir verzeihen, aber wenn ich heute an Deutschland denke, dann tut mir das in der Seele weh.

Günther Mies, cand. theol., Dortmund

2. Oktober 1954

Es ist sicher gut, daß Herr cand. theol. Mies bei seinen Ausführungen zum Thema Vaterland (D.K. Nr. 38) von der eigentlichen Fragestellung des Evangelischen Studententags ausgeht und von hier aus seine Meinung zu begründen versucht. Aber man versteht nicht ganz seine Kritik. Warum soll es nicht möglich sein, Gottes Reich und das Reich der Deutschen in einem Atemzug zu nennen. Ein Christ ist nicht nur Angehöriger des Reiches Gottes, sondern ebenso Glied einer bestimmten menschlichen Ordnung, auf verschiedener Ebene, selbstverständlich, aber doch immerhin so, daß eine beständige Wechselwirkung da ist: Ein Christ soll als Christ in seiner menschlichen Ordnung leben, und er soll als Glied dieser Ordnung in Verantwortung vor Gott stehen. Es ging in Heidelberg nicht darum, Kompetenzen abzustecken zwischen dem Reich Gottes und dem Reich der Deutschen, sondern nur darum, einen Teil weltlicher Staatsbürgerpflicht als Christ zu erfüllen.

Herr Mies erwähnt ein wenig resigniert die Historie und glaubt, "daß bei einiger Vernunft im Jahre 1918 ein Jahr 1933, 1939 und 1945 nie von solch erschütternder Bedeutung geworden wäre". Die in Heidelberg versammelten Studenten, die (nun schon sprichwörtlich) wenig mit der Vergangenheit anzufangen wußten, glaubten das sicher auch. Aber sie hofften auch, daß "bei einiger Vernunft" im Jahre 1954 für die Zukunft Deutschlands noch einiges zu retten sei, und darum rechneten sie so radikal mit allen "Werten" ab, die ihre Gefährlichkeit in der Vergangenheit zur Genüge bewiesen haben. War es ein Wunder, daß man das "Vaterland" nicht verschonte?

Begriffe sind immer dann gefährlich, wenn niemand recht weiß, was sie eigentlich bedeuten, und doch jeder ihnen irgendeinen Wert beimißt.

Man sehe sich das "Vaterland" von Herrn Mies an: Nachdem Herr Mies festgestellt hat, man könne die Bibel nicht fragen, was das Vaterland sei, hält er es für eine weltliche Ordnung im Sinne des viel strapazierten Wortes aus Römer 13 ~~"Gott dem Kaiser, was der Kaisers ist"~~, obwohl hier ganz eindeutig nur der Staat, die staatliche Obrigkeit, nicht aber das Vaterland gemeint sein kann: Vaterland und Staat sind eben nicht identisch; das wissen wir heute besser als je zuvor. Schließlich erfahren wir an Hand des einleuchtenden Beispiels von heimkehrenden Deutschen, daß Vaterland ein Gefühlserlebnis, ein Empfindungswert ist. Gefühle und Empfindungen sind subjektiv. (Man denke an die ausdrücklich subjektiv angenommenen Vaterlandsdimensionen des Herrn Mies.) Subjektives aber ist nicht allgemeinverbindlich definierbar. Die Gefährlichkeit des Begriffes "Vaterland" ist damit offenkundig.

Es ist sicher nicht richtig, "daß der Wert des Vaterlandes heute der einzige Wert ist, den wir dem Bolschewismus noch entgegenzustellen haben". Es gibt wahrlich höhere Werte! Z. B. den der Freiheit, der übrigens auch vielen Menschen in Mitteldeutschland mehr bedeutet als der des Vaterlands. Man soll es darum auch den Bundesbürgern nicht zu sehr verübeln, wenn sie für die Einheit Deutschlands ihren Wohlstand nicht aufs Spiel setzen wollen. Vermutlich sind sie desto eher dazu bereit, wenn es um ihre Freiheit geht oder um die ihrer Brüder im Osten. Gerade hier lag ja auch ein Ergebnis des Evangelischen Studententags: Man wollte auf nationales Pathos verzichten und sich dafür in opferbereiter Nächstenliebe mehr um den Bruder im anderen Teil Deutschlands kümmern. Die Frage der Wiedervereinigung sieht dann ganz anders aus.

Nun noch eine kurze Bemerkung zum Deutschlandlied. Deutschland erstreckt sich weder von der Maas bis an die Memel noch von der Etsch bis an den Belt. Man muß das heute wohl wieder ausdrücklich feststellen. Die erste Strophe des Deutschlandliedes hat mit Gegenwart nichts zu tun. Sie kann heute nur eine zweifelhafte Vergangenheit oder eine noch zweifelhaftere Zukunft meinen. Der Blick in die Vergangenheit ist im allgemeinen nicht gefährlich, in diesem Falle aber auch nicht sehr erhehend. Dagegen läßt der Blick in die Zukunft alles offen. Großdeutschland als Wunschbild kann wieder zum Programm werden, und Programm bedeutet hier die moralische Verpflichtung jedes Deutschen, für die Wiederherstellung Großdeutschlands einzutreten. Das bedeutet unter Umständen auch Krieg, Krieg, der niemand glücklich machen würde, weder die Italiener und Tiroler an der Etsch, noch die Dänen am Belt, weder die Niederländer an der Maas noch die Ukrainer und Chinesen an der Memel. Das muß man einfach mal sehen. Jeder der sich an solchen Liedern ergötzt, läuft Gefahr, den nächsten Nationalkrieg im Stillen mit vorzubereiten. Was nützt da schon ein Bekenntnis zu Europa?

Leider gibt es heute noch Millionen von Deutschen, die das nicht sehen wollen, weil ihnen Gefühle so lieb sind. Herr Mies schließt seine Zuschrift mit den Worten: "Wenn ich heute an Deutschland denke, dann tut mir das in der Seele weh!" Manchmal scheint es, als sollte man den Satz aufgreifen und schreiben: "Wenn ich heute an die Deutschen denke, dann tut mir das in der Seele weh!"

Werner Terpitz, stud. jur., Bonn

9. Oktober 1954

"Noch ein Wort zum Thema 'Vaterland'" wurde der Diskussionsbeitrag von Herrn Günther Mies in Nr. 38 überschrieben. Um der Sache willen darf damit nicht das letzte Wort gesprochen sein. Das verdient schon die erfreulich lebhaft geführte Diskussion nicht. Drum sei versucht, in Rede und Gegenrede einige Sachverhalte klarzustellen und andere möglichst klipp und klar herauszustellen.

Zweifellos müssen wir uns stets neu bewußt machen, daß wir auch als Christen gezwungen, ja, verpflichtet sind, in dieser Welt zu leben und zu dieser Welt auch Ja zu sagen. Gerade diese unsere Lage aber läßt uns das Thema von Heidelberg "Reich Gottes - Reich

der Deutschen" zu einem echten Problem werden. Dessen Erörterung wurde also durchaus zu Recht auf die Tagesordnung gesetzt. Obwohl Herr Mies jenes Thema als völlig verfehlt bezeichnet, stellen seine hierauf folgenden Ausführungen nichts anderes dar als einen verspäteten Beitrag zur Heidelberger Diskussion. Also steht es ihm - im Zeichen der Redefreiheit und der freien Meinungsbildung - vollkommen frei, zu erklären: "Ich glaube, daß wir auch heute als Christen ein bewußtes Ja zu unserm Volk und darüber hinaus auch zum Vaterland sagen können, ja - sagen müssen!" Gerade in diesem Punkt indessen scheiden sich die Geister. (Von ebendiesem erschütternden Ergebnis haben ja die "Deutschen Kommentare" sofort berichtet und der Diskussion hierüber erfreulich viel Raum gegönnt.) Deshalb ist es müßig, sich über jene "vaterlandslosen Gesellen" zu entrüsten oder, wie es Herr Mies zu tun für richtig hielt, allerlei "erstaunlich" zu finden, auf anderswo lebende Menschen hinzuweisen und gar den Lauf der Geschichte zu beklagen. Geschehenes läßt sich nicht rückgängig machen. Selbst dann, wenn Herr Mies recht hätte, "daß der Wert des Vaterlandes heute der einzige Wert ist, den wir dem Bolschewismus noch entgegenzustellen haben", - selbst dann stünden wir vor der Tatsache, daß eben dieser Wert des Vaterlandes für sehr viele, vor allem junge Deutsche erschüttert und in Frage gestellt ist. Zutreffender wird es sein, festzustellen, daß es für zahllose Deutsche nur noch auf dem Papier - leider nicht einmal auf Landkarten und in Atlanten - ein Vaterland gibt, das Deutschland heißt. (An diese brennende Wunde rührt die Frage von Herrn Mies, was einer erlebe, wenn er "von außen an Deutschlands Grenze" komme und ob es uns nur noch darum zu tun sei, "irgendwo in der Welt in zweifelhafter Sicherheit und in Wohlstand zu leben".)

Darum geht es in der Tat einzig und allein, daß einem das Vaterland, das Deutschland heißt, irgendwo und irgendwann zum Erlebnis wird und daß dieses Erlebnis Gültigkeit behält, also nicht durch Verhalten und Maßnahmen der Staatsmänner und eigenen Volksgenossen bis auf den Grund in Frage gestellt oder gar, wie geschehen, entwertet wird. (Demgegenüber ist das bindungslose Verlangen nach Sicherheit und Wohlstand ein Zeichen der Zeit, das es zu erkennen gilt und dem man verständnisvoll und tatkräftig handelnd allein die verderbliche Spitze, die ins Herz des ganzen Volkes und vor allem der Jugend gerichtet ist, abbrechen kann.) Das Vaterland aber kann, wie gesagt, nur einen Wert im Bewußtsein des einzelnen darstellen, wenn es jedem dieser einzelnen Volksgenossen zum Erlebnis geworden ist, - ganz gleich zu welchem Zeitpunkt seines Lebens dies geschieht, wenn das Erlebnis des Vaterlands nur für die Dauer des Lebens gültig bleiben kann. Hier tut sich der Unterschied auf, der bereits zum Teil in den Diskussionsbeiträgen Ausdruck gefunden hat. Was Auffassung und Haltung unserer Großväter und Väter geprägt hat, das haben viele der Altgewordenen über Krieg und Zusammenbruch hinweg lebendig im Herzen bewahren können. Völlig verschieden davon ist für die HJ- und Front-Generation mit der sie prägenden Gewalt zugleich auch die Prägung selbst entwertet worden. Die nachwachsende Jugend dagegen hatte und hat es besonders schwer, ein lebendiges Bewußtsein von unserem Vaterland zu bekommen. Sie kennt nur Krieg, Zusammenbruch und deren Folgen, ein in Zonen zerrissenes Land, von dem man ihr sagt, es müsse wiedervereinigt werden, ja, es sei unteilbar. Aber man sagt ihr das nur, tut jedoch, wie diese Jugend scharfsichtig erkennt, recht wenig oder zu wenig für die Wiedervereinigung dieses erklärtermaßen unteilbaren Deutschlands.

Infolgedessen braucht man sich nicht zu wundern, wenn vielen jungen Deutschen das Vaterland, das Deutschland heißt, kaum mehr als ein Wort, in den meisten Fällen ein leerer Begriff ist.

Aus alledem erhellt, wie notwendig es ist, diese Leere, wie sie in Heidelberg erschütternd aufgedeckt wurde, neu aufzufüllen. Dabei können etwa die Fahrten von jungen Deutschen in die nahe und ferne Fremde beitragen, indem sie Kenntnis der fremden Umwelt und Unterscheidungs- und Urteilsvermögen fördern und die Liebe zum eigenen Land wecken oder erst richtig bewußt machen. Am wichtigsten aber wird es sein, daß die Politik und das Verhalten aller Deutschen sinnfälliger, überzeugender, als es bisher vielfach der Fall war, gesamtdeutsch ausgerichtet und vom Willen bestimmt wird, das unteilbare Deutschland wiederherzustellen und -erlebbar zu machen.

Gerade solche gesamtdeutsche Politik und von der Verantwortung für das ganze Deutschland deutlich bestimmte Taten aller Deutschen sind auch die einzige Hilfe, auf welche die Jugend in der Sowjetzone angewiesen ist und auf die sie bangend hofft. Noch besitzt sie die innere Kraft zur Zweigleisigkeit im Denken und Reden. Das heißt, noch vermag sie, nur nach außen hin sowjetisiert zu erscheinen, noch ist sie es innerlich nicht. Eine unnennbare Sehnsucht und Hoffnung erneuert täglich jene Kraft zur Zweigleisigkeit. Was aber geschieht, wenn diese Sehnsucht auf die Dauer unerfüllt bleibt, wenn sie allenfalls mit schönen Reden abgespeist wird, die nicht von Taten begleitet werden und die nicht dem verheißenen Ziel näher bringen? Genug, es ist leicht vorauszusehen, was dann geschieht, wenn diese Jugend enttäuscht wird und ihre inneren Kraftquellen versiegen, weil die Sehnsucht nach Wahrheit und die Hoffnung auf Freiheit vergeblich waren; die Jugend der Sowjetzone wird dann auch innerlich überwältigt, gleichsam eben doch von den Tatsachen überzeugt. Noch kann sie sich dessen erwehren. Wer weiß, wie viele schon jetzt innerlich überwunden sind. Aber je länger jene Hoffnung und jene Kraft - dazu immer deutlicher: sinnlos - verbraucht werden, desto größer die Gefahr. Ja, die Jugend drüben "glaubt noch immer an den Westen", wie in Nr. 39 ein Lehrer aus der Zone versichert. (Aber, wie lange noch - kann sie zweigleisig leben, weil sie der Glaube an den Westen dazu befähigt?) Wie lange noch kann sie - "glauben ohne zu schauen"?

"Noch ist es Zeit, aber es wird auch Zeit, daß man im Westen erkennt, daß nicht nur der Osten eine Gefahr ist", sondern daß sich eine nicht geringere Gefahr im Westen breitmacht, die ihrerseits dem Osten neue Nahrung gibt." In der Tat, "man sollte die Zeichen erkennen und danach handeln, ehe es zu spät ist"!

Schließlich ist doch wohl folgendes zu bedenken: Ohne daß Deutschlands Zerrissenheit beseitigt und die deutsche Einheit in wirklich absehbarer Zeit wiederhergestellt wird, kann jene Leere haben und jene Not drüben nicht überwunden werden, - gibt es für die junge Generation kein Vaterland, das ihr zum Erlebnis werden kann. - Ohne daß wir Deutschen alle, auch die Jungen und Jüngeren, ein lebendiges Bewußtsein vom Vaterland besitzen, ohne daß uns Deutschland als Vaterland zum Erlebnis geworden ist und gültig bleibt, kann unser Volk nur als äußerer und innerer Torso Teil und unvoll-

kommenes Glied der europäischen Familie werden. Ohne daß wir Deutschen einen vollwertigen Beitrag liefern, wird auch Europa von vornherein ein äußerer und innerer Torso sein und bleiben.

"Man" möchte gern den dritten Schritt ohne die beiden ersten tun. Die Marschstiefel sind bereits geschmiert. Zu wessen Heil und Segen?

Gerhard Ihme, Stuttgart

Zur Diskussion um das Vaterland sei dem Urheber eine kurze Erwiderung auf die Briefe gestattet, die meine Stellungnahme arg zerzausen zu müssen glaubten: Ich freue mich aufrichtig, die Verteidiger der jungen Generation auf der Plan gerufen zu haben: Denn ihre Briefe erlauben, mancherlei Mißverständnisse zu klären.

Ich nenne kurz das Wesentliche: 1. Ich konnte mich in meinem Briefe an die D.K. nur an das halten, was ich in den Berichten über die Heidelberger Tagung las! Das waren wörtliche Zitate! Und diese sind und bleiben für die ältere Generation erschütternd maßlos und weltfremd. - Vielleicht hätte Kenntnis eines Gesamtprotokolls mein Urteil gemildert. Doch geben die nun erfolgten Erwiderungen mir keinen Anlaß, Wesentliches aus meinen Ausführungen zu streichen. - Ich wundere mich im Gegenteil, daß meine Darlegungen recht schlimm mißdeutet, meine religiöse und Lebens-Anschauung verkannt werden konnte. Man hätte sorgsamer lesen sollen.

2. Auch diese Diskussion offenbart die merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß man, indem man die gleichen Worte gebraucht, doch aneinander vorbeiredet, weil man von seinem einseitig geprägten Begriff aus den Sinn, den der andere hineinlegt, entstellt und kritisiert. - Setzt bitte, wenn Euch das Wort "Glauben und Gläubigkeit" stört, an seine Stelle Zuversicht, Vertrauen, Liebe, dann löst sich aller Widerstreit! - Und: wem E. M. Arnolds Wort "Vaterländchen" (für Rügen) in den Ohren nachklingt, der weiß um die Geschichte dieses Wortes etwas und um seinen Gehalt und hört nur diesen alten schönen Klang - fern von allem Nationalismus und Bombast!

3. Ist es nicht überhaupt eine Untugend unserer Zeit, sich über Worte zu ärgern, ihnen einen gar zu fest geprägten Sinn aufzuerlegen und auf diesen dann mit Keulen loszuschlagen? Sollte man nicht bestrebt sein, mit mehr schlichter Sachlichkeit und Bedächtigkeit sie zu gebrauchen und zu würdigen? (und lieber greuliche Nazi-Relikte zu tilgen, wie "fanatisch", "vordringlich" etc.?) - Vielleicht aber ist diese hier gewünschte Fähigkeit ein schöner Vorzug des Alters, der Erfahrung. Es ist mir schlechthin unmöglich, einem Worte all das aufzuladen an Antipathie, was maßlosen Menschen gebührt, die diese Worte mißbrauchten. Laden nicht junge Menschen so den Worten die gleiche Schuld auf, die "den Deutschen" schlechthin von den Siegern ob der Hitler-Sünden aufgeladen wurden? Kollektives Urteilen hier wie dort! - Dem Worte "psychopathischer Zustand" darf dgl. "häßliche Anklage" keinesfalls beigelegt werden! Wie kann von "Anklage" die Rede sein, wo lediglich ein Zustand gekennzeichnet werden sollte? Und schreiben nicht die Seelenärzte in der Schweiz und anderswo uns Deutschen allen "Psychopathie" zu? Sind wir doch alle aus der Bahn geworfen, verloren mehr oder weniger "das Metazentrum". - Und dieses, das "Metazentrum" wünschte ich doch den rätselnden Studenten von Herzen wahrlich nur für die diesseitigen Aufgaben! - Ich weiß: es bleibt die schwere Antinomie:

"Niemand kann zwei Herren dienen." Wenn schließlich möglicher "Mißbrauch" entscheidet über das, was man zu suchen und zu meiden hat, was hat dann vor Gott und Jesus Christus Bestand? Hat der Mensch nicht sogar immer wieder den Namen Gottes, Christi und der Kirche schändlich mißachtet und mißbraucht?

4. Ich darf es nun wohl aussprechen, da man gegen Phantome anritt: Ich habe mit den Fragen: "Schuld" im Dienst des "Vaterlandes", des "Reiches", des Staates und Verantwortung vor Gott und den Menschen mich wohl ebenso schmerzhaft und unerbittlich auseinandersetzen müssen wie die jungen Menschen - und nicht nur im Anschluß an die Schrift von Karl Jaspers (1945) - bis auf den Grund des Herzens und Hirnes, damals, als Deutschland nach dem Wahnsinnstoben eines schließlich Tollwütigen zusammenbrach, als die Belsengreuel offenbar wurden und Deutschlands Jugend hinter Stacheldraht büßte für die Schande anderer und grübelte um den Sinn dieses Geschehens und ihres Daseins. Da mußte ich Klarheit zu gewinnen suchen, wenn ich in Briefen und Denkschriften dieser Jugend zu helfen suchte und ägl. dann mir und meinen Kindern in der wahrhaft sinnlosen, stupiden "Entnazifizierung". - Es widerstrebt mir, mich näher darüber auszulassen. Was ich aus dem Zusammenbruch des Reiches, im Widerstreit der Forderungen: "Reich Gottes - Reich der Deutschen" an Folgerungen gewann, habe ich dann versucht, in Vorträgen in engen kirchlichen Kreisen darzulegen unter der Signatur: "Politeia - Paideia". Das sollte heißen: Große Politik, wahre Staatskunst kann nur das Ergebnis sein tiefster Verantwortung vor Gott. Dazu aber gilt es zu erziehen; d. h. zu Demut, Maß und Bescheidenheit (den mittelalterlichen Tugenden: diemuet, mâze, bescheidenheit). - Meine "Geschichtsgläubigkeit" sieht also die Geschichte bestimmt durch das Wirken gott-naher und gott-ferner Menschen. Arndt und Stein sahen es nicht anders!

5. Nimmer ist in diesem Sinne irgend eine Epoche für uns "tot", vollends nicht das 19. Jahrhundert - trotz alledem, was Ärgernis ist. - Ist Bismarck tot? Ich denke: das Büchlein von Prof. Meyer: "Bismarcks Glaube" lehrte unwiderleglich, wie dieser gewaltige diesseitige Mann seufzte als sündhafte Kreatur unter der Gewissensforderung des dem Jenseitigen verantwortlichen Menschen. - Wir wissen, daß es um Stein und Arndt, die gläubigen Christen, nicht anders stand. - Wir sind wie sie "Wanderer zwischen beiden Welten".

Was ist die letzte Folgerung für den Christenmenschen, wenn Völker von Machthabern in oft teuflischem, machtgerigem Tun gegeneinander oder gegen ein friedliches Volk geführt werden und wenn es um Leben und Freiheit des Volkes geht? Niemand befreit ihn in der Antinomie: "Reich Gottes - Reich der Deutschen", den Sünden- und Schuld-Zoll zu zahlen. - An den Erfolg eines neuen "Kosmopolitismus", nämlich den einer Hierarchie, vermag ich nicht zu glauben.

Noch eines sei schlicht ausgesprochen: Ich trage eine unüberwindliche Scheu in mir, den Schein auch nur zu wecken, als wisse ich um Gottes Willen und Weg für uns Menschenkinder und -völker. Darum ist mir oft angst und bange um die Worte der Alleswissenden. Sie haben die Ehrfurcht nicht vor dem Deus absconditus.

A. Dühr, Celle

Ich glaube an mein Vaterland

Es könnte der Eindruck entstehen, daß die evangelische Studentenschaft zum Thema "Vaterland" stellvertretend für alle Studenten spricht. Darum möchte ich das Gedicht eines unbekanntes ostdeutschen Studenten aus der russischen Zone zur Kenntnis bringen.

Ich glaube an mein Vaterland,
Das ist mir ein Gebot,
Es ist mein allerhöchstes Pfand
In dieser tiefsten Not.

Der liebe Gott, er hält die Hand,
Sie ist so prüfend schwer
Wohl über unserm Vaterland,
Er läßt sie nimmermehr.

Er hört des Herzens Jammerschrei
Und kennet alle Last,
Er zeigt uns immer wieder neu
Den Weg aus dieser Nacht.

Drum halt' ich fest und bleibe treu,
Was ich bei Gott gelobt,
Daß keines Heuchlers Stimme sei
Mir Weisung in der Not.

Joh. Lichtenberg, Wiesbaden

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung
11. August 1954

V a t e r l a n d , B l u t u n d E h r e . . .

Auch mich hat das Diskussionsergebnis meiner Kommilitonen in keiner Weise beeindruckt. Wenn Deutsche den Mythos vom "heiligen Vaterland" auch nur erwähnen, ist von vornherein Vorsicht geboten. Es ist doch nur natürlich, daß jeder Mensch seine Heimat und sein Vaterland liebt, was er besonders tief empfindet, wenn er länger in der Fremde war oder ausgewandert ist. Aber ist es nicht auch so, daß die Deutschen es verabscheuen, wenn solche "inneren" und ureigensten Gefühle von den Akteuren politischer Szenen als Massenparolen propagiert werden? Gerade heute ist es wieder an der Zeit, daß die ernste Selbstkritik aufrichtiger deutscher Menschen gehört und auch verstanden wird. Die Mehrzahl der Parteien und deren Anhänger liegen "schief" und sind wieder sehr geneigt, der allzu leichtgläubigen "Seele des deutschen Volkskörpers" dieselbe alte Rolle in neuer Verkleidung vorzuspielen. Diese lange genug praktizierte "Politik der Enge" muß und wird da überhaupt jede Existenzberechtigung verlieren, wo sich durch die Wiedergeburt des Einzelbewußtseins das Individuum als organischer Bestandteil eines "weiten" Ganzen erkennt und empfindet und wo die in der Freiheit gebildete und erzogene Persönlichkeit ihre Rechte und Pflichten in und für ein "heiliges Vaterland aller Europäer und Menschen" ausübt. "Der Weg zu einer Einigung führt über das Erwachen und Sichselbstverstehen." (K. Jaspers.) Das steht natürlich in Gegensatz zu den erstarrten Phrasen "Vaterland, Blut und Ehre", die in den Commercibüchern der studentischen Korporationen noch ein völlig überflüssiges und vergilbtes "Druckdasein" fristen.

F. E.

18. August 1954

V a t e r l a n d s l o s e G e s e l l e n ?

Bad Kreuznach, 15. August

Nicht die zynische Unbeschwertheit und pubertätsbedingte Wichtigtuerei, mit der die nach einem unpolitischen Vorzeichen ausgesuchte Studentenjugend nihilistische Antworten auf Fragen gab, für die sie nicht zuständig ist, sondern das Ausmaß, in dem sich die in den Begriffen "Vaterland" und "Nation" aufgewachsenen Alten von dem vaterlandslosen Nihilismus der Zwanzigjährigen beeindruckt zeigten, war das eigentliche Kuriosum des Heidelberger Evangelischen Studententages. Es ist ein Versagen der Alten, nicht der Jugend, wenn sie dem Trugschluß unterlagen, als sei aus Kindermund - man verzeihe uns diese Verdeutlichung! - so etwas wie ein Orakel, ein gottgerichtliches Urteil über Wert und Unwert von Dingen zu vernehmen, an die ein Fragezeichen zu setzen wir selbst uns nicht scheuen. Ein ernstes Wort wäre mit den Veranstaltern zu reden, die durch ihre Themenstellung die Tagung von vornherein schief angelegt hatten. Die Tagung stand unter der Frage: "Heilig Vaterland?" Das war eine Suggestivfrage. Es gehört schon ein Übermaß von geistiger Vorurteilslosigkeit dazu, sich bei einer solchen Themenstellung von dem diffamierenden Unterton freizumachen und nicht der Suggestion der Formel zu unterliegen, hier handele es sich um politische Ketzerei. Daß Zwanzigjährige, die sich einbilden, die Welträtsel gelöst zu haben, wenn sie gerade eben ihr Lehrbuch buchstabieren können, noch von den Schulbänken her den Ballast ihrer Umerziehung durch unsere besatzungsgesteuerte Nachkriegspädagogik mit sich tragen, ist ihnen kaum zu verdenken. Daß aber Studentenseelsorger, von denen doch vermutlich die geistigen Impulse zu dieser Tagung ausgingen, von vornherein eine politisch verbogene Fragestellung wählten, ist eine anrühige Spekulation à la baisse. Mit ihrer zwielichtigen Themenstellung haben sie den politischen Nihilismus ausgesät, der dann in den Antworten der Studenten aufwucherte. Vor allem ist es ein Trugschluß, zu glauben, daß die im buchstäblichen Sinne vaterlandslose Anschauung einer nicht unbedingt symptomatischen Studentenschicht die beherrschende Gesinnung der kommenden politischen Generation sein werde. Denn selbst wenn die Sprecher der tausend Studenten das ausgedrückt hätten, was heute die Mehrzahl ihrer Altersgenossen empfindet, so würde das nichts darüber besagen, was diese gleichen Menschen in der Mitte ihres Lebens empfinden werden, wo allgemeinhin erst der Zeitabschnitt erreicht wird, in dem sich die bis dahin mehr oder weniger gefühlvoll nachgesprochenen Vokabeln "Vaterland" und "Nation" durch eigenes Erleben und Erkennen zu werthaltigen Begriffen entwickeln. Wenn es nach Platon ginge, wäre in Heidelberg niemand auf die Idee verfallen, unfertige Lehrlinge der Wissenschaften über letzte Entscheidungen der Politik zu befragen, da diese nach griechischer Faustregel nicht Sache von Halbwüchsigen, sondern den reiferen Jahrzehnten vorbehalten ist.

AZW

21. August 1954

S t u d e n t e n - d u m m e B u b e n ?

München, 18. August

Die Zuschrift AZW in Nr. 66 ist von auffallender Inkonsequenz gekennzeichnet. Dieselben jungen Studenten, die von den Patrioten gelegentlich ihrer Erinnerungen an das Wartburgfest oder Langemarck

oder andere mehr oder weniger symbolische Jugendvorstellungen als Helden oder Hüter des "heiligen Vaterlandes" gefeiert werden, sind nun auf einmal so etwas wie dumme Buben, wenn sie "das Vaterland" ein Phantom nennen, mit dem sehr unsympathische Erfahrungen gemacht wurden und das deshalb recht düstere Empfindungen weckt. Die Äußerungen der Studenten waren fraglos überraschend, jedoch im Sinne einer positiv zu bewertenden Müchternheit. Der "Zeitabschnitt, in dem sich Vaterland und Nation durch eigenes Erleben und Erkennen zu werthaltigen Begriffen entwickeln", ist, was erklärt werden muß, keine Erscheinung des individuellen Lebensalters, sondern gehört einer überlebten Generation an, die sich naturgemäß von antiquierten Sentimentalitäten nicht zu trennen vermag. Das Land, in dem man lebt, und der Staat, zu dem man gehört, sind vom "Erleben" unabhängige Fakten und verdienen nur Anhänglichkeit, wenn sie Leben und Zugehörigkeit durch ihre Prinzipien wertvoll machen. Dadurch kann sich eine Verbundenheit bilden, die fester ist als das verstaubte Surrogat, für das AZW sich ereifert.

E. G.

25. August 1954

Was soll aus diesen Studenten werden ... ?

Fürth i. B., 20. August

Am Grabe des heiligen Vaterlandes. Nichts gegen den Bericht an sich über diese sehr traurige Tagung. Was ich aber vermissen, ist jegliche Stellungnahme Ihrerseits zu dieser kaum glaubhaften Kundgebung deutscher (evangelischer) Studenten, deutscher Jugend, die ja wohl dazu berufen ist, einmal an irgendwelchen maßgebenden Stellen tätig zu sein; mit solcher Einstellung dürften es allerdings saubere Aussichten werden. Viel Spaß für diese Zukunft! Daß mehr als tausend Teilnehmer dieser Tagung einen solchen Absud vaterländischer Gesinnung von sich geben und daß keiner hiergegen schärfsten Widerspruch erhoben hat, ist wahrlich mehr als beschämend, für die Alten wie für die Jungen! Haben diese jungen Menschen wirklich niemals und nichts vernommen und geschaut von den unsterblichen geistig-seelischen Gütern ihrer deutschen Heimat, ihrer Sprache, Lieder und Gesänge, ihrer Dichtung und ihrer Bauten, ihrer Musik und Malerei, nichts gespürt und erlauscht von dem ewigen Geheimnis ihrer Landschaft, der Wälder, Berge, Flüsse und Seen, dem Segen der Stätte, da sie geborgen in Vater- und Mutter-Hut einst das Licht der Welt erblickten und in seinem Leuchten groß geworden sind. Haben sie wirklich niemals das Werden des Frühlings erlauscht, die so beglückende Stille einer Winternacht im Schneetreiben erlebt oder eine Wanderung unter dem nächtlichen Sternenhimmel durch reife Felder, am rauschenden Fluß, am weiten Meer? Sind diese jungen Menschen tatsächlich so von allen guten Geistern verlassen, daß sie ein derartig faßes Geschwätz tagelang abspulen wie seelenlose Roboter? Dann wäre allerdings höchste Zeit, daß entweder eine gültige, helfende Hand behutsam eingreift oder aber, daß diese Menschen nochmals von einem harten Geschick aufgerüttelt werden, ohne sie als tote Schlacken und taube Hüllen verderben. Ich habe selbst den Krieg 1914/18 vier Jahre lang an der Front und 1939/45 im Luftschutz in der Heimat und danach unter den sogenannten Befreier miterlebt. Niemals würde ich mich zu solch traurigen Äußerungen, wie sie in Heidelberg gemacht wurden, verstehen können. Allerdings bin ich inzwischen auch 70 Jahre alt geworden.

R. L.

Jugend - maulhalten!

Stuttgart, 18. August

Geradezu mit Entsetzen habe ich soeben in Nr. 66 die Aussprache "Vaterlandslose Gesellen" gelesen. Diese "Halbwüchsigen", von denen AZW spricht, waren seit Urväterzeiten immer dazu gut, das Maul zu halten und die Knochen für die klugen Leute der "reiferen Jahrzehnte" dann hinzuhalten, wenn diese reiferen Jahrgänge etwas angezettelt hatten, das sie glaubten nur noch mit Mord und Totschlag lösen zu können. Höchstfalls darf dann der "unfertige Lehrling der Wissenschaft" als Infanterieleutnant seinem Zuge voraus mit gezogenem Degen und hurra-brüllend sein Leben auf dem "Altar des heiligen Vaterlandes" opfern. Und wenn dann alles nicht hilft, wenn dann das Blut der "Zwanzigjährigen", die eben "ihr Lehrbuch buchstabieren können", umsonst geflossen ist und die Allwissenden "aus der Mitte des Lebens" davonlaufen (durch Selbstmord oder ins Exil nach Holland), dann schreit man nach der Jugend, die "zu feige" ist, die Verantwortung zu übernehmen, die die ganze Last dem Alter aufbürdet, die sich hinter Mutters Rockzipfel verberge oder was weiß ich für Vorwände habe, um sich nicht an der Verantwortung beteiligen zu müssen. Und dann wird die Jugend wieder so lange poussiert, bis sie einem empfindlichen Herrn der reiferen Jahrgänge auf die Zehen tritt - oder gehört er schon den Jahren der Senilität an, daß ihn "pubertätsbedingte Wichtigtuerei" so empfindlich jaulen läßt (übrigens: AZW hat von Biologie wenig Ahnung; wenn einer studiert, hat er die Pubertät meist schon einige Jahre hinter sich; wann der geistige Abbau beginnt, das ist allerdings höchst unterschiedlich, bei manchen schon in der Mitte des Lebens). Post scriptum: Ich bin über die Jahre der Jugend hinaus, die hier getadelt werden sollte - ich habe sie in Rußland verbracht -, aber dennoch zähle ich mich zu den Jungen, denen jene eifersüchtigen "Greise" heute das Wort und das Vorwärtskommen verbieten wollen. Aber - AZW - soweit sind wir noch nicht, daß man uns zurufen dürfte: Jugend! - Stillgestanden! - Maulhalten! - Verrecken!

wph.

28. August 1954

Gegen das Mythische eines heuchlerischen Begriffs

Leverkusen, 24. August

Auf eine Zuschrift, wie die des R. L. aus Fürth, habe ich schon lange gewartet. Wenn jemand das seelische Ringen junger Menschen, "die einmal an maßgeblichen Stellen tätig sein werden", als ein "fades Geschwätz soulloser Roboter" bezeichnet, dann hat er - trotz seines Alters - noch nicht begriffen, worum es bei der augenblicklichen Diskussion geht und welchem großen historischen Fragezeichen sich jeder denkende junge Mensch gegenüber sieht. Die angeführten romantisch-leichtbeschwingten Verse (ähnlich den Herz- und Magenliedern von Männergesangsvereinen!) bezweifelt ja niemand in ihrem menschlichen Wertgehalt, sie haben aber mit der Problemstellung überhaupt nichts gemeinsam. Deshalb, weil die Jugend den Mut zur Initiative und zum "Anderssein" hat, braucht man keine Angst vor der Zukunft zu haben. Eine Jugend, die redet und zweifelt, und in einem durchdringenden Wahrheitsbewußtsein lebt, ist wertvoller als eine, die alles "Mythische und Mystische eines heuchlerischen Begriffs" einfach oder aus einer falschen romantischen Vorstellung hinnimmt und dafür marschiert, verdorbt und stirbt.

G. E.

1. September 1954

Was hat die Winternacht mit dem Vaterland zu tun?

Nürnberg, 25. August

Jeder nachdenkliche Leser Ihres Berichts "Am Grabe des heiligen Vaterlands" und der anschließenden Diskussion muß von der darin aufgezeigten Tragik ergriffen und erschüttert sein. Wer will es der Jugend verübeln, wenn sie aus dem grauenhaften Erleben zweier Generationen ihre eigenen Folgerungen zieht und dabei in verzeihlichem Schwung ein wenig über das Ziel hinausschießt? Wenn sie ein unerhörtes, aber verständliches Mißtrauen den "Liedern und Gesängen, Vater- und Mutterhut, nächtlichem Sternenhimmel, reifenden Feldern und der beglückenden Stille einer Winternacht" (gibt es dies alles nur im "Vaterland"?) entgegenbringt? Auch der Schreiber dieser Zeilen ist mit diesen, genau diesen romantischen Vorstellungen im Alter von 18 Jahren ins Feld gerückt. Aber die verkehrte Rechnung ging erst auf, als aus der Addition von 6 Jahren Krieg fürs heilige Vaterland plus 5 Jahren Sowjetgefangenschaft als Ergebnis eine hundertprozentige Kriegsbeschädigung herauskam. Welche wache Jugend sollte hieraus nicht die berichteten Konsequenzen ziehen?

W. B.

4. September 1954

Was wissen die Studenten vom Vaterland?

Darmstadt, 1. Sept.

Wenn junge Menschen zu den Begriffen "Volk" und "Vaterland" nicht ja sagen können, dann bedeutet das nicht, daß die Realitäten Volk und Vaterland durch solche Meinungsäußerungen irgendwie berührt wären. In solchen Äußerungen kommt nur unzulängliche Lebenserfahrung zum Ausdruck. Mir will es scheinen, als ob es sich bei dem, was hinter den Worten Volk und Vaterland an Realität steht, um Unsterbliches handelt, das man nicht begraben kann. Die jungen Studenten haben sich wohl auch nicht ganz klar ausgedrückt, wenn sie sagten, daß ihnen die Begriffe "Vaterland" und "Volk" nichts mehr bedeuteten. In Wirklichkeit sagen ihnen diese Begriffe "noch nichts", deshalb, weil sie sie noch nicht mit eigener Lebenserfahrung ausfüllen können. Zur Zeit sind ihnen die Begriffe noch leer. Wie diese heute jungen Menschen urteilen werden, wenn sie erst 40 oder 60 Jahre alt geworden sind, darüber ist ihnen heute eine Aussage nicht möglich. Der Begriff Volk und Vaterland ist ein archimedischer Punkt. Wer auf ihm nicht stehen kann, ist ohne Halt. Es bleibt zu prüfen, wer besser zum Aufbau Europas geeignet ist: Menschen, die zu ihrem Volke ja sagen, oder solche, die zu ihrem Volk und Vaterland nicht mehr ja sagen können. Ob die letzteren nicht auch der Gefahr ausgesetzt sind, viel leichter landesverräterischen Angeboten zu entsprechen?

R. I.

11. September 1954

" H e i l i g V a t e r l a n d "

München, 8. Sept.

Es ist beruhigend, daß eine solche Aussprache stattfindet. Als ich jung war - Verzeihung, ich bin "schon" 33 -, da war das heilige Vaterland Dogma, eine Diskussion daher unmöglich. Die Erkenntnis, daß

am Dogma vom heiligen Vaterland etwas faul sein könnte, wurde zu teuer erkaufte. Interessant an den Zuschriften, die Sie veröffentlichten, ist mir, daß sich die Generations-Geister zu scheiden scheinen. Die "alten Herren", die uns in den Krieg geschickt haben, werden es sich gefallen lassen müssen, wenn wir versuchen, den faulen Zauber zu entlarven. Wir gehören auch nicht zu jenen Leuten, die die jetzige Jugend gern etwas in Uniform sähen, um sich inzwischen auf bessere Pöötchen zu begeben. Wir hätten diese zwar wahrlich notwendig, denn die uns fortschickten, scheinen oft eifersüchtig zu sein, daß wir schon wieder und noch so zahlreich da sind. Bei einer Bestandsaufnahme, was mir noch vom heiligen Vaterland geblieben sein könnte, konnte ich nichts entdecken ... oder doch, ja, die Männer vom 20. Juli 1944, aber damit werde ich den "alten Herren" sicher erneut zum Ärgernis. Wer würde heute schon wagen, der Jugend die Männer des 20. Juli zum Vorbild zu geben? Aber ohne Vorbilder kein heilig Vaterland.

A. Sch.

Das hier vorgelegte Material ist eine Auswahl der in der inländischen Presse erschienenen wichtigen Beiträge zum 3. Deutschen Evangelischen Studententag. Das Generalsekretariat wäre für eine Übersendung in der Zukunft erscheinender Äußerungen, hauptsächlich in der Studentenpresse dankbar.

Verantwortlich: Jochen Margull.

Von Bruno Dechamps

Wie viele Jahre sind eigentlich vergangen seit jener denkwürdigen Diskussion evangelischer Studenten über das „Vaterland“? Ein Dutzend rasch vorbeifliegender Jahre. Damals sprach man zum erstenmal wieder in der breiten Öffentlichkeit über das Thema, das vielen Älteren heikel schien. Die junge Generation aber zeigte sich — von bedeutungslosen Randerscheinungen abgesehen — scheinbar recht unbefangen und eines Sinnes: Warum sich über eine Sache ohne Gegenwart und Zukunft groß erregen? Aller Nationalismus ist böse, aber auch vorbeiüberflüssig scheint selbst die Mühe, aus dem blutig und giftig gewordenen Topf ein paar gesunde Körner herauszufischen.

Gewiß, es gab Proteste in tremolierendem Pathos von alt gewordenen und doch naiv gebliebenen Kindern einer früheren Zeit, die es irgendwie fertiggebracht hatten, sich Nationalismus mit gutem Gewissen zu bewahren. Und ein Chor von Weisen begann die inzwischen zum Gemeinplatz gewordenen Unterschiede von Nationalismus, Patriotismus, Heimatstolz und Loyalität zum Gemeinwesen zu predigen. Diese unterscheidenden Scherenschnitte in Weiß auf Schwarz gehören seither zum festen Bestand pädagogischer Feierstunden. Die Diskussion schlüpfte indessen bald unter die Decke. Die Sache schien erledigt.

Aber das Mißtrauen blieb wach. Drinnen und draußen. Drinnen war ja alle Gelassenheit nur gespielt. Wie konnte, wie kann, wie dürfte das bis heute anders sein? Der Ismus mit seinem ambivalenten Stammbaum und seinem schauerhaften, nicht zufälligen Abgleiten in Wahnsinn und Verbrechen trug die Schuld am Elend der Nation. Diese Einsicht macht immun. Aber diese Erfahrung läßt kein Vertrauen in die Sicherheit der Immunität zu. Eine übergroße, zuweilen auch krankhafte, aber ehrende Empfindlichkeit bleibt. Auch sie kennt die weisen Unterscheidungen zwischen der bösartigen Geschwulst des Ismus, gutartigen Gemütswucherungen und notwendiger Tugend. Aber sie neigt manchmal dazu, Gespenster zu sehen.

Draußen ist die Gespensterseherei eine Liebeserei geworden. Eine Art Rassismus glaubt offenbar, eine böse Spieciart des Nationalismus sitze in den Chromosomen der Deutschen, nicht in ihrer Geschichte. Seine Anhänger sehen alles, was diese unsinnige These zu stützen scheint, unter ein Elektronenmikroskop. Das könnte die Hypochondrie des schon geheilten Patienten selbigen; die moderne Medizin weiß, daß Hypochonder die Krankheit, die sie fürchten, bisweilen mit eben dieser Furcht erst ausbrüten. Solche Behandlung neigt außerdem dazu, Symptome der Gesundheit — beispielsweise die ganz normale, mäßige und gebotene Vertretung „nationaler“ Interessen, also die außenpolitische Tätigkeit jeder Regierung — als Nationalismus zu mißdeuten. Es ergibt sich die Groteske, daß Vertreter nicht überwundener Nationalismen bei uns nach Bazillen fahnden, die sie selbst ausstreuen.

Nun verzerrt solche Mikroskopie nicht nur harmlose Selbstverständlichkeiten. Bei der Verjährungsdebatte beispielsweise kam auch Krankhaftes zutage. Es zeigten sich Störungen des Geschichts- und Selbstbewußtseins, die zur Sorge durchaus Anlaß sein können. Gefährlich sind sie aber lediglich als möglicher Nährboden eines neuen Nationalismus, auf dem bei weiteren ungünstigen Einflüssen allerhand Unkraut sprießen könnte. Bisher wächst auf diesem Boden nahezu nichts bemerkenswert Bedrohliches

— man ist versucht zu sagen: erstaunlich und bewundernswert wenig. In geteiltem Land ist freilich nichts sicher.

Der General de Gaulle hat geglaubt, die Störungen deutschen Selbstbewußtseins wie die des französischen vorbeugend damit kurieren zu sollen, daß er den Deutschen zurück, was er den Franzosen einhämmert: sie seien ein „großes Volk, ja, ein großes Volk“. Natürlich wollte er uns nicht zum totalitären oder gar biologischen Nationalismus von gestern zurückrufen. Hat er den von vorgestern im Sinn: das Jungeuropa Mazzinis, Michelets und Mickiewicz des dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts? Zwar aus liberalem Geist geboren und von einer Bruderschaft freier Nationen träumend, ist dieser „Völkerfrühling“, 1948 mit der Zweiten Republik in Paris angeblasen, schon am Ende dieses selben Jahres vergangen. Mindestens in Mittel- und Osteuropa begann man folgerichtig, nationale Macht und Gewalttat anzubeten und der Freiheit vorzuziehen. Der General will offenbar bei dem „realpolitischen Nationalismus“ der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bleiben, Sendungsbewußtsein und Fremdenfeindlichkeit eingeschlossen. Für einen Franzosen ist das vielleicht unverfänglicher als für einen Mitteleuropäer. Für Deutsche ist es kein mögliches Rezept. Die große Lektion unsere Geschichte lehrt uns das Gegenteil.

Manche bei uns scheint das Aufeinander-Encinander von „Selbstbewußtseinsinventur „nach zwanzig Jahren“ und de Gaulles provozierendem Lehrstück in Nationalismus dennoch zu verwirren. Sie finden es schwer, die beiden ganz verschiedenen Sachen auseinanderzuhalten. Da sauber zu scheiden, scheint die erste Notwendigkeit. Die zweite ist die Unterscheidung sehr verschiedener Strömungen des Nationalismus. Der französische ist wie der angelsächsische als Zwillingsgeschwister des Liberalismus entstanden. Aber ungleich diesem nicht als einseitiger. Während die Angelsachsen nie die individuelle, die bürgerliche Freiheit der nationalen Einheit untergeordnet haben, schlug schon die Französische Revolution in totalitären Nationalismus um. Ins klassische Land römischen Rechts zog perfektionierter Zentralismus ein, der nur in einheitlichen Herrschaftsordnungen zu denken verstand, nur Über- und Unterordnung, Hegemonien kannte. Das genossenschaftliche Recht und der Föderalismus, auf deren Grundlage allein Europa heute denkbar ist, blieb ihm fremd. Aus Friedrich Schlegels „Gott in Frankreich“ wird heute als Schlüssel zum Verständnis französischer Schwierigkeiten auf dem Weg nach Europa zitiert: „Hier waltet die Schwäche eines Staates, der den Glauben an die Solidarität der Völker verloren oder nie besessen hat und aus dieser moralischen Vereinsamung fortwährend politische Schlüsse zieht. Frankreich ist stark genug, um mit dieser seiner Schwäche die ganze Welt zu beschäftigen, ja, um für sie zu werben und sie als positives Gut zu proklamieren.“

Man muß die französischen Schwierigkeiten verstehen. Man kann sie respektieren. Wir dürfen uns aber weder in sie hineinziehen lassen, noch sehen wir uns dazu verlockt. Auf den von Napoleons Heeren exportierten Nationalismus hat ein deutsches Echo reagiert. Eben das hat uns inzwischen belehrt und kuriert. Der von de Gaulle exportierte Nationalismus kann in Deutschland vielleicht für einen Augenblick irritieren. Ein positives Echo kann er nicht haben.

Institut

Archiv